

Haus, Dorf, Stadt

Reinhold Freiherr von Lichtenberg







HAUS DORF·STADT

EINE ENTWICKLUNGS-GESCHICHTE
DES ANTIKEN STÄDTEBILDES VON
REINHOLD FREIH. VON LICHTENBERG



VERLAG VON RUDOLF HAUPT · LEIPZIG 1909

GT 172
LC

101

Architectura autem constat ex ordinatione, quae graece *τάξις* dicitur, et ex dispositione, hanc autem Graeci *διατάξις* vocitant, et *enrythmia* et *symmetria* et decore et distributione, quae graece *οὐζορρυθμία* dicitur.

Vitruv I, 2.

Namque aliter Aegypto, aliter Hispania, non eodem modo Ponto, dissimiliter Romae, item ceteris terrarum et regionum proprietatibus oportere videntur constitui genera aedificiorum.

Vitruv VI, 1.

Inhalt.

Seite

Einführung. Künstliche Waffen und Wohnungen der Tiere. — Entwicklung unterschiedet den Menschen vom Tiere. Die Not als Grundlage der Kultur. — Älteste, natürliche Wohnstätten der Menschen. — Der Wald als Wohnstätte. — Höhlen als Wohnung. — Die Höhle von Mas-d'Azil. — Kultur und Kunst der paläolithischen Zeit. — Anfänge künstlicher Wohnungen. Wohngröten. — Langes Nachleben der Wohngröten. — Die Muschelhaufen. — Die Wohngruben. — Ergebnisse der Sprachvergleichung für die Urgeschichte. — Vermutungen über die Religion der älteren Steinzeit. — Vermutungen über Gesellschaftsformen der älteren Steinzeit 1-12

Erster Abschnitt. Hütte und Zelt. Unterschied zwischen Hütte und Zelt. — Die Hütte des Romulus als Beispiel ansässiger Lebensweise. — Die jüdische Stiftshütte, ein Zelt, als Beispiel nomadischer Lebensweise. — Mittel zur Erkenntnis der ältesten Formen der Hütte. — Erhaltene Reste von Hütten. — Die Hausurnen. Das Grab als Wohnung des Toten. — Vergleich mit modernen Hüttenformen. — Brenngruben. — Dachkonstruktion der Hausurnen. — Türen und Fenster an den Hausurnen. — Die Kuppelgräber. — Das Atreusgrab zu Mykenae. — Zur Wölbtechnik. — Echte Wölbung in Mesopotamien. — Falsche Wölbung in Ägäa. — Die Etrusker als vermeintliche Erfinder der Wölbung und die Meeräuberzüge Ramses III. — Das Blockhaus. — Die Pfahlbauten. — Die Terremuren. — Der arische Auenhof. — Die Bedeutung des Hofes ist noch heute im Sprachgebrauch zu erkennen. — Der semitische Innenhof 13-53

Zweiter Abschnitt. Die Entwicklung des Hauses. Die Bedeutung des Materiales für die Entwicklung des Raumgefühls. — Der Steinbau in Ägypten. — Unterschied zwischen Wohnhaus und Monumentalbau in Ägypten. — Die ägyptische Dekoration ist funktionskonstruktiv. — Der babylonische Lehmziegelbau. — Auch die babylonische Dekoration ist funktionskonstruktiv. — Der Holzbau Kleinasiens. — Die ägäische Architektur. — Troja. — Das Megaron und die Vorhalle. — Die Mauertechnik am ägäischen Palaste. — Die ägäische Säule. — Gebälke, Dach und Gesamtansicht. — Anderweitige Gemächer des Palastes. — Die Paläste auf Kreta. — Auf dem Festlande war eine Seekultur. — In Kreta auch stark Ackerbaukultur. — Unterschied von Burg und Palast. — Der Grundriß des Megaron zeigt überall den gleichen Grundgedanken. — Unterschied des kretischen Innenhofes gegen den semitischen. — Material und Aufbau der Paläste in Kreta. — Treppen in Kreta. — Die übrigen bestimmaren Räume. — Die Lichtschächte. — Die Badeszimmer. — Der Thronsaal. — Übereinstimmung von Knossos und Phaistos. — Der Palast von Arne. — Die Umfassungsmauern. — Troja. — Mykenae. Tiryns. — Arne und Knossos. — Erklärung dieser Unterschiede. — Der Leondari Vuno

auf Kypros. — Der ägyptische Palast. — Der Palast Vorderasiens. — Die Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft. — Das einfache Haus. — Die sogen. Königsvilla von Knossos. — Das bürgerliche Haus auf Kreta. — Der mutmaßliche Stadtplan von Knossos. — Babylonisch-assyrische Baupläne. — Erhaltene babylonisch-assyrische Wohnhäuser. — Ägyptische Baupläne. — Ägyptische Hausmodelle 54—116

Dritter Abschnitt. Der Zusammenschluß der Einzelhäuser zu Gemeinwesen. Bedeutung der Sippe. — Der Einzelhof und das Sippendorf. — Das Pfahldorf. — Die Crannogs. — Thrakische Pfahldörfer. — Die Terremarnen und ihre Orientierung. — Blockhausdörfer Mitteluropas. — Steinzeitliche Dörfer Mitteluropas. — Gegen die leider noch nicht ausgestorbene Phönikerhypothese. — Langes Nachleben der Rundhütte im Süden. — Siedlungsschichten von Orchomenos. — Rundhüttdörfer in England. — Cahernamatirech. — Langes Nachleben dieser Siedlungsart in Irland und Schottland. — Erklärung dieser Erscheinung. — Natürlicher und künstlicher Schutz der ältesten Siedlungen. — Erinnerung an schützende Hecke im Sprachgebrauch. — Dörfer in den Berichten des Tacitus und Cäsar. — Erhaltene Reste befestigter Dörfer in Mitteluropa. — Römische Berichte über germanische Dörfer. — Griechische Berichte über griechische Dörfer. — Entstehung von Städten durch Zusammensiedlung von Dörfern. — Dorfentwicklung erläutert an Canatello, Orchomenos und Gurnia. — Kretische Metochien 117—144

Vierter Abschnitt. Die Entwicklung der ältesten Stadt. Über den Unterschied der Ortsbezeichnungen. — In den Dörfern gab es noch keine Trennung nach Gewerben. — Ökonomische Gründe für Stadtgründungen. — Politische Gründe für Stadtgründungen. — Ägyptische Residenzen. — Vorderasiatische Residenzen. — Der griechische Synoikismos. — *Polis* und *Asty*. — Wohnburg und Fluchtburg. — Älteste griechische Stadt- und Burgbefestigungen. — Bedeutung der Burg für die Stadtentwicklung. — Orientalische Burgen haben andere Bedeutung. — Ägyptische Festungen. — Mesopotamische Festungen. — Die Nubagen als Burgen. — Ethnologische Verhältnisse der italischen Halbinsel. — Italische Siedlungsarten. — Oppidum. — Der italische Stadtgründungsritus. — Die Lehre vom *templum*. — Die Gründung Roms. — Urbs. — Einfluß der Bodenverhältnisse auf die Limitation. — Stadtgründungen durch *ver sacrum*. — Andere Kolonisationsbedingungen bei Handelsstädten. — Der Ritus bei Städtezerstörungen. — Griechische Kolonisation. — Die Hafenstädte 145—178

Fünfter Abschnitt. Die Teile des Stadtbildes in älterer Zeit. Das Stadtbild des ältesten Athen. — Veränderungen des Hausgrundrisses in der Stadt. — Die Straßen. — Plätze. — Die symbolische Bedeutung des Prytaneion. — Einfachheit des ältesten Stadtbildes. — Kapelle, Temenos und Tempel. — Umwandlung des Megaron zum Tempel. — Das *templum in antis*. — Der Peripteros. — Das Heraion zu Olympia. — Andere Denkmäler als Belege späterer Umwandlung. — Der alte Athentempel der Akropolis. — Die Stadt eine verhältnismäßig junge Bildung. — Auf Kreta ist die Stadtbildung älter. — Langes Nachleben des Megaron und seine Bedeutung für unsere Erkenntnis. — Ansätze späterer Entwicklungen kenntlich auf Kreta. — Wasserversorgung und Bestattung. — Sammelstellen des Wassers vor der Stadt. — Sammelstellen des Wassers in der Stadt. — Wasserleitungen. — Brunnenhäuser. — Stilistisch Auffälliges an Brunnenhäusern. — Akroterion und ionisches Kapitell gleichen Ursprunges. — Andere scheinbare Mischungen dorischen und ionischen Stiles. — Späteres Beispiel am Parthenon. — Gemeinsame Wurzel beider Stile im Megaron. — Bestattungsplätze. — Die Schachtgräber von Mykenae. — Knappgräber und bienenkorbartige Gräber. — Das Stadtbild außerhalb Griechenlands. — Auch älteste italische Städte sehr einfach. — Häufig Schwierigkeiten in der Wasserversorgung. — Italische Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen. — Älteste italische Nekropolen. — Künstliche Hügel als Gräber. — Die Riesengräber Sardiniens. — Dieser Typus scheint

nicht arisch zu sein. — Verbreitung dieses Typus außerhalb Sardinien. — Ethnologische Folgerungen daraus. — Kleinasien. — Ägypten. Memphis. — Älteste ägyptische Nekropolen. — Die Mastabas. — Die Pyramiden. — Die Totentempel. — Wandlungen der Anlage in Oberägypten. — Theben. — Die thebanische Totenstadt. — Medinet Habu. — Der el Bahri. — Die Felsengräber	179—218
---	---------

Sechster Abschnitt. Die jüngere Entwicklung des Stadtbildes. Babylon. — Die Paläste. — Die Tempel. — Prozessionsstraßen. — Straßennamen. — Kanäle. — Die griechischen Städte. — Die Lage der Städte. — Die Stadt bei Kritsa. — Die Agora. — Athen vom fünften Jahrhundert an. — Stadtverschiebung von Süden nach Norden. — Die Agora. — Die Akropolis vor den Perserkriegen. — Die Akropolis nach den Perserkriegen. — Banten außerhalb der Akropolis. — Entstehung des Theaters aus dem Kulte. — Entwicklung des Theaterbaues. — Das Dionysostheater. — Choragische Denkmäler. — Das Odeion. — Die Pnyx. — Stadtteile und der Kerameikos. — Die Nekropole. — Die Neustadt Hadrians. — Das Stadion. — Der Peiraiens. — Die Schiffshäuser. — Thera. — Hellenistische Städte Kleasiens. — Priene. — Agora. — Ekklesiasterion. — Das hellenistische Theater. — Römische Umwandlungen im Theaterbau. — Der Demeter-Tempel. — Gymnasium und Stadion. — Die Wohnhäuser einfach, jedoch Weiterbestehen des Megaron-typus. — Milet. — Ephesos. — Die Prunkstraße. — Artemision und Wasserleitung. — Stadion und Gräber. — Pergamon. — Der Burgberg. — Die Theater-Terrasse. — Die Unterstadt. — Das römische Pergamon. — Die Tunnli. — Hellenistische Städte des Ostens. — Die Säulenstraßen. — Neue Formen der Grabmäler. — Oberirdische Grabbauten. — Griechische Kultorte. — Das italische Stadtbild. — Etruskische Felsengräber. — Verbreitungsgebiete und Formen der Felsengräber. — Rom. — <i>Forum romanum</i> . — Die Kaiser-Fora. — Jupitertempel, Circus, Theater. — Stadtmanern. — Thermen. — Römische Gräberstraßen. — Rundbanten als Gräber. — Verschiedene andere Grabformen. — Wasserleitungen. — Hafenanlagen. — Römische Städte außerhalb Italiens. — Verschiedene Anlagen der Amphitheater. — Pompeii. — Das entwickelte italische Haus. — Die Fora von Pompeii. — Das <i>forum triangulare</i> . — Paestum. — Schlußwort	219—275
--	---------

Literaturverzeichnis	276—280
---------------------------------------	---------



Vorwort.

Lange hat es gewährt, bis dieses Buch endlich erscheinen konnte, viel länger, als ich gehofft und gewünscht hatte; denn für Weihnachten 1907 war es bereits angekündigt, und doch sind noch viele Monate darüber ins Land gegangen, ehe das Versprechen erfüllt werden konnte. *Habent sua fata libelli* ist ein altes Sprüchwort, das wahrlich nur zu begründet ist. In Berlin im Sommer des vorigen Jahres begann ich das Buch, dessen Plan ich schon lange in mir hatte reifen lassen. Mancherlei dringende andere Arbeiten verhinderten mich, es vor meiner Abreise zu vollenden. Ende September mußte ich eine größere Forschungsreise antreten, die mich über Sardinien, Sicilien, Athen und Kreta schließlich nach Ägypten führte. Auf dieser ganzen Reise begleitete mich das Manuskript, aber des zumeist fehlenden literarischen Materiales wegen war es mir nur in Athen und Kairo möglich daran weiter zu arbeiten. Mit dem Ausbaue der Gedanken war ich aber auch in den Zeiten meiner durch die Verhältnisse erzwungenen schriftstellerischen Untätigkeit beschäftigt, und ich darf wohl sagen, daß diese unfreiwillige Verzögerung durch die Reise, die zwar anderen wissenschaftlichen Zwecken diene, auch diesem Buche in Vielem zugute gekommen ist. Gar vielfach hatte ich Gelegenheit, teilweise durch Wiederbesuch mir altbekannter Ausgrabungsstätten, teilweise dadurch, daß ich manche Gegenden ganz neu kennen lernte, meine Anschauungen und Ansichten in vielen Punkten zu erweitern und zu vertiefen und auch neues Abbildungsmaterial in eigenen photographischen Aufnahmen zu sammeln. So konnte mancher Gedanke mehr ausreifen und an Ort und Stelle richtiger gefaßt werden, als es am heimischen Schreibtische möglich gewesen wäre. An gar manchen Stellen dürfte auch die Frische der Darstellung dadurch gewonnen haben.

Wohl ist schon mehrfach über antikes Siedlungswesen und über das Stadtbild geschrieben worden, aber erstens fast nur in geographischer oder politischer Beziehung, und zweitens sind diese Arbeiten teilweise in älteren Werken, teilweise in Zeitschriften so versteckt, daß sie schwer einem größeren Leserkreise zugänglich werden. Der Gedanke, der mich leitete, war aber ein ganz anderer als der der bereits bestehenden

Vorarbeiten. Ich habe es mir zur Aufgabe gesetzt, das Entstehen und Werden und die Entwicklung des Stadtbildes vom kultur- und kunstgeschichtlichen Standpunkte aus zu schildern, was trotz des vielen sehr Interessanten, das diese Auffassung bietet, bis jetzt noch nicht geschehen ist. Weiters suchte ich die Bedingungen zu ergründen, wieso aus dem gleichen Bedürfnisse aller Menschen, das zur Wohnung führte, und aus naturgemäß überall gleichen Anfangsgestaltungen dieser Wohnung sich in der fernerer Entwicklung so gewaltige Unterschiede im Aussehen des Hauses sowohl als im Anblicke des Dorf- und Stadtbildes einstellen konnten, so daß bei jedem der großen Kulturvölker des Altertums Haus und Stadt, sowohl nach der Seite der praktischen Einteilung als nach der des künstlerischen Schmuckes, von Grund aus verschieden sind. Ich war dadurch gezwungen zuweilen auch auf die Gebiete der Völkerpsychologie, der Ethnologie und Geschichte überzugreifen. Es ist dies ein Grundsatz, dessen Notwendigkeit zwar noch nicht allgemein anerkannt ist, dem sich aber die Altertumforschung auf allen ihren Gebieten nicht mehr länger wird verschließen können. Denn sowohl die Ausgrabungen der letzten Jahre von Persien bis Spanien, wie die Ergebnisse der orientalistischen Sprachforschung, sowie der vergleichenden Mythenforschung haben uns Völkerbewegungen und Völkerverbindungen kennen gelehrt, die es unmöglich machen, fernerhin die Archäologie auf Griechenland und Rom zu beschränken und sie für diese Länder als eine Tochter der Philologie mit etwas ästhetischem Beigeschmacke zu betreiben. Unser so überaus reiches, teilweise freilich zuweilen auch noch Rätsel bietendes Material zwingt den Altertumsforscher nun große Vergleichsreihen aufzustellen, in diesen das einzelnen Völkern und Gegenden allein Eigene auszusondern und für das Gemeinsame Erklärungen zu finden; das heißt unsere Hauptaufgabe ist jetzt, Kulturwege und Kulturgrenzen möglichst zu umschreiben. So wird der Kultur- und Kunstgeschichtsforscher unwillkürlich und notwendig zum Ethnologen und Rassenforscher. Der aufmerksame Leser wird auch in dem vorliegenden Buche die hier geschilderten Gedankengänge deutlich erkennen können.

Darum hatte ich selbst zuerst das Buch nur rein wissenschaftlich für einen engeren Kreis von Fachgenossen schreiben wollen, erst auf Zureden des Herrn Verlegers entschloß ich mich, das Thema, das ja wohl sicher allgemein interessant sein dürfte, für einen möglichst großen Leserkreis zu bearbeiten. Man denke aber nicht, daß ich bei der Abfassung darum nun sorgloser und weniger kritisch vorgegangen sei. Ich habe dennoch das gesamte, von anderen bereits gelieferte, wissenschaftliche Material, so weit es mir nur irgend erreichbar war, herangezogen und verwertet, und die mancherlei neuen Ergebnisse eigener Forschungen gründlich selbst kritisch untersucht und vielfach an Ort und Stelle oder vor den Denkmälern in deutschen, italienischen, griechischen Museen und dem von Kairo nachgeprüft.

Bloß auf die äußere Ausgestaltung hatte diese allgemeinere Fassung Einfluß. Manches mußte ich, um auch dem gebildeten Laien verständlich zu sein, breiter ausführen, und, zuweilen der Deutlichkeit halber scheinbar Wiederholungen bringen, was schon darum nötig wurde, weil ich dem Zwecke des Buches entsprechend den ganzen sonst erforderlichen Apparat gelehrter Anmerkungen unterdrückte und lieber alles, was zu sagen, oder worauf hinzuweisen war, in den eigentlichen Text mit aufnahm. Infolgedessen habe ich unter das Abbildungsmaterial auch nicht die Namen der Werke, denen die Bilder entnommen sind, gesetzt, da diese dem Laien zum großen Teile doch schwer zugänglich sind, und der Gelehrte, der ein oder das andere nachprüfen will, auch die Quellen der Bilder aus dem im Anhange beigegebenen, gründlichen Literaturnachweise leicht herausfinden wird. Bloß eine Unterscheidung habe ich bei den Abbildungen durchgeführt, um vielleicht manches vergebliche Suchen zu ersparen, ich habe nämlich zum Unterschiede von den anderen Werken entnommenen Bildern eigene photographische Aufnahmen mit dem Vermerk „(Eigene Aufnahme)“ versehen.

So möge dies Buch nun in die Welt gehen und für die in kunst- und kulturgeschichtlicher sowie ethnologischer Beziehung so interessanten Fragen des antiken Siedlungswesens auch in weiteren Kreisen Interesse erwecken.

Einige störende Druckfehler sind leider stehen geblieben, die ich den Leser zu verbessern bitte. Auf S. 37 ist nämlich natürlich Ramses III. statt wie dort Ramses II. zu lesen. S. 184 Randnote ist symbolische statt symboliale zu lesen. Ferner steht S. 171 Randnote Die Lehre von templum statt Die Lehre vom templum.

Theben in Oberägypten,
Deutsches Haus, den 16. Juli 1908.

Prof. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg.

Noch einmal mußte eine mir sehr bedauerliche Verzögerung in der Vollendung dieses Buches eintreten. Bald nachdem obiges Vorwort geschrieben war, befahl mich auf der Insel Cypern infolge geistiger Überarbeitung, die ich mir auch während des heißen Hochsommers in Ägypten zugemutet hatte, eine schwere Krankheit, die mich Monate lang am Arbeiten verhinderte, so daß ich das fast fertige Manuskript erst nach meiner Rückkehr nach Deutschland ganz beenden konnte.

Einleitung.

Der Mensch ist von der Natur in körperlicher Beziehung viel hilfloser als die Tiere ausgestattet worden. Nackt zur Welt kommend, bedarf er auch viel längere Zeit als alle Tiere der treuen Wartung und Pflege der Eltern; und während einige Tiere von Natur aus mit mannigfachen Waffen ausgestattet sind, andere ihr den Körper schützendes Gewand oder sogar ein Haus von Geburt an mit sich führen, wurde all dies dem Menschen nicht zuteil. Als Ersatz für diese körperlichen Mängel aber ward ihm ein erfindungsreicher Geist verliehen, mit dessen Hilfe er sich das zu seinem Schutze Fehlende selbst erfinden und bereiten konnte.

Freilich kennen wir Tiere, wie z. B. einige Arten von Affen, die sich künstlicher Waffen bedienen, indem sie sich von den Bäumen Äste als Keulen brechen und zur Verteidigung aufgelesene Steine weit zu schleudern verstehen; wir kennen andere Tiere, die sich auf die mannigfachste Weise oft sehr kunstvolle Wohnungen herzurichten wissen; aber bei alledem bleibt gegen die menschlichen Erfindungen stets ein gewaltiger Unterschied; die Erzeugnisse der Tiere ermangeln der Entwicklung. Wie die Biene vor Jahrtausenden ihre kunstvollen Waben anordnete, ebenso tut sie es heute; das Nest der Vögel, der unterirdische Labyrinthgang anderer Tiere, sie sehen heute nicht anders aus als die Bauten, die sich ihre frühesten Vorfahren errichteten. Die Erfindung wurde in Urzeiten, schon bei der Entstehung der Arten einmal gemacht und so ist sie geblieben und wird auch wohl so bleiben.

Ganz anders beim Menschen; für ihn ist die Entwicklung, eine schrittweise Vervollkommenung seiner technischen Errungenschaften von kleinen, scheinbar unbeholfenen Anfängen bis zu staunenswerten, künstlerischen Leistungen und verstandesmäßiger Beherrschung der Naturkräfte das Bezeichnende. „Not macht erfinderisch“ ist ein altes, oft gebrauchtes Sprüchwort, von dessen tiefbegründeter Wahrheit man sich aber nur selten einen Begriff macht; denn wahrlich der Not haben wir alle unsere wichtigsten Kulturgüter zu verdanken. Eine der ersten derartigen Nöte war das Gefühl, den feindlichen Angriffen von Menschen und Tieren und der Unbill des Wetters schutzlos preisgegeben zu sein. Dafür nun erfand der Mensch sich Schutz- und Trutzwaffen. Um sich gegen Angriffe zu verteidigen, oder auch um selbst angreifen zu können, wurden die Waffen im eigentlichen Sinne erdacht; aber der Körper selbst mußte noch besonders geschützt werden, und dies Bedürfnis führte zu

Künstliche
Waffen und
Wohnungen
der Tiere.

Entwicklung
unterscheidet
den Menschen
vom Tiere.
Die Not als
Grundlage
der Kultur.

zweierlei Erfindungen, einmal zu der Gewandung, die man als Schutz mit sich überall herumtragen kann, und dann zweitens für die Zeiten der Ruhe zum beschirmten Unterschlupf, zur Wohnstätte. So sind also Waffen, Kleidung und Baukunst im letzten Grunde ein und demselben Bedürfnisse entsprungen.

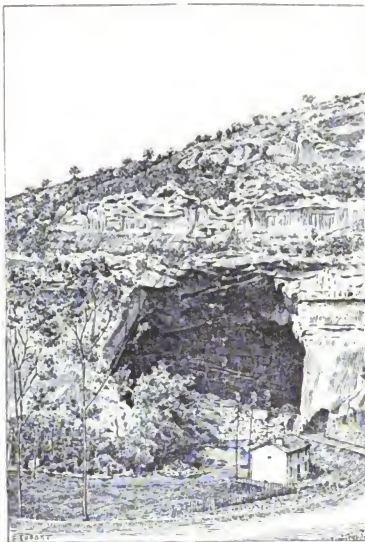


Abb. 1. Ansicht der Höhle von Mas-d'Azil. (S. 4.)

Älteste,
natürliche
Wohnstätten
der Menschen.

Gering und einfach waren aber auch hier die Anfänge. Zuerst benutzte der Mensch für seine Zwecke die Erzeugnisse der Natur, wie er sie vorfand, erst nach und nach lernte er sie sich gefügiger und der Absicht entsprechender umzugestalten. Freilich liegen diese Anfänge weit zurück in Zeiten, denen wir mit unserer Forschung nicht mehr beizukommen vermögen, und doch dürfen wir uns nach einzelnen Funden, manchen Zügen alter Sagen und durch Vergleiche mit solchen Völkern, die heute noch auf der einfachsten Kulturstufe stehen, ein Bild von den anfänglichen Zuständen entwerfen.

Natürliche Höhlen und die Urwälder, die in der Vorzeit einen viel größeren Raum der Erdoberfläche einnahmen als heute, boten den ersten Schutz. In Frankreich, in Mähren und vielen anderen Ländern, wo das Wasser die Kalksteinfelsen zerwühlt und zerfressen hat, oder wo durch geologische Verschiebungen Hohlräume im Innern der Gebirge entstanden, die mit der Außenwelt durch eine Öffnung verbunden sind, finden wir deutliche Spuren, daß diese Höhlen einst Menschen zur Zuflucht dienten und lange Zeit von ihnen bewohnt waren. In anderen Gegenden, wo diese Möglichkeit des Unterschlupfes fehlte, war es das dichte Unterholz der Wäldungen, das bequemen Schutz gegen das Wetter bot oder als Versteck diente, und falls man sich auch hier

Der Wald als Wohnstätte.

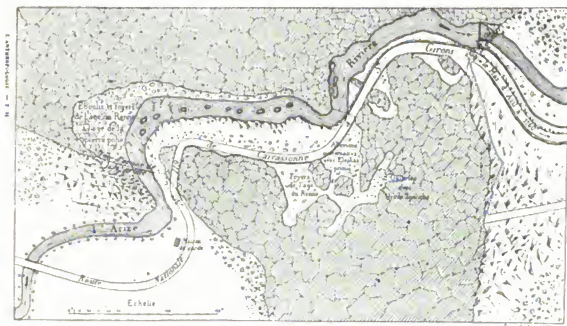


Abb. 2. Plan der Höhle von Mas-d'Azil mit Angabe der Fundschichten. (S. 4.)

nicht sicher genug gegen Überfälle von Tieren währte, mögen auch die Kronen der Bäume mit ihren starken Ästen zur Wohnstätte umgewandelt worden sein.

Von dieser letzteren Art ist natürlich keine Spur auf uns gekommen; mit den Wäldern sind auch die Zeugnisse der Wohnstätten unwiederbringlich verschwunden. Aber Rückschlüsse gewähren uns die Wohnanlagen mancher heute noch im Urzustande lebender Völker, die den Vögeln gleich in den Wipfeln hoher Bäume sich eine Lagerstätte bereiten und es zum Theil darin zu einer ziemlichen Kunstfertigkeit gebracht haben.

Treuer haben uns die Höhlen die Beweise alter Bewohnung erhalten. Das durch Regen oder einsickerndes Wasser hereingeschwemmte Erdreich bildete im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eine dicke, oft viele Meter hohe, schützende Schicht, unter der die Kohlen- und Aschenreste der Feuerstätten, die Reste der Mahlzeiten, angebrannte und aufgeschlagene Knochen von Tieren, sowie Muscheln, ferner Geräte des täglichen Lebens, wie Waffen und Werkzeuge aus Stein oder

Höhlen als Wohnung.

Die Höhle
von
Mas-d'Azil.

Knochen und Scherben von Gefäßen für den Forschungseifer unserer Tage aufbewahrt blieben. Die oft riesige Größe dieser Höhlen, sowie die Verteilung der paläontologischen Schichten erhellen aus der Abb. 1 und 2. — Das erste Bild zeigt den Eingang der Höhle von Mas-d'Azil (Ariège) in Frankreich mit der nächsten Umgebung; Abb. 2 gibt den Grundriß derselben Höhle, durch die das Flößchen l'Arize fließt, und jetzt ist sogar die Eisenbahn durchgeführt. Die einzelnen Fundstätten sind in dem Plane genau verzeichnet.

Hier reichen sich die Vertreter der verschiedensten Wissenschaften die Hand, um in gemeinsamer Arbeit zur Aufhellung jener ältesten uns erkennbaren Tage der Menschen beizutragen. Der Geologe bestimmt die Zeit der Entstehung der Höhlen und berechnet das Alter der über die Kulturreste gelegten Schichtungen, der Paläontologe untersucht die Knochenreste der Tiere und erbringt uns den Nachweis, daß der Mensch in Europa bereits ein Zeitgenosse des Mammuts, des Höhlenbären und anderer längst ausgestorbener Tiere gewesen, der Anthropologe sucht aus den freilich leider nur selten erhaltenen menschlichen Skelettteilen die physische Entwicklungsstufe der Höhlenbewohner zu erschließen. Die Ergebnisse all dieser Forschungen verwertet dann der Kulturhistoriker, um ein Bild über das Leben in jenen Kindheitstagen des menschlichen Geschlechtes zu gewinnen und eine zeitliche Festsetzung zu erreichen, wobei er freilich, ebenso wie der Geologe, zumeist nur nach Jahrtausenden rechnen darf.

Kultur und
Kunst der
paläolithischen
Zeit.

Standen aber diese Menschen, die natürliche Höhlen bewohnten, also selbst noch nicht einmal die Anfangsgründe der Baukunst erfunden hatten, auch auf einer für uns noch sehr tiefen Kulturstufe, so ganz ungeschlachtet und ohne jede Lebensverfeinerung dürfen wir sie uns doch nicht vorstellen. Ihre aus Feuerstein gefertigten Waffen und Geräte verraten eine große Geschicklichkeit im Behauen des Steines, und die auf Hirschhorn eingeritzten Zeichnungen zeugen von einer ungewöhnlichen Fertigkeit im Zeichnen und überraschen auch heute noch durch ihre scharfe und getreue Wiedergabe von allerhand Tieren; das Mammut, Renntiere, Pferde, Auerochsen und Fische sind auf solchen Platten äußerst lebenswahr dargestellt. Doch auch Rundfiguren verstanden diese Höhlenmenschen bereits zu schnitzen. Dieselben Tiere kehren auch in dieser Kunstart wieder, daneben vereinzelt auch die menschliche Gestalt aus Mammutelfenbein gefertigt (Abb. 4 und 5). Das Fundgebiet dieser ältesten Kunstdenkmäler ist ein sehr weites. Es erstreckt sich von einer Höhle in Derbyshire in England über Frankreich, wo besonders das Vézèrethal in der Dordogne zahlreiche Ausbeute für die Museen bot, nach dem Schweizer Kanton Schaffhausen. Von hier sind die Funde aus dem Kesslerloch bei Thaining berühmt. Andere Fundorte sind Andernach am Rhein und der Löß bei Brünn in Mähren, wo eine männliche Gestalt aus Mammutelfenbein gefunden wurde, die lange Zeit einen Zankapfel der Prähistoriker bildete, wegen der Frage, ob ihre Verfertiger gleichzeitig mit dem Mammut lebten oder fossiles Elfenbein benutzten. Diese Frage ist wohl jetzt allgemein im ersten Sinne entschieden, wofür ja auch die Abbildung eines Mammut auf einem Geweihstücke und die vor noch nicht langer Zeit entdeckten Zeichnungen, die mit roter Farbe an die Wände einiger Höhlen in Umrissen gemalt sind, sprechen.

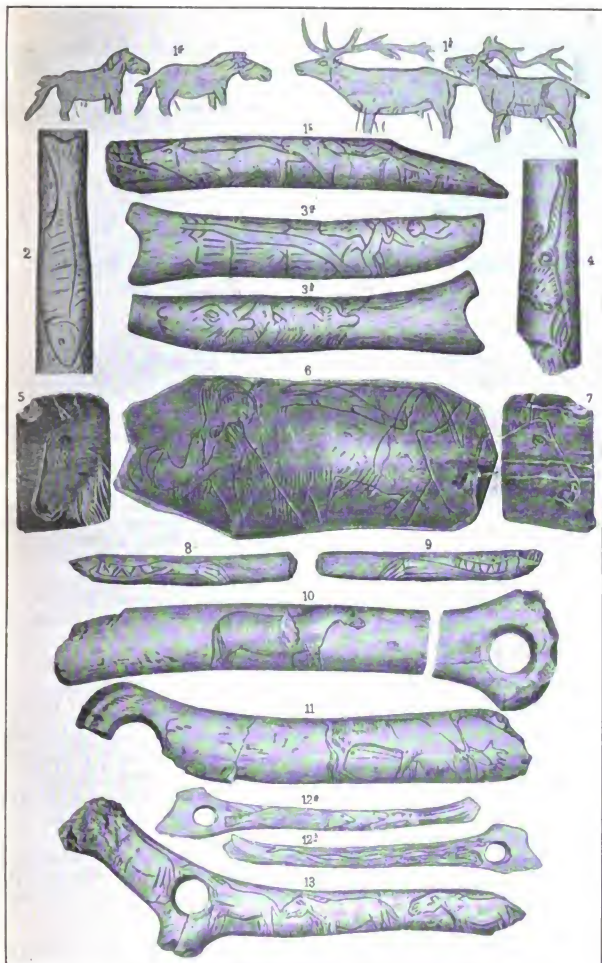


Abb. 3. Zeichnungen auf Knochen und Stein aus der älteren Steinzeit. (S. 4.)

Wenn aber nur an verhältnismäßig wenigen Orten diese Schnitzereien gefunden wurden, so mag dies zweierlei Ursachen haben. Erstens werden nicht sämtliche Leute dieser Zeit es zu so hoher Kunstfertigkeit gebracht haben, und zweitens, was wohl der Hauptgrund sein mag, waren die klimatischen Verhältnisse



Abb. 4. Geschnitzte Tierfiguren der älteren Steinzeit. (S. 4.)

Anfänge
künstlicher
Wohnungen.
Wohngrotten.

der Erhaltung durch so viele, viele Jahrtausende nicht überall gleich günstig. In vielen Gegenden bot die Natur dem Menschen keine Höhlen als Wohnung dar, und dieser war genötigt sich auf mannigfache andere Weise zu behelfen. Zunächst suchte man unter steilen Abhängen Schutz vor dem Winde und Wetter, man lagerte sich

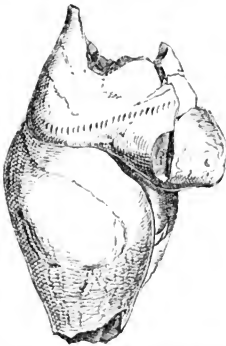


Abb. 5. Sogen. Venus von Brassempuy. (S. 4.)

dasselbst, und die so unscheinbaren Spuren eines damaligen Lagers, Kohlen auf der Stelle des Feuers. Knochen von verspeisten Tieren, sowie einzelne verlorene oder geworfene Steingeräte blieben dann von herabfallender Erde verschüttet liegen, bis sie der Zufall oder der Spaten des Forschers nach Jahrtausenden wieder an das Tageslicht brachte. Aber natürlich boten solche Abhänge nur zu vorübergehendem Aufenthalte Schutz, so mögen diese Leute, wenn sie länger an einem Orte zu verweilen gedachten, bald darauf gekommen sein, sich, wo immer es angängig erschien, künstliche Höhlen zu machen, indem sie in den mehr oder minder senkrechten Abhang ein wagrechtes Loch hineintrieben, groß genug um sie zur Nachtruhe oder zur Zeit der Mahlzeit aufzunehmen. Für diese Arbeit war der Löß besonders geeignet. Hier findet man zuweilen mitten in einer sich noch viele Meter darüber erhebenden Lößschicht solche alte Lagerstätten, und vor der Schichte unter später hingeratenen Schutthaldden andere. Mathäus Much

schreibt über solche von ihm untersuchte Wohnstätten: „Es ist klar, daß dort, wo die volle Höhe der ganzen Lößschicht über einem damaligen Lagerplatze der Mammutjäger (unter 15 m Tiefe) gelegen war, nicht mehr die Rede von einem solchen Platze vor den Höhlen sein kann, sondern daß hier die Menschen sich in die Lößschicht

hineingegraben haben müssen, und daß nur jene Plätze, welche von einer geringeren Lößschicht bedeckt waren, die vor den Höhlen gelegenen Lagerstätten bezeichnen“. Die untenstehende Skizze wird das Gesagte deutlich machen. Von Mammutjägern als den Verfertigern dieser Wohngrotten zu reden, gaben Much die Fundumstände das Recht, da sich in dem Löß in Mähren nicht nur die Knochen von diesen Tieren sowie von Nashörnern fanden, sondern auf diesen Lagerstätten außer den Steingeräten

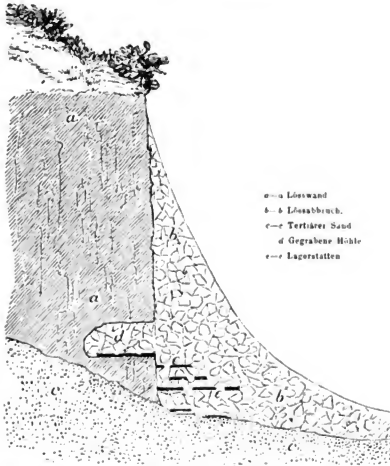


Abb. 6. Lößwand mit künstlicher Wohngrotte und vorgelagerten Feuerstellen. (S. G.)

auch zerbrochene oder bearbeitete Mammutknochen mitgefunden wurden. An mehreren Orten Europas, wo sich Löß findet, wurden solche künstliche Höhlen und Lagerplätze gefunden, so bei Munzingen am Rhein, bei Freiburg und bei Joslowitz an der Thaya in Mähren. Auch die sogenannten Heidenlöcher bei Überlingen am Bodensee sind hierher zu rechnen.

Selbst in späterer Zeit waren solche gegrabene Wohnungen nicht ganz aus Gebrauch gekommen. Tacitus berichtet im 16. Kapitel seiner Germania, daß die Germanen solche künstliche Grotten anlegten, freilich weniger zum Wohnen, als um im Winter die Feldfrüchte vor allzu strenger Kälte zu schützen, oder um in Kriegszeiten wertvolle Habe darin zu verbergen. Dagegen finden sich bei Strabo und bei

Langes
Nachleben
der
Wohngrotten.

Vergil Nachrichten, daß die Skythen noch in den späten Zeiten dieser Schriftsteller in unterirdischen Wohnungen gehaust haben; und in Kleinasien sind neben den Nachrichten des Vitruv über die Phryger und denen Xenophons über die Armenier noch viele sogar aus dem harten Fels herausgeschlagene Wohnungen mit mehreren Zimmern, Gängen, ja auch mit Stockwerken erhalten, über die und ihre Erbauer später noch zu handeln sein wird.

Die Muschel-
haufen.

Im Norden Europas dagegen findet sich eine andere Art von Wohnplätzen, die ebenfalls noch der älteren Steinzeit angehört und an die vorher erwähnten vor

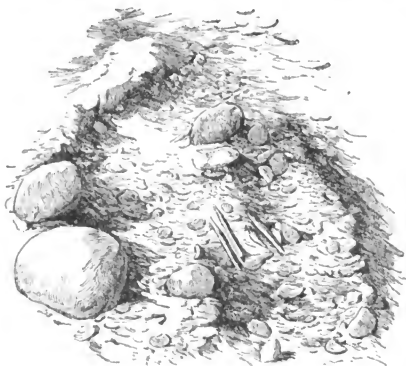


Abb. 7. Herdstelle in einem dänischen Muschelhaufen mit Resten von Knochen und Feuersteingeräten. (S. 8.)

den künstlichen Grotten vorkommenden Lagerstätten erinnert. Es sind dies die sogenannten Muschelhaufen oder Kjökkenmödinger. Ihre Fundorte sind zahlreich an den Küsten Dänemarks, dann in Frankreich und Portugal und kehren außerdem ganz ähnlich in Japan und Amerika wieder. Diese Muschelhaufen bestehen aus unzähligen Schalen von Austern, Miesmuscheln, Herzmuscheln, Strandschnecken, ferner Gräten verschiedener Fische, worunter auch Aal und Hering, und wurden darum zuerst für natürliche Gebilde durch Anschwemmung des Meeres gehalten. Bei genauerer Untersuchung zeigte es sich aber, daß außer diesen Meerestieren auch die Knochen von Landtieren in großen Mengen darin vorkommen. Diese Knochen sind zum großen Teile gespalten und zeigen schon dadurch an, daß die Tiere, von denen sie stammen, zur Nahrung von Menschen gedient haben; aber noch deutlichere Zeichen kamen zu Tage. Mitten unter all diesen tierischen Resten fanden sich Steinsetzungen, die offenbar dem Feuer ausgesetzt gewesen sind, worauf auch Kohlen

von Holz und Asche hinweisen, ferner aber auch Geräte aus Feuerstein und Topfscherben. Wir haben es demnach mit Speiseplätzen zu tun, wo die erberteten Tiere auf Herden zugerichtet wurden. Die Tiere waren zumeist Wasservögel, Möven, Gänse, Enten und Schwäne, häufig auch Auerhahn, weiters Wildschwein, Reh und Hirsch; auch Auerchse, Bär, Biber, Luchs, Wolf und Wildkatze kommen vor, ebenso wie Seehund, Fischotter und Fuchs. Danach kann der Zoologe und der Geologe ungefähr das Alter dieser Funde berechnen und gelangt damit etwa an das Ende der schwedischen Eiszeit, da der große Alk und eine besondere Seehundsgattung, deren Überreste sich ebenfalls fanden, nur in dieser Zeit im südlichen Skandinavien vorkamen. Schon damals in jenen fernen Jahrtausenden war der Hund der treue Fremde und Begleiter des Menschen, was sicher daraus hervorgeht, daß viele Knochen die Spuren von Hundezähnen zeigen oder nach Art des Hundebisses zersplittert sind.

Haben wir somit in den Muschelhaufen uralte Speiseplätze, wo sich die Jäger und Fischer jener Zeit zu gemeinsamer Mahlzeit versammelten, so erhebt sich die Frage: wo haben diese Leute gewohnt? Darauf geben uns merkwürdiger Weise diese Denkmäler keine Antwort. Doch sind wir auch hier in der Lage, nach Vergleichen Vermutungen aufzustellen. Auch im Innern Dänemarks kommen an den Gestaden von Süßwasserseen ähnliche Reste von Speiseplätzen vor, nur daß hier natürlich die Schalen von Meerestieren fehlen. Mehrere solcher alter Niederlassungen fand man 1860 an den Ufern des Maribosees. Hier kamen außer steinzeitlichen Geräten auch runde gepflasterte Stellen zum Vorschein, und zwischen den Steinen staken Pfähle, so daß die Vermutung nahe liegt, wir hätten die Überreste von alten Hütten vor uns. Ganz ähnliche, regelmäßig gepflasterte Stellen wurden auch am Meere in der Vaalsebucht der Insel Falster entdeckt, und hier waren die dünnen zwischen den Steinen steckenden Pfähle noch mit einem Flechtwerk von Ruten umgeben. Die übrigen Funde waren den früher erwähnten gleich und bestanden aus verbrannten Steinen, die einst als Herde gedient hatten, Feuersteingeräten, Scherben von Tongefäßen, gespaltenen Markknochen und großen Mengen von Nüsschalen.

Aber auch noch eine andere Art der Wohnung ist denkbar und ist uns durch mannigfache Denkmäler in anderen Ländern, z. B. in Deutschland und Österreich, belegt. Wo man nämlich keine Abhänge zur Verfügung hatte um wagerechte Löcher auszuhöhlen, da verfolgte man den umgekehrten Weg und grub senkrecht in die Erde. So entstanden die sogenannten Wohngruben, Trichtergruben oder Mardellen. Ihre Herstellung dürfen wir uns ungefähr folgendermaßen vorstellen. Es wurde aus dem Boden eine Grube angehoben, die von mancherlei Gestalt und Größe sein konnte. Otto Schrader beschreibt sie als kesselförmig mit einer Tiefe von 2—4 m und einem Durchmesser von 11—15 m. Ein so großes offenes Loch hätte natürlich zu wenig Schutz gegen das Wetter und die Winterkälte geboten, und darum müssen wir annehmen, daß darüber ein hüttenförmiges Dach von Zweigen, Reisig und Laub errichtet war, das wohl auch noch von außen mit einem Lehmbelag versehen wurde. Wenigstens sind uns aus einer etwas späteren Zeit, die man die jüngere Steinzeit nennt, Bruchstücke solcher Lehmverkleidungen erhalten (vgl. S. 21). Des öfteren waren, wahrscheinlich wegen der größeren Wärme und weil sie leichter zu überdachen waren, diese Gruben nicht kesselförmig, sondern hatten oben eine kleinere Öffnung

Die
Wohngruben.

als unten, oder sie verliefen auch wirklich trichterförmig, so daß der Boden schmaler war als die Öffnung. Diese letztere Form, die wahrscheinlich nicht die oben geschilderten Größenverhältnisse zeigte, sondern kleiner war, wird durch die Hausurnen bezeugt. Über diese Gefäße, die zur Aufnahme und Beisetzung der Asche der Toten dienten, wird später noch die Rede sein.

Ergebnisse
der Sprach-
vergleichung
für die
Urgeschichte.

Vielerlei Denkmäler sprechen also dafür, daß in den ältesten Zeiten die Wohnung in oder unter der Erde die gebräuchlichste gewesen ist. Wir wissen jedoch nicht, welches Volk damals die europäischen Gefilde besetzt hielt. Viele Jahrtausende trennen uns von diesen Zeiten, und mancherlei Gründe sprechen dafür, daß sie einer wohl nicht mehr bestehenden Menschenrasse angehörten, und daß die Arier oder Indogermanen erst in der jüngeren Steinzeit Europa besiedelt haben. Doch ist diese Frage noch lange nicht entschieden, und es wäre nicht unmöglich, daß jene Urmenschen unseres Erdteiles doch auch ein Glied in der Entwicklungsreihe der späteren Völker gebildet haben. Daß aber auch die Arier noch Erdwohnungen kannten, dafür spricht, außer den oben angeführten lateinischen und griechischen Schriftstellern über die Skythen und Phryger, auch die vergleichende Sprachforschung. Es gibt ein griechisches Wort *gypa* (γύπα), das von dem griechischen Lexikographen Hesych als „Wohnung unter der Erde“ erklärt wird. Damit vergleichen die Sprachforscher, z. B. O. Schrader, das altnordische Wort für Hütte „kofi“, angelsächsisch heißt das Gemach „cofa“ und mittelhochdeutsch der Stall „kobe“; dies hat sich noch in dem in einigen Gegenden gebräuchlichen Worte „Kofen“ erhalten, und auch unsere Kufe wird wohl ursprünglich eine muldenförmige Vertiefung in der Erde bedeutet haben. Eine Grube und unterirdische Wohnung heißt althochdeutsch „tunc“. Dies Wort wurde früher nach der bereits erwähnten Nachricht des Tacitus, daß die Germanen ihre Feldfrüchte oder Schätze in unterirdische Gemächer legen, die sie mit Dünger bedecken, irrtümlich von dem andern althochdeutschen Worte „tunga“ der Dünger abgeleitet. Daß aber ein Name für die Wohnung oder einen Vorratsraum gerade von Dünger abgeleitet wird, ist schon an und für sich befremdlich, eher möchte mir scheinen, daß beide Hauptworte von einem Zeitworte sich herleiten, das unterirdisch verbergen bedeutet; Schrader und Kluge setzen es in Verbindung mit griechisch *thapto* (θάπτο) begraben und *taphos* (τάφος) das Grab, und ich möchte unser neuhochdeutsches Wort „tunken“, „tauchen“ dazu stellen. Weiter hat sich das Wort in Süddeutschland erhalten als Bezeichnung für kellerartige Weberwerkstätten, die in Nürnberg „tung“, in Augsburg „dung“ heißen. Dazu paßt nun sehr gut der Bericht des Plinius über die germanischen Frauen, die „verborgen und unter der Erde die Weberei betreiben“, und die Nachricht von Much, daß es in manchen Gegenden ein noch heute bestehendes Vorurteil sei, die Werkstätte der Weber müsse unterirdisch angelegt sein, damit die gleichmäßige Wärme das Gewebe besser mache.

So sind uns also durch eine Fülle von Zeugnissen unterirdische Wohnungen sicher erwiesen; ja solche Räume unter der Erde werden noch in unseren Tagen oft genug hergestellt. Freilich dienen sie jetzt nicht mehr den Menschen zur Behausung, aber als Vorratsräume in Weingärten, als Keller zum Einlegen von Bier sind sie vielfach z. B. am Rhein und in Thüringen, ebenso in Ober- und Niederösterreich sehr beliebt.

Die Funde und Berichte geben uns ein deutliches Bild über das Leben und Treiben dieser längst verschwundenen Geschlechter, die sich als die ersten Menschen auf dem Boden unserer Heimat bewegten, noch mit Mammut und Nashorn zusammen lebten und die ersten Versuche zur Urbarmachung Europas anstellten. Wir kennen ihre Wohnungen, ihre Kunst, ihre Waffen und Geräte, ja sogar was sie aßen und daß sie bereits den Hund als Haustier hatten, wissen wir. Aus alle dem erkennen wir, daß die damaligen Menschen noch auf der Stufe des reinen Jägertums standen. Über vieles andere aber, was uns von besonderer Wichtigkeit wäre, schweigen die Denkmäler vollständig und werden auch wohl ewiges Schweigen bewahren; diese Punkte sind ihre Religion, die Art, wie sie ihre Toten bestatteten und ihre Verfassung, d. h. die Grundsätze, nach denen die Beziehungen des einzelnen zu der Gesamtheit geregelt wurden.

Über die Religion und Bestattung können wir nichts erfahren, denn in schriftlosen Zeiten geben uns darüber allein die Götterbilder und die Gräber Kunde; beide fehlen uns für die ältere Steinzeit leider gänzlich. Man hat zwar versucht, die menschlichen Gestalten aus Elfenbein und Horn als Götterbilder anzusprechen, aber mit Unrecht. Sehr treffend führte Hörnes in seiner „Urgeschichte der Kunst“ aus, daß diese einfachen Jäger in ihren durch das Wetter oft erzwungenen Musestunden eben das darstellten, was ihr ganzes Sinnes- und Trachten am meisten erfüllte, die Tiere, mit denen sie der Nahrung wegen kämpften, und das Weib. Aber nach der Schilderung des Jägers, wie er in Tagen der Not, da er verhindert ist zu jagen und darum oft darben muß, sich an solchen Darstellungen ergötzt, fährt Hörnes fort: „Sie sind ihm ein Zeichen besserer Tage und eine Bürgschaft von deren Wiederkehr. Es könnte sein, daß er in verzeihlicher Irrung auch materiellen Vorteil erhofft, wenn es ihm gelungen ist, sein Jagdwild im Bilde recht gut zu ‘treffen‘“. Mit diesen Worten mutet er diesen Jägern einen Aberglauben zu, in dem schon etwas von religiösem Gefühle enthalten wäre, — was durchaus möglich ist. Der Mann, der Jäger und Künstler zugleich ist, hätte demnach vermeint, dadurch, daß er das Tier oder das Weib im Bilde bannt, mache sein Geist auch den Geist des Dargestellten sich untertänig. Das wäre ein Gedanke, der dann später in vielen Religionen wiederkehrt und am schärfsten in der ägyptischen ausgesprochen ist. Der Ägypter dachte sich nämlich das Fortbestehen des Ka, der ungefähr aber nicht ganz unserem Begriffe von der Seele entspricht, an das Bestehen des Körpers oder seines Abbildes gebunden. Darum mumifizierte er seine Leichname und gab ihnen noch geschnitzte Bildnisse mit ins Grab, darum malte er alles, was den Toten im Leben erfreute, an die Wände der Grabkammer, weil er ihm dadurch den Genuß an diesen Dingen auch im Jenseits zu sichern wähnte. Darum läßt sich der Muhamedaner heute noch nicht photographieren, weil er meint, sein Geist gerate dann in den Bannbereich des Besitzers des Bildes, der dann Macht über ihn gewinne; und aus demselben Grunde ist auch das mosaische Bilderverbot für die Juden abzuleiten.

Doch zurück zu unseren Jägervölkern. Da sich keine Gräber der Zeit gefunden haben und menschliche Knochen überhaupt nur sehr selten zu Tage kamen, ist es leider ganz unmöglich, über die Art ihrer Bestattung etwas zu sagen. Auch über ihre Verfassung und ihr Gesellschaftsleben wissen wir nichts, nur so viel können

Vermutungen
über die
Religion der
älteren
Steinzeit.

Vermutungen
über Gesell-
schaftsformen
der älteren
Steinzeit.

wir entnehmen, daß sie in ziemlich großen gesellschaftlichen Verbänden gelebt haben müssen, und daß die gleichen Wohnplätze vielen Generationen Zuflucht geboten haben. Beides wird durch die Stärke der Kulturschichten in den Höhlen erwiesen, ebenso wie durch die oft gewaltige Ausdehnung der Muschelhaufen und die Mengen der darin gefundenen Werkzeuge. Sophus Müller gibt die Größe des Kjökkenmøding von Havnø auf 1000 Ellen Länge und 30 Schritt Breite an. Natürlich dürfen wir uns diese Ausmaße nicht gleich bei der Entstehung schon so groß vorstellen, sondern die Bildung ist so vor sich gegangen, daß eine große Anzahl von ursprünglich getrennten Speiseplätzen allmählich durch Anwachsen der Mahlzeitreste sich zu einem Ganzen vereinigten. Aus alle dem ist demnach nur der Schluß möglich, daß einst große Mengen von Menschen hier ihre Nahrung gefunden und in der Nähe auch gewohnt haben. Nach welchen Gesetzen sie aber zusammen lebten, ob nach Familienverbänden oder nach einer anderen Einteilung, das wird wohl kaum mehr zu ermitteln sein. Höchstens so viel darf man nach dem Beispiele heutiger Jägervölker annehmen, daß, während die Männer auf Jagd oder Fischfang auszogen, den Frauen die Obhut über die Wohnplätze zufiel, und daß dazu noch manches gehörte, was später beim Aufkommen der Berufshandwerker eine Arbeit für Männer wurde, damals aber noch von den Frauen allein besorgt wurde, wie z. B. die Töpferei, die als zum Haushalte gehörig bei den Eingebornen von Deutsch-Neu-Guinea noch heute von den Frauen ausschließlich betrieben wird.

Daß wir über Religion, Bestattung und Gesellschaftsformen so wenig wissen, ist umsomehr zu bedauern, als, wie wir noch sehen werden, gerade diese drei Dinge in späterer Zeit von ausschlaggebender Wichtigkeit für das ganze Siedelungswesen im Allgemeinen und für die Entwicklung des Stadtbildes im Besonderen waren.

Immerhin ist das, was für diese ältesten Zeiten erforscht werden konnte, ein gutes Stück kultureller Entwicklungsgeschichte. Wir sahen den Menschen zuerst in natürlichen Höhlen hausen, nach dem Vorbilde dieser Höhlen lernt er dann bald sich solche künstlich herzustellen, danach ging er daran sich auch senkrechte Wohngruben zu bereiten, und mit der Notwendigkeit diese zu überdachen ward der erste Schritt zur Erfindung der Baukunst getan, der nächste Schritt war dann die Erfindung der Hütte, mit der erst das eigentliche Siedelungswesen beginnt.

Erster Abschnitt.

Hütte und Zelt.

Das erste wirklich architektonische Gebilde, das der Mensch erschuf, war die Hütte. So einfach diese uns jetzt erscheinen mag, ebenso mannigfach sind die Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, die in ihr gleichsam schlummern. Ein einziger Blick auf die Abbildungen in Werken über Völkerkunde wird darüber belehren, wie überraschend reichhaltig und verschieden die Formen der Hütten bei den verschiedenen heutigen Naturvölkern sind. Ebenso mannigfach sind diese Formen aber schon von jeher gewesen; doch müssen wir vor allem zwei ganz bestimmte Arten unterscheiden, die nicht in vielleicht mehr oder minder zufälligen Formen, sondern in einem grundsätzlichen Unterschiede der Denkweise und Lebensauffassung der Völker, die sich ihrer bedienen, beruhen. Diese beiden Arten sind die eigentliche Hütte und das Zelt. Beide sehen sich in ihrer einfachsten, ursprünglichen Gestalt vollkommen ähnlich. Gemeinsam ist beiden die kegelförmige Gestalt bewirkt durch in die Erde gesteckte, an der Spitze miteinander verbundene Pfähle, die als Unterlage für eine Umhüllung dienen. Gerade diese Umhüllung aber, da sie ganz von dem Zwecke und der Art der Errichtung abhängt, ist das unterscheidende Merkmal. Wir müssen da vor allem auf die Lebensweise der Völker acht geben und zwischen fest ansässigen Stämmen und Nomaden unterscheiden.

Unterschied
zwischen
Hütte und
Zelt.

Wir haben in den Wohngruben schon die Anfänge des Hüttenbaues kennen gelernt und müssen auch nach dem Beispiele der in der Nähe von Muschelhaufen gefundenen Wohnplätze annehmen, daß die Bedachung der Gruben aus Pfählen bestand, die mit einem Reisiggeflechte verbunden waren, über das dann wahrscheinlich noch ein Lehmewurf kam. So kann sich nur jemand die Lagerstätte einrichten, der im Sinne hat, lange Zeit an derselben zu verweilen; denn bei ofttem Wechsel des Aufenthaltes würde das Ausschachten der Grube und die Bedachung mit Geflecht zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Wer demnach so wohnte, mußte einem ansässigen Volke angehören. Am Tage konnte er auf Jagd ausziehen und frei in den Wäldern herumstreifen, des Abends aber kehrte er stets wieder an denselben Platz zur Frau in seine Hütte zurück.

Anders der Nomade. Ihm kann eine fest mit der Erde verbundene Hütte nichts taugen. Denn heute bleibt er hier zur Nacht, morgen dort; darum muß seine

Behausung leicht abzubauen, fortzuschaffen und anderswo neu aufzurichten sein. Das ist nun mit einer Reisighütte nicht möglich. Weder kann man all das dazu Nötige immer mit sich führen, noch ist man sicher, es überall wieder anzutreffen, auch erfordert die Errichtung einer solchen Hütte zu viel Zeit. So muß der Nomade seine Behausung aus anderen Stoffen herstellen. Leichte Pfähle kann er stets bei sich haben, ebenso besitzt er Felle von Tieren oder Decken. Sie benutzt er statt des Reisigdaches, und so entsteht das Zelt.

Zelt und Hütte sind also bei aller scheinbaren Ähnlichkeit ganz verschiedenen Bedürfnissen entsprungen und geben somit ein Mittel ab zur Erkennung der Kulturstufen bei einzelnen Völkern. Darum finden wir bei den aussässigen Avariern nur die Hütte, bei den Semiten anfangs nur das Zelt. Als die Semiten dann auch ansässig wurden, was in einigen Ländern, z. B. in Babylonien schon in sehr frühen Zeiten geschah, blieb die Erinnerung an das Zelt, ebenso wie noch manche aus der Nomadenzeit herübergenommene Gesellschafts- und Lebenseinrichtungen doch noch bestehen.

Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß wir von diesen beiden Entwicklungsstadien der Baukunst noch eine Hütte und ein Zelt kennen, die bis in späte Zeiten als nationale und religiöse Heiligtümer hoch in Ehren gehalten wurden; die Hütte des Romulus zu Rom und die als Zelt gedachte jüdische Stiftshütte.

Die Hütte
des Romulus
als Beispiel
ansässiger
Lebensweise.

Bis in die späte Kaiserzeit wurde zu Rom auf dem Palatin die Hütte des Romulus gezeigt, als Heiligtum verehrt, und stets einzelne Teile, wenn sie schadhaft geworden waren, sorgfältig wieder ersetzt. Die Hütte selbst war von kreisrundem Grundrisse, aus Stroh und Schilf errichtet und galt als Wahrzeichen für die geringen Anfänge, aus denen das römische Reich hervorgegangen. Der Dichter Ovid erwähnt an zwei Stellen seiner „Fasten“ dieses Heiligtum, das zu seiner Zeit noch bestand:

Frägst nach dem Ursprung du, den einst unser Reich hat genommen:
Siehe aus Röhricht und Stroh steht die Hütte noch dort.

und an anderer Stelle singt er:

Mehr der Schätze gibts nun, als in Jahren früherer Zeiten,
Da noch arm war das Volk, jung auch Roma erst war;
Geringe Hütte umfing den Mars-erzeugten Quirinus,
Und das Schilf aus dem Strom bot ihm ein kärgliches Pfähl.

Auch sonst wird in der klassischen Literatur, bei Plutarch, Solin, Dionysios, ferner in der Konstantinischen Regionsbeschreibung und bei anderen Schriftstellern, der Hütte des Romulus öfters gedacht, und aus diesen Berichten geht hervor, daß sie am Rande der ältesten palatinischen Ansiedlung, der Roma quadrata, und in der Nähe der heute noch nachweisbaren Caesarsiege gestanden hat. So unscheinbar wie die Hütte des göttlich verehrten Gründers von Rom, ebenso unscheinbar war auch seine Gründung der ältesten Stadt, die nur die Fläche des Palatins einnahm. Auf diesem Hügel sind außer den Ruinen der späteren, großartigen Kaiserpaläste auch noch viele alte Mauern vorhanden, die für die Geschichte der Stadt und ihr allmähliges Anwachsen von großer Bedeutung sind. An der Südwestecke des Palatins befinden sich über dem Tale des Circus maximus Mauerreste, die in sehr alten Zeiten erbaut wurden;

zwischen ihnen führt eine alte, gepflasterte Straße, die schließlich über einen Tuffelsen mittels Stufen auf die Höhe des Hügels geleitet. Nach der Ansicht der



Abb. 8 und 9. Moderne Hütten in Sardinien. (S. 16.)

meisten Forscher ist dies die Cacusstiege, die von der Quellgrotte des Lupercal aus einen uralten Aufstieg auf den Palatin bildete. In ihrer Nähe wurde noch in späten

Zeiten die Hütte des Romulus gezeigt. Sie und die anderen Reste der Roma quadrata blieben das ganze Altertum hindurch ein auch religiös hochverehrtes, nationales Wahrzeichen der Römer. Mit Stolz betrachtete es der Römer als ein Zeichen seiner Tüchtigkeit, daß aus diesen ursprünglich so einfachen und beschränkten Verhältnissen der kleinen aus Hütten und einer Erdumwallung bestehenden Ansiedlung die stolze Weltstadt Rom und schließlich das mächtige Reich, das sich über alle drei damals bekannten Erdteile erstreckte, und dessen Macht von allen Völkern gefürchtet war, entwickeln konnte. Die Gestalt der Hütte dürfen wir uns ähnlich vorstellen wie noch heute auf Sardinien Wohnstätten errichtet werden, aber wohl mit dem Unterschiede, daß der Unterbau, der hier aus geschichteten Feldsteinen besteht, wohl auch nur aus Stroh- oder Schilfgeflecht hergestellt war (Abb. 8 und 9).

Wenn auch O. Richter in seiner Topographie von Rom aus topographischen und archäologischen Gründen den Kult der Hütte nicht über das zweite vorchristliche Jahrhundert ansetzen will, so kann man doch nicht annehmen, daß die Hütte damals erst errichtet worden sei, sondern der Kult wird sich hier an eine, von der Volkssage längst schon umwebte Wahrzeichen angeknüpft haben. So ist diese Hütte des Romulus, die durch Jahrtausende an derselben Stätte erhalten blieb und den historischen Mittelpunkt Roms bildete, ebenso wie die Geschichte über die Gründung der Stadt, die im vierten Abschnitte zu besprechen sein wird, bezeichnend für die Niederlassung eines ansässigen, hauptsächlich von Ackerbau lebenden Volkes. Das gerade Gegenteil davon ist bei der jüdischen Stiftshütte der Fall, bei der alle Merkmale eines nomadischen Hirtenvolkes deutlich zur Geltung kommen.

Die jüdische Stiftshütte, ein Zelt, als Beispiel nomadischer Lebensweise. Beschrieben ist die Stiftshütte im zweiten Buche Mosis, Kapitel 25—27 und Kapitel 35—40. Die Erklärung dieser Stellen und danach die zeichnerische Wiederherstellung der Hütte, oder richtiger des Zeltes, ist von Theologen, Architekten und Altertumsfreunden schon seit dem 17. Jahrhundert oft versucht worden, ohne noch zu allgemein anerkannten Ergebnissen geführt zu haben; denn obwohl der Textbericht verständlich ist, so daß man beim Lesen ein deutliches Bild zu gewinnen meint, stellen sich dem technischen Verständnis doch mancherlei Schwierigkeiten und Unklarheiten entgegen.

Da das Gebäude nach der von Gott dem Moses gegebenen Anweisung und nach der Beschreibung der Ausführung aus Teppichen bestand, ist es sicher ein Zelt gewesen, und wenn auch Luther das Wort mit Stiftshütte übersetzt, so ist im hebräischen Urtexte doch das Wort für Zelt gebraucht. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, würde der gewählte Ausdruck doch nichts entscheiden, denn an mehreren anderen Stellen, wo offenbar nur Zelte gemeint sein können, wird sogar das Wort für Haus „*bayith*“ verwendet. Das Wort wird eben anfänglich die Behausung überhaupt bezeichnet haben, wie es ja auch im Sinne von Familie benützt wurde, und erst später, als einzelne semitische Völker zur Selbständigkeit übergingen, wird ihm die besondere Bedeutung des festen Hauses im Gegensatze zum Zelte (*ohel*) beigelegt worden sein.

Dieses heilige Zelt, die Stiftshütte, war seit seiner Begründung während der Lagerung der Israeliten unter dem Sinai bis zum Einzuge nach Kanaan und darüber hinaus die Stätte, da der religiöse Kult stattfand. Es war die Behausung der

Bundeslade. Diese Lade war, wie jetzt allgemein anerkannt ist, der Thron, auf dem die Juden sich ihren Herrn der Heerscharen, ihren Kriegsgott, den Gott Zebaoth dachten. Das Zelt also war die Wohnung Gottes, in dem er leibhaftig mit im Lager weilend geglaubt wurde. Dementsprechend barg es auch gar mancherlei anderes Kultgerät, das in den angeführten Stellen des zweiten Buches Mosis ausführlich geschildert wird, und ist als die Wohnung des Königs oder Feldherrn, als den man Jahve auffaßte, das prächtigste im ganzen Lager gewesen. Nach den beiden Beschreibungen bestand es aus $1\frac{1}{2}$ Ellen breiten Bohlen oder Brettern, die mit Riegeln untereinander verbunden einen Raum von 30 Ellen Länge und 10 Ellen Breite von drei Seiten umschlossen, während die vierte, das ist die nach Osten gekehrte Schmalseite, offen blieb. Über diese so entstehenden drei Wände wurden dann die Zeltdecken gelegt, und zwar in vier Lagen übereinander, so daß die erste unterste Lage, die reich mit eingewebtem Bildwerk geziert war, von einer weniger wertvollen aus Ziegenhaar und diese wieder durch eine doppelte Lage von Fellen geschützt war. Soweit ist alles gesichert, da es mit klaren Worten im Texte steht. Für die Art aber, wie die Decken aufgelegt wurden, ob sie sich allseitig im rechten Winkel herumlegten und darum eine Art von Kasten bildeten, oder ob sie über einen Firstbalken gehängt schief, dachartig herunterhingen und so an beiden Schmalseiten eine Art Giebel entstand, darüber gehen die Meinungen der Erklärer auseinander. Während die meisten die erste kastenartige Gestalt vorziehen, hat sich Baurat Schick aus technischen Gründen für die Giebelform entschieden. Er muß zwar zu diesem Zwecke außerhalb der Langseiten, 5 m davon entfernt, noch je eine Reihe Säulen oder Stützen annehmen, von denen die Überlieferung nichts berichtet, aber seine Erklärung hat die beiden Vorzüge, daß sie den für die Decken angegebenen Maßen in der Konstruktion völlig entspricht, während diese Maße bei der anderen Art der Wiederherstellung Schwierigkeiten bereiten, und zweitens, daß durch sie auch die Zeltform deutlich gewahrt bleibt. Ein Blick auf die beiden Abbildungen 11 und 12 wird wenigstens den letzteren Vorteil deutlich erweisen, während man für das Technische die Ausführungen Schicks selbst nachlese.

Mag dem aber auch sein wie ihm wolle, die Beschreibung im Alten Testament und die Bestimmung zeigen deutlich, daß wir es nicht mit einem feststehenden, sondern für nomadische Verhältnisse berechneten Heiligtum zu tun haben. Die mit Riegeln zusammengehaltenen Bohlenwände sind zum Abbrechen und Wiederaufstellen an anderem Orte eingerichtet, das Zelt stand mitten in dem quadratischen, aus Zelten bestehenden Feldlager der Israeliten, das uns später in seiner Bedeutung noch beschäftigen wird; ferner stehen im vierten Buche Mosis (Kapitel 4, 21—33 und 7, 1—9) genaue Vorschriften, welche Stämme die einzelnen Teile des abgebrochenen Heiligtums auf dem Marsche zu tragen oder auf dem Wagen zu fahren haben. Damit ergibt sich aber eine weitere Schwierigkeit, die den Erklärern viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Die großen Bohlen der drei Wände hatten ein bedeutendes Gewicht, das noch durch reichlichen Beschlag mit Gold, Silber und anderen Metallen vermehrt wurde. Mußte dies das Fortschaffen schon sehr erschweren, so erscheint es ganz unmöglich, daß nach der Angabe des vierten Buches Mosis, Kapitel 7, 8, die Söhne Meraris das gesamte Holzwerk auf nur 4 Wagen mit 8 Rindern davor hätten fortbringen können.

Manche, die den ganzen Bericht wörtlich nehmen, meinen demnach, daß das Zelt bereits unter dem Sinai so, wie angegeben, erbaut worden sei; andere leugnen den Bestand des Zeltes für die Zeit des Wüstenzuges ganz und nehmen an, die Beschreibung sei erst viel später nach dem Vorbilde des salomonischen Tempels geschrieben worden und reine Erfindung. In dieser Frage scheint mir Riehm den richtigen Mittelweg einzuschlagen, der die Erzählung im zweiten Buche Moses als Beschreibung des erst von David errichteten Zeltes betrachtet, und für die Zeit vom Sinai bis zu David ein einfaches, den Wanderverhältnissen angepaßtes Zelt annimmt. Nachdem nämlich das Zelt in Silo und anderen Orten aufgestellt war und stets die

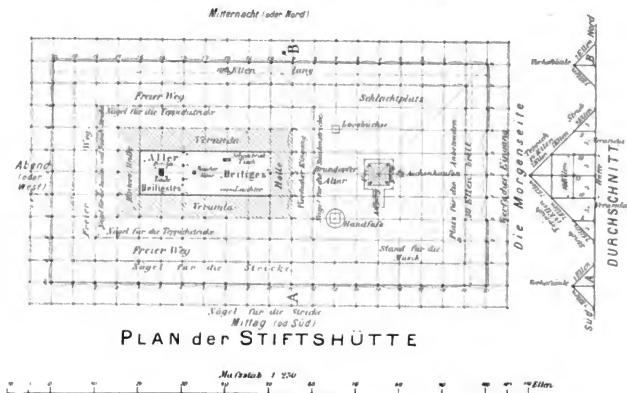


Abb. 10. Plan der Stiftshütte. (S. 17.)

Bundeslade, den Thron Jahves, beherbergt hatte, ließ David die Lade nach Jerusalem in seinen Palast bringen und errichtete ihr ein neues Zelt (II. Samuel 6), das alte Zelt aber blieb zu Gibeon. II. Chronik 1, 3—4 heißt es ganz deutlich: „und so zog Salomo mit der ganzen Volksgemeinde nach der Opferhöhe zu Gibeon, denn dort befand sich das Offenbarungszelt Gottes, welches Moses, der Knecht Jahves, in der Steppe angefertigt hatte. Dagegen die Lade Gottes hatte David aus Kirjath Jearim heraufgebracht an den Ort, den David für sie hergerichtet hatte; denn er hatte zu Jerusalem ein Zelt für sie aufgeschlagen.“

Diese Stelle erklärt auch einen anderen Umstand, nach dem man angenommen hatte, es habe auf dem Wüstenzuge außer der Stiftshütte noch ein besonderes Offenbarungszelt gegeben. Nach II. Moses 33 sollte das Offenbarungszelt außerhalb

des Lagers stehen, während nach IV. Moses 2 das Zelt die Mitte des Lagers einnahm. Es scheint demnach, als habe es wirklich zwei Zelte gegeben; doch erklärt dies

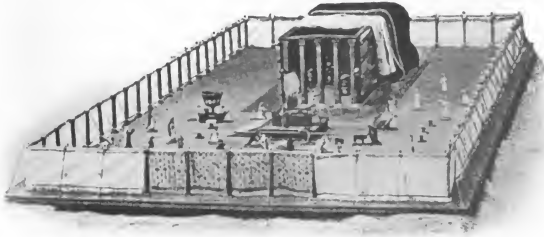


Abb. 11. Ansicht der Stiftshütte mit flachem Dache, nach Schick. (S. 17.)

Schwally wohl richtig so, daß unter dem Sinai, wo das ganze Volk versammelt war, auch kultisch Unreine sich im Lager befanden, darum mußte das Zelt samt dem Throne außerhalb stehen; auf Kriegszügen aber waren in der IV. Moses 2 angeordneten

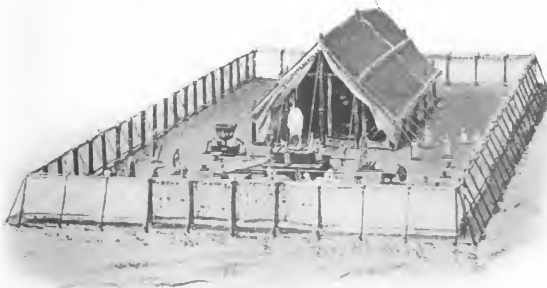


Abb. 12. Ansicht der Stiftshütte mit Giebeldach, nach Schick. (S. 17.)

Lagerordnung nur die kultisch gereinigten Krieger anwesend, hier stand das Zelt in der Mitte. David hat also statt des alten Zelttes in Gibeon ein neues zu Jerusalem für die Lade errichtet, und auf dies mag sich die geschilderte Pracht beziehen. Daß

aber dieses Zelt die Erinnerung an die früheren nomadischen Zustände wach halten sollte, besagt deutlich II. Samuel 7, 5—7 und I. Chronik 17. David denkt daran, das Zelt Jahves, da er, David, selbst in einem aus Cedern erbauten Palaste wohnte, ebenfalls durch ein festes Haus zu ersetzen, da läßt ihm Jahve durch Nathan sagen: „So spricht Jahve: Solltest du mir ein Haus zu meiner Wohnung bauen? Habe ich doch in keinem Hause gewohnt seit der Zeit, da ich die Israeliten aus Ägypten herführte, bis zum heutigen Tage — vielmehr wanderte ich in einer Zeltwohnung umher. Habe ich etwa, solange ich bei allen Israeliten umherzog, zu einem der Richter Israels, denen ich den Auftrag gab mein Volk Israel zu weiden, je ein Wort derart gesagt: Warum baut ihr mir keinen Cedernpalast?“

Ich mußte bei der Hütte des Romulus und der Stiftshütte länger verweilen, da sie Beispiele sind für eine historische Hütte und ein historisches Zelt, die beide als religiöses Wahrzeichen ihrer Völker das ganze Altertum hindurch hoch in Ehren standen, und dadurch für die kulturelle Bedeutung und die ethnographischen Verschiedenheiten des Gebrauches von Zelt und Hütte höchst wichtig sind.

Mittel zur
Erkenntnis
der ältesten
Formen
der Hütte.

Für die Arten und Formen der Hütten steht uns, obwohl sie selbst natürlich längst vom Erdboden verschwunden sind, doch ein reichliches archäologisches Material zur Verfügung, das uns über ihre Gestalt in Kleinasien, Griechenland, Italien und Deutschland unterrichtet. Wie auf so vielen anderen Gebieten der Kulturgeschichte, so sind es auch hier die Gräber, die fromme Pflege, die die Lebenden ihren lieben Toten angedeihen lassen, die uns wertvollste Erkenntnisse übermitteln. Aus dem Gedanken, daß der Tote im Jenseits ein dem irdischen ähnliches Leben führe und alles dessen, was ihm auf Erden nötig und lieb war, bedürfe, entsprang einerseits der fast allen antiken Völkern gemeinsame Brauch der Beigaben im Grabe und der Totenopfer, dann aber auch die schöne und viel poetischen Reiz enthaltende Gewohnheit, dem Grabe die Form des Wohnhauses zu geben, so daß der Entschlafene gleichsam im eigenen Hause zur Ruhe bestattet wurde.

Diese Grabformen und einige wenige Überreste wirklicher Hütten, die in Deutschland, der Schweiz und Italien sich dennoch bis in unsere Zeit erhalten haben, geben ein recht anschauliches Bild von den Formen der Hütten. Vor allem ist zu erkennen, daß sie von dreierlei verschiedenem Material hergestellt werden konnten: von Reisig, dann ebenfalls von einem Reisiggeflecht aber mit Lehmüberzug und von Holz. Die Verbindung von Reisig und Lehm war wohl hauptsächlich in kälteren Gegenden zum Schutze gegen Wind und Wetter üblich, im Süden, also in Italien und Griechenland, wird oft eine Hütte nur von Stroh und Reisig, so wie die des Romulus geschildert wird, genügt haben; es mögen aber besonders bei größeren und für längere Zeit bestimmten Siedlungen Reisig und Lehm ebenfalls zusammen verwendet worden sein. In Kleinasien endlich ist wegen des Waldreichtums des Landes schon in sehr frühen Zeiten die eigentliche Hütte durch die Blockhütte, also einen einfachen Holzbau ersetzt worden.

Erhaltene
Reste
von Hütten.

Die Hütte der Bewohner Mitteleuropas in der jüngeren Steinzeit ist heute noch zu erkennen sowohl aus den vereinzelt sich findenden Überresten und Spuren an den einst besiedelten Plätzen selbst als auch durch die Gestaltung der sogenannten Hausurnen, die zur Beisetzung der Asche Verstorbener dienten. Die letzteren gehören

zwar nicht mehr der Steinzeit, sondern bereits der Bronzezeit an, sie haben aber entschieden die älteren Formen getreulich bewahrt, da der einfache Mensch nirgends zäher an dem Althergebrachten festhält als auf den Gebieten der Religion und der Sorge um seine Toten. Es wird demnach angezeigt sein davon auszugehen, was die Wohnplätze selbst uns berichten, und dann das so gewonnene Bild nach den Hausurnen zu ergänzen.

Wir haben da vor allem zwei verschiedene Siedlungsarten zu unterscheiden, die Wohnung auf dem festen Lande und die in das Wasser an den Gestaden von Seen und Flüssen oder in sumpfiges Gebiet gebauten.

Die alten Wohnstätten auf festem Lande sind außer durch das zahlreiche Vorkommen von Steinwerkzeugen und Gefäßscherben auch noch daran kenntlich, daß an der Stelle, da die Hütte stand, sich der Boden schon durch die Farbe deutlich von der umgebenden Erde abhebt. An diesen Stellen sieht die Erde dunkel bis ganz schwarz aus, weil sie vermoderte organische Stoffe, Kohlen, Abfälle der Mahlzeiten, das in Erde übergegangene Reisig der Hütte und ähnliches enthält, und außerdem finden sich an diesen Stätten die Bruchstücke von Gerätschaften des täglichen Lebens und angebrannte Herdsteine. Die Gestalt solcher Plätze ist zumeist kreisrund, manchmal auch oval, sie zeigt also den äußeren Umkreis der Hütte an. Zuweilen sind diese Kulturschichten in eine muldenartige Vertiefung der Erde eingebettet, dann waren die Hütten den früher erwähnten Wohngruben nicht unähnlich, nur daß die Aushöhlung eine seichtere war; zuweilen aber wieder bedeckt die schwarze Schicht eine etwas über das Land ringsum emporgehobene Stelle, wie auf einem kleinen Hügel, die Hütten waren also erhöht angelegt.

Um diese Plätze waren die Pfähle in die Erde gesteckt, die das Reisiggeflecht trugen. Ging so eine Hütte, was ja bei dem leicht brennbaren Materiale oft der Fall gewesen sein wird, in Flammen auf, so wurde die darauf gelegte Lehmsschicht hart gebrannt, und diesem Umstande ist es zu verdanken, daß Teile dieser Schicht sich bis jetzt erhalten haben. Deutlich ist an solchen Stücken, der glattgestrichenen Außenseite gegenüber, der Verlauf der geflochtenen Ruten abgedrückt, so daß sie untrügliche Zeugen für die älteste Art der europäischen Baukunst sind. Werden auch solche Bruchstücke ihrer großen Vergänglichkeit halber nur selten gefunden, so ist ihr Vorkommen an verschiedenen Orten um so wichtiger für die Verbreitung der Hütten. In Dänemark ist bis jetzt nur ein einziger Fundort bekannt, das ist eine Kiesgrube im Gribwald auf Nordseeland, doch auch in Deutschland und in der Schweiz kamen solche Stücke zum Vorschein und sind in verschiedenen Museen, z. B. in den Vereinigten Sammlungen zu Karlsruhe zu sehen. Im Süden freilich stammen diese Lehmbelegungen meist aus Pfahlbauten, wodurch der Gedanke nahegelegt wird, daß auch hier auf dem gemeinsamen Untergrunde von Balken und Bohlen sich runde Hütten einst erhoben, die gleich denen auf dem Lande hergestellt waren.



Abb. 13. Ein Stück Lehmewurf einer Hütte mit Abdrücken des Reisiggeflechtes. (S. 21.)

Die
Hausurnen.
Das Grab als
Wohnung
des Toten.

Eine weitere Erkenntnisquelle für die Form der Hütten sind die vorhin erwähnten Hausurnen. Während in der Steinzeit ausschließlich die Bestattung des ganzen Leichnams üblich war, trat mit der Bronze auch zumeist die Verbrennung der Toten auf. Die Asche wurde gesammelt und in tönernen Gefäßen an den Begräbnisplätzen in die Erde bestattet. Die Gefäße waren meist irdene Töpfe, die mit einer flachen Schale bedeckt wurden. Außer der Asche wurden auch die schon früher üblichen Beigaben mit in das Grab gelegt, sei es in die Urne selbst, sei es dicht daneben. Sehr oft aber wurde die Form der Urne dem Hause, der Hütte nachgebildet, und so selbst dem zu Asche verbrannten Toten eine Wohnung in das jenseitige Leben mitgegeben. Die Vorstellung des Grabes als Wohnung war aber auch damals



Abb. 14. Eingang in ein sogenanntes Hünengrab, Dänemark. (S. 22.)

schon mal, weisen doch auch die großen Steingräber, die Hünenbetten der Steinzeit, die Form einer Kammer mit einem Gange vor der Tür auf (Abb. 14—16). So haben die Menschen jener Zeiten nie gewohnt, aber den Toten gönnte man was der Lebende sich nicht gewährte; dieser konnte ja leicht etwaige Schäden seiner Hütte wieder ausbessern, ihm diente sie auch vorwiegend nur zur Nachtruhe, für den hilflosen Toten aber mußte besser und für ewige Zeiten gesorgt werden, daher der schreiende Widerspruch zwischen der einfachen Behausung im Leben und der ungeheuren Mühe, die auf eine dauernde Wohnung der Verstorbenen aufgewandt wurde. Als dann die Leichenverbrennung sich einbürgerte, wurden diese gewaltigen Bauten natürlich überflüssig, und man griff bei den Urnen wieder auf die wohlbekannte Form der Hütten zurück, die ja zudem nicht mit der Steinzeit verschwanden, sondern immer noch in Gebrauch waren.

Diese Urnen geben darnach ein ziemlich verlässliches Bild von dem Aussehen der Hütten in jenen Gegenden, wo sie gebraucht und gefunden wurden. Einzelne

kleine Abweichungen werden wohl aus dem Grunde, daß sie Töpferarbeit sind und die Form des Topfes ursprünglich zugrunde lag, vorkommen, diese sind aber nicht so stark um nicht die Unterschiede der Hüttenformen nach Gegenden erkennen zu lassen. Manche aus dem Norden stammende Hausurnen scheinen noch an die Hütten zu erinnern, deren unterer Teil aus einer vertieften Mulde bestand, denn sie zeigen nach unten hin eine trichterförmige Gestalt und die Türe sitzt recht hoch oben, gerade unter



Abb. 15. Megalithisches Grab in Holland, eigene Aufnahme. (S. 22.)

dem Dache, oder sogar schon in demselben (Abb. 17). Es ist aber auch möglich, daß, vielleicht zum Schutze vor wilden Tieren, in manchen Gegenden die Hütte wirklich so geformt wurde, so daß es notwendig war von außen auf einen Baumstamm zur Türe zu klettern; im Innern war auf jeden Fall ein Einsteigebaum mit seitlichen Sprossen nötig, um von der hochgelegenen Türe nach dem Boden zu gelangen. Der Grundriß ist meistens kreisrund oder länglichrund, wie es der Hütte am besten entspricht. Die gewöhnlichste Form der Urnen aber zeigt über dem runden Boden senkrecht aufsteigende Wände mit einer Türe, deren hölzerne Umrahmung deutlich nachgebildet ist. Auf dieser Wand ruht das Dach an, das entweder kegelförmig aufsteigt oder ein Walmdach nachahmt. Die Art und Weise wie ein solches Dach

hergestellt wurde, die aufsteigenden Pfähle, die Firsthölzer und ihre Bearbeitung brachte der Töpfer in seinem bildsamen Materiale getreulich zum Ausdruck, und so werden diese Urnen auch in technischer Beziehung zu wichtigen Denkmälern einfachster Baukunst, umso mehr, da solche Hütten niemals ganz außer Gebrauch kamen, und wir darum diese uralten Formen leicht an noch heute üblichen wiederfinden können. Unsere Abb. 18 stellt eine norddeutsche Hansurne mit hohem, kegelförmigem

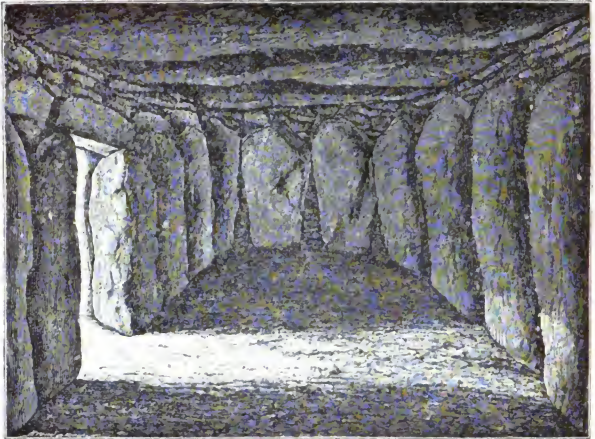


Abb. 16. Inneres einer dänischen Riesenstube. (S. 22.)

Strohdache dar. Zum Vergleiche setze ich das Bild eines heute noch in Livland gebrauchten Typus kleiner Häuser bei (Abb. 19).

Vergleich mit
modernen
Hüttenformen. Lehrreiche Beispiele hierfür sind deutsche Köhlerhütten und Hütten, wie sie in abgelegenen Teilen Italiens, z. B. in der Maremma, noch heute armen Leuten zur Wohnung dienen. Abb. 20—22 zeigen Einzelheiten, die für die Entwicklungsgeschichte von größtem Interesse sind. An der Köhlerhütte befindet sich über dem Eingange durch Sparren befestigt ein Vordach, das wir später als ein wichtiges Glied in der Entwicklung des arischen Hauses erkennen werden. Die italienische Hütte wieder zeigt viele Verwandtschaft mit den Hausgruben. Ihre Herstellung geschieht auf folgende Weise. Znerst wird eine kreisförmige Vertiefung in den Boden gegraben und die angehobene Erde wird wallartig darum herumgelegt. In diesen Wall nun

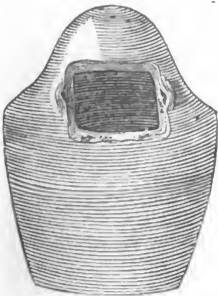


Abb. 17. Hausurne mit hochgelegnem Eingang,
aus Norddeutschland. (S. 23.)

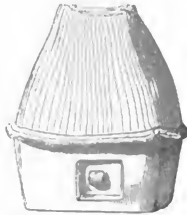


Abb. 18. Hausurne von Norddeutschland. (S. 24.)



Abb. 19. Moderne Hütte in Livland. (S. 24.)

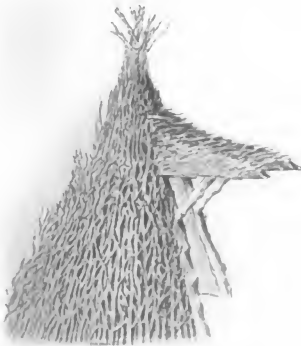


Abb. 20. Deutsche Köhlerhütte. (S. 24.)
v. Lichtenberg, Haus, Dorf, Stadt.

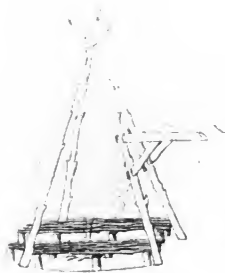


Abb. 21. Konstruktion der Köhlerhütte. (S. 24.)

werden die Pfähle eingesteckt, die man untereinander durch ein Geflecht von Weidenruten verbindet. Seitlich schief gestellte und in die Astgabeln der senkrechten eingelegte Pfähle bilden dann die Unterlage für die Dachbildung. Nachdem so ein Gerippe oder Gerüst hergestellt ist, wird das Ganze mit einem Flechtwerk von Reisig verbunden und bedeckt (Abb. 22). So ähnlich müssen wir uns die Hütte des Romulus ebenfalls vorstellen.

Diese Hütten geben ein schönes Beispiel, wie einmal gemachte Erfindungen, wenn sie sich bewährt haben, trotz allen Fortschrittes für einfache Bedürfnisse sich durch viele Jahrtausende hindurch unverändert erhalten. Von besonderer Wichtigkeit ist aber die Grube a in der Mitte des Hüttenbodens. Der italienische Gelehrte



Abb. 22. Durchschnitt durch eine moderne italienische Hütte. (S. 26.)

Barnabei, von dem die Skizze zu Abb. 22 stammt, meint, daß diese Grube nur dazu diene, um die Erde für die Umwallung zu gewinnen. Dieser Ansicht kann ich mich nicht anschließen, denn erstens könnte man die Erde auch aus der Umgebung entnehmen ohne sich das gewiß oft störende und unbequeme Loch in die Mitte des Wohnraumes zu machen, zweitens erinnert es zu sehr an ähnliche Gruben, die in den steinzeitlichen Wohnplätzen nachweisbar sind und offenbar die Stelle des Herdes vertreten haben. Von Pflasterungen war oben schon die Rede, die dadurch, daß die Steine in Asche liegen und ganz durchglüht sind, sich als Herdstellen offenbaren. Diese Pflasterungen sind oft die Verkleidung von Erdlöchern, die Asche und Gefäßscherben enthalten. Derartige Brenngruben waren bei den Germanen noch lange in Gebrauch. Ihre Form, die wie die beiden Abbildungen zeigen, recht verschieden sein kann, wird von M. Heyne (*Das deutsche Wohnungswesen*) auf Töpfe zurückgeführt, die ursprünglich mit glühenden Kohlen gefüllt als Wärmequelle zum Heizen und Backen dienten. Auch diese gewiß allereinfachste Art eines tragbaren Ofens ist nie ganz aus Gebrauch gekommen, aus dem alten Etrurien sind solche Kohlenbehälter

zahlreich in etruskischen Sammlungen zu sehen (Abb. 25), aus Bronze als runde Becken kommen sie in Italien und Griechenland vor und sind im Orient noch heute unter dem Namen „Mangel“ in Gebrauch, während andererseits in Deutschland auf den Märkten an kalten Tagen bis in unsere Zeit irdene Töpfe mit glühenden Kohlen darin verwendet werden. So berühren sich die Jahrtausende. Für das hohe Alter dieses Gerätes, dessen Erfindung noch vor die Zeit, da die arischen Stämme sich trennten, fallen

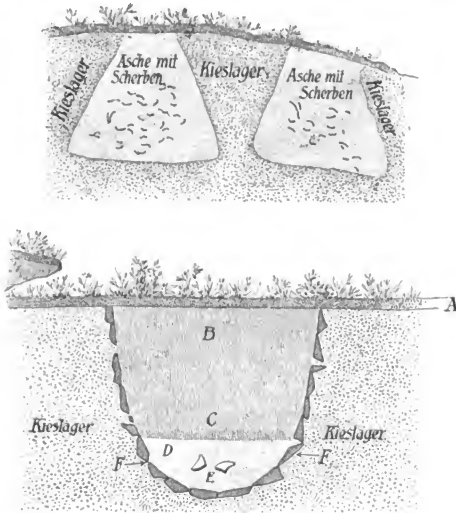


Abb. 23 und 24. Altgermanische Brenngruben. (S. 26.)

muß, scheint auch eine sprachliche Beobachtung zu zengen. Unser Wort „Ofen“, das von althochdeutsch *ovan* herkommt, ist verwandt mit altnordisch *ofn* und *ogn*, was ebenfalls die Heizquelle bezeichnet, aber auch mit sankrit *nkhā* der Topf.

Die Formen der alten Hütten veranschaulichen die Abb. 26 und 27. Das Original zu Abb. 26 stammt aus Deutschland von Hoym und befindet sich im Museum zu Dessau. Wir sehen noch das hohe, fast kegelförmige Dach. In Italien ist das Dach meist flacher und leicht gewölbt und hat darinn, weil es dem Rückenschild einer Schildkröte nicht mähnlich ist, von den italienischen Gelehrten den Namen

Dach-
konstruktion
der
Hausurnen.

„Schildkrötendach“ erhalten. Der Grundriß ist, wie in Abb. 27 a, zuweilen noch kreisrund, öfters aber oval, so in Abb. 27 b. Letztere zeigt eine andere Gestalt der Hütte, wo die Pfähle und Sparren aus einem Stück bestehen und sich über einem

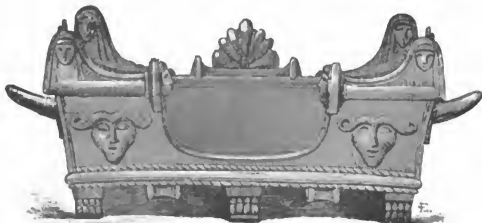
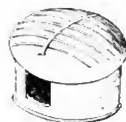


Abb. 25. Etruskisches Kohlenbecken. (S. 27.)

Firstbalken kreuzen. Sehr deutlich wird die ganze Konstruktion auch an den Urnen von Corneto, Abb. 28 und 29. An beiden ist die hölzerne Türumrahmung deutlich zu erkennen; in Abb. 28 scheint sogar ein Fenster angedeutet zu sein, das sonst an



Abb. 26. Hausurne von Hoyne. (S. 27.)



a



b

Abb. 27. Etruskische Hausurnen. (S. 27.)

Hütten selten vorkommt. An dem Dache, das noch ein richtiges Schildkrötendach ist, bemerkt man aber bereits die Entwicklungsrichtung nach dem Giebel hin, da über der Tür und der rückwärtigen Schmalseite gegen die äußersten seitlichen Dachsparren hin sich je drei kleinere und mit einem besonderen oberen Abschlußbalken verbundene

Sparren erheben. Die Sparren sind in beiden Fällen an ihren über den First emporragenden gekreuzten Enden verziert, indem diesen durch Schnitzerei die Gestalt eines Vogels gegeben wurde. Diese Form der Verzierung werden wir später noch öfters antreffen und in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit kennen lernen. Die Konstruktion dieser Dachform veranschaulichen die Bilder 30 a und b; in Abb. 30 a ist der vorhin erwähnte nach dem Giebel hinzielende Teil durch die drei Sparren e und den Querbalken d—d bezeichnet. Bei gleicher Konstruktion war an diesen Hütten, wie Abb. 29 zeigt, der Übergang von dem runden Grundrisse zum viereckigen leicht möglich, und damit ist die erste weitere Entwicklungsstufe von der Hütte zum eigentlichen Hause gegeben.

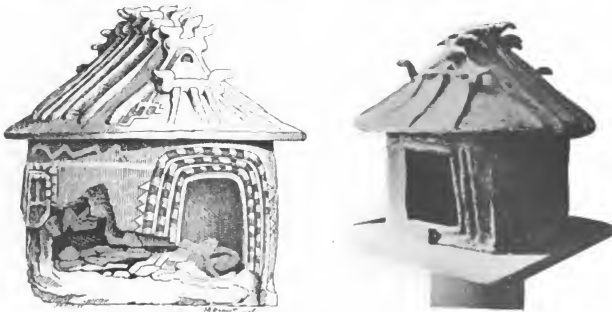


Abb. 28 und 29. Häuser von Corneto. (S. 28.)

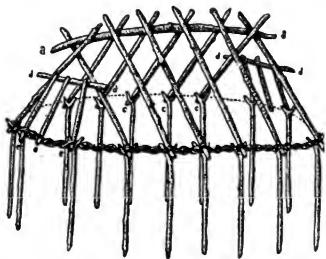
An vielen Urnen ist die Art des Türverschlusses noch gut zu erkennen. In Abb. 26 ist in der Holzumrahmung an der linken Seite ein Loch; dieses diente einst dazu, um vor die in die Eingangsöffnung gelegte Tür einen hölzernen Riegel vorzuschieben. Solche Türen und Riegel, an den Urnen aus Bronzedraht gefertigt, sind an mehreren etruskischen Häusern noch erhalten. Auch von dieser ältesten Form des Verschlusses haben die germanischen Sprachen gar viele Erinnerungen bewahrt. Der allgemein germanische Ausdruck für Verschließen ist *lūkan*, das noch in gleichem Sinne im Englischen als Zeitwort *to lock* = schließen, verschließen und als Hauptwort *lock* = Schloß und auch die Spannkette an der Tür, vorkommt. Im Deutschen ist die *Luke*, eine kleine verschließbare Öffnung davon abzuleiten, wovon wieder „Lugen“ = anschauen, aus einer Öffnung herausspähen, herkommt. Ferner sind Bildungen desselben Stammes das *Loch* und wohl auch *lockern*, mit dem ursprünglichen Sinne „den Riegel weg tun“.

Türen und
Fenster
an den
Häusern.

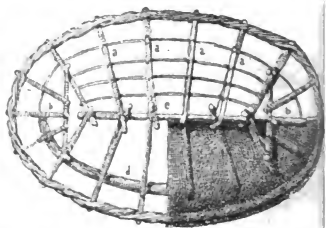
Aber noch in einer anderen Grabform hat sich das Bild der Hütte lange über deren allgemeinen Gebrauch hinaus erhalten; in den Kuppelgräbern, die auf

Die Kuppel-
gräber.

italischen und griechischen Boden in der Bronzezeit zahlreich vorkommen. Es wurde schon erwähnt, wie im Gegensatze zu den vergänglichen Hütten der Lebenden, die aus großen Steinen mit ungeheurer Mühe hergestellten megalithischen Grabmäler in Mitteleuropa dauerhafte Wohnungen für die Toten darstellen. Ebenso ist es bei den Kuppelgräbern. Sie sind in dauerhaftem Steine den bescheidenen Hütten nachgeahmt, und zwar haben sie sogar noch eine sehr alte Form gewahrt, als der ganze Bau noch der Kegelgestalt ähnlich war, also noch keine senkrechten Wände besaß. An dem italienischen Beispiele aus Velletri (Abb. 31) erhält die Bauart. Im Kreise wurde eine Quaderschicht ringsum gelegt, darauf eine zweite, aber so, daß die inneren Enden etwas überkragen und die lichte Weite dadurch etwas verringert wird; in dieser Art kam eine Lage über die andere, bis oben endlich nur noch eine



a Abb. 30. Konstruktion einer ovalen Hütte. (S. 29) b



kleine Öffnung blieb, die mit einer einzigen darauf gelegten Platte geschlossen werden konnte. Die nach innen vorstehenden Quaderenden wurden dann leicht behauen, so daß das ganze Innere die ungefähre Form eines Spitzbogengewölbes erhielt. Da das Grab in die Erde gegraben wurde, konnte die Außenseite der Steine roh belassen werden.

In diesen so geschaffenen Raum, nach dessen eigentümlicher Form die englischen Archäologen diese Art von Gräbern bienenkorbformig nennen, wurden die Aschenurnen und die Beigaben gelegt, und der Eingang dann wieder verschlossen. Solche Anlagen gibt es in Etrurien mehrfach, die bekanntesten und größten sind die tomba della pietra bei Vetulonia und die grotta Sergardi unterhalb von Cortona. Beide zeigen in den Grabkammern bereits einen quadratischen oder rechteckigen Grundriß; in Vetulonia aber ist die Kammer doch wieder kuppelförmig überdacht, bei Cortona ist mit der gleichen Technik der überkragenden Steine von den Langseiten aus eine Art Giebeldach hergestellt. Noch eine Eigentümlichkeit ist beiden gemeinsam, sie sind nicht in die Erde gegraben, sondern über der Erde errichtet und dann mit einem kreisrunden Erdhügel überdeckt. Damit scheiden sie aus der Reihe der eigentlichen

Kuppelgräber aus, mit denen sie nur die Konstruktion der Wölbung gemein haben. Eigentlich gehören sie in die Gattung der Tumuli, das sind große, künstlich aufgeschüttete Hügel, in denen die Anlage des Grabes selbst in verschiedenen Zeiten und Gegenden auch verschieden war. Wir werden diese Tumuli in Kleinasien wieder finden und ihre sehr wichtige Entwicklung in Etrurien und Rom später noch kennen lernen.

Die weiteste Verbreitung und reichste Entwicklung erhielten die Kuppelgräber aber in Griechenland im zweiten vorchristlichen Jahrtausend. Hier können wir die ganze Entwicklung deutlich verfolgen. Kleine derartige Gräber kaum anderthalb Meter hoch und mit einer Grundfläche, die gerade genügt um einen Leichnam zu bergen, sind zahlreich auf der Insel Kreta gefunden worden. Ich selbst habe mehrere hoch im Gebirge oberhalb des heutigen Dorfes Kavusi gesehen, und nach den Ausgrabungsberichten der letzten Jahre sind noch viele andere Fundorte nachzuweisen.

Am prächtigsten wurden diese Gräber an den Stätten uralter Herrscher-sitze in der Peloponnes, in Attika und Boeotien ausgestattet. Die Ausgrabungen von Mykenae, Nauplia, Vaphio, Spata und Orchomenos bieten schöne Beispiele, berühmte ist auch das Kuppelgrab von Menidi bei Athen, und in den letzten Jahren sind an mehreren Punkten Griechenlands noch andere entdeckt worden. Am bekanntesten ist das von Schliemann als Schatzhaus des Atreus bezeichnete Kuppelgrab bei Mykenae (Abb. 32). Die Konstruktion der Kuppel ist die gleiche wie wir sie von Italien und Kreta kennen, aber die Größenverhältnisse sind ins Riesenhafte gewachsen. Um ein anschauliches Bild zu geben, setze ich einige Maße hierher. Der Gang, der von außen in den Berg nach der Tür des Grabes führt, ist 6 m breit und 35 m lang. Die Abschlußwand, 14 m hoch, ist durch ein Tor von 5,40 m Höhe durchbrochen, das unten 2,66 m und oben 2,46 m weit ist.

Durch dieses Tor betritt man den Kuppelraum. Dieser hat einen unteren Durchmesser von 15 m und die Höhe vom Boden bis zum Schlußstein beträgt ebenfalls 15 m. Dreiunddreißig übereinandergeschichtete Quaderlagen bilden die mächtige Kuppel. Aus diesem Raum führt rechts noch eine kleinere Nebentüre in eine vier-eckige Kammer, die zur Bestattung der Leiche diente, während in der Kuppel von den Lebenden der Totenkult verrichtet wurde. Es gibt aber auch Gräber, denen



Das
Atreusgrab
zu Mykenae.

Abb. 31. Italienisches Kuppelgrab von Velletri.
(S. 30.)

Abb. 32. Schnitt und Grundriß des sogenannten Atreus-Grabs zu Mykene. (S. 31.)



diese zweite Kammer fehlt, so daß also die Toten in der Kuppel selbst beigesetzt wurden.

Zeigen schon diese gewaltigen Größenverhältnisse, daß wir es hier mit den Begräbnisstätten von Königen zu tun haben, so wird dies noch deutlicher durch den Glanz und die Pracht der Ausstattung erwiesen. Schon die auf die Bearbeitung und Aufeinanderschichtung der Steine verwendete Arbeit ist eine ungeheure. Der Türsturz z. B. besteht bei dem Atreus-Grabe aus zwei gewaltigen Steinplatten, von



Abb. 33. Kuppelgrab zu Mykenae, von Fran Schliemann ausgegraben. (S. 33.)

denen der innere die stattlichen Maße von 9 m Länge, 5 m Breite und 1 m Höhe, bei einem Gewicht von 120000 kg, aufweist. Dennoch wäre dieser Stein durch die Last der auf ihn gelegten mächtigen Mauer durchgedrückt worden, wenn man ihn nicht auf eine höchst sinnreiche Weise entlastet hätte. Der frei über der Öffnung liegende Teil wurde nämlich gar nicht belastet, sondern dadurch, daß man von beiden Seiten aus die Quadern der Mauer überkragen ließ und dann schief abschnitt, stellte man das sogenannte Entlastungsdreieck her, wie es in Abb. 33 zu sehen ist. Dieser dreieckige freie Raum wurde dann mittels einer reliefgeschmückten Platte verschlossen.

Rechts und links von dem Tore standen Säulen aus dunkelgrünem Steine, die nach oben hin breiter werdend das Gebälke trugen. Diese Säulen waren reich

mit Spiralornamenten in Relief verziert, die sich in Zickzackbändern um den Schaft legen. Die nach gefundenen Bruchstücken hergestellte Abb. 34 zeigt, wie einst diese Säulen ausgesehen haben, während Abb. 35 die Gesamtansicht der Grabfassade bietet, die getrenlich nach zahlreichen erhaltenen Resten im Bilde wiederhergestellt werden konnte. Die Verbindung des grünen Steines der Säulen und des Gebälkes, des graublauen an dem darüberliegenden Frieze, sowie des roten Porphyrs in dem Entlastungsdreiecke, dazu reichlich angewandte, glänzende Bronze müssen einst den Eindruck verschwenderischer Pracht gemacht haben. Auch das Innere war reich mit Bronze geschmückt, wovon noch heute die Löcher in den Quadern mit Bronzeresten zeugen.



Abb. 34. Säule vom Atreus-Grab.
(S. 34.)

In dem Kuppelgrabe von Orchomenos befand sich ebenfalls eine besondere Grabkammer, deren Decke mit dem geschmackvollen, reichen Ornamente von Abb. 36 verziert war.

Zu einer Zeit, da man mit solcher Geschicklichkeit die Steine zu bearbeiten wußte und derartige große Gebäude anzuführen im Stande war, haben die Leute natürlich nicht mehr in Hütten gewohnt. Man könnte darum leicht zweifeln, ob diese Gräber wirklich Nachbildungen von alten Hütten seien, besonders weil auf griechischem Boden, wie wir noch sehen werden, schon die ältesten, nahe an 3000 v. Chr. zu setzenden Bauwerke eine hoch entwickelte Baukunst verraten. Und doch sprechen außer der auffallenden Form noch zwei andere Umstände unbedingt dafür. Diese sind erstens der zähe konservative Sinn, der im Altertum besonders bei Einrichtungen des Kultes herrschte, und der gerade in der Architektur viele alte Formen durch Jahrtausende hindurch, teilweise bis heute, getren erhalten hat; zweitens aber der

Umstand, daß wir nun von griechischem Boden zwei steinerne Urnen besitzen, die ebenso wie die etruskischen Aschenurnen offenbar Nachbildungen von Hütten sind. Die eine (Abb. 37) hat noch ganz die Gestalt einer runden Hütte, während die andere (Abb. 38) schon eine reichere Grundrißentwicklung aufweist. Sie scheint aus sechs oder sieben zu einem gemeinsamen Ganzen verbundenen Hütten zu bestehen. Von besonderer Wichtigkeit ist hier das Vordach vor der Tür, das später bei der Umbildung der Hütte in das Haus, wozu ja an dieser Urne schon der Anfang gemacht ist, eine große Rolle spielt; worauf ich schon früher bei der Köhlerhütte (Abb. 20 und S. 24) hingewiesen habe. Die erste dieser beiden Urnen stammt von der Insel Amorgos, auf der auch sonst viele für die älteste Kultur- und Kunstgeschichte höchst wertvolle Funde zu Tage kamen, die zweite von der Insel Melos, die ebenfalls viele Reste aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausende birgt.

Eine Frage erhebt sich noch; woher stammt die Technik dieser Wölbungen durch überkragende Steine? wo ward sie erfunden? Noch ist diese Frage nicht

Zur
Wölbtechnik

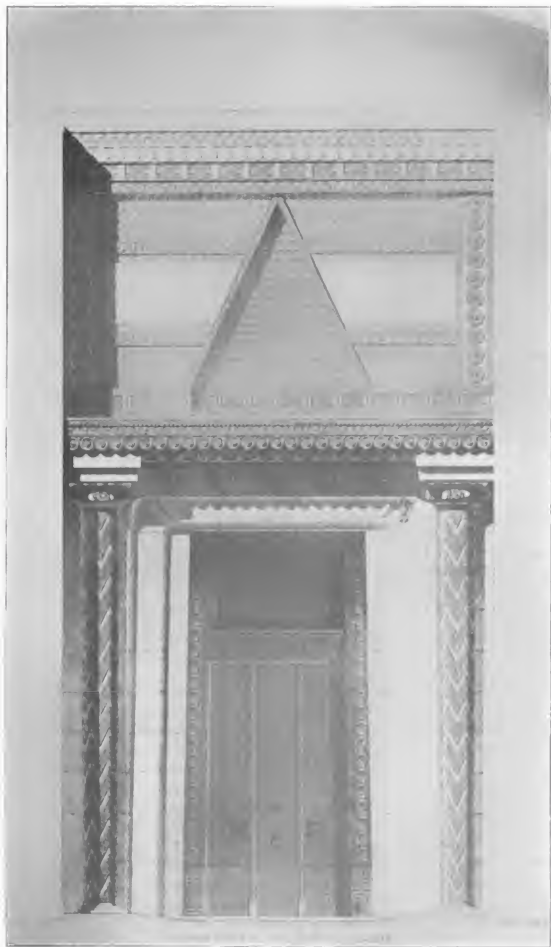


Abb. 35. Die Fassade des sogenannten Atreus-Grabes zu Mykenae, Rekonstruktion. (S. 34.)

erschöpfend zu beantworten; aber einige Anhaltspunkte sind uns doch gegeben. Die ältesten überwölbten Räume, zumeist unterirdische Gänge treten in Babylonien auf. den Babyloniern schreibt man darum mit großer Wahrscheinlichkeit die Erfindung des Wölbens zu. So nahe daher die Vermutung läge, auch in andern Ländern diese Kunst aus Mesopotamien abzuleiten, ebenso gewichtige Gründe sprechen doch dagegen.

Echte
Wölbung in
Mesopotamien. Die babylonischen Gewölbe sind, wie die Abb. 39 zeigt, schon in der richtigen Wölbungstechnik hergestellt, d. h. so, daß die Steine sich durch ihr Gewicht gegen-



Abb. 36. Decke des Kuppelgrabes von Orchomenos. (S. 34.)

seitig selbst tragen und zur Bogenform zwingen. Dies wird dadurch erreicht, daß die einzelnen Steine keilförmig zugeschnitten wurden, und man sie so aneinander legte, daß die kleinere Fläche nach innen, die größere nach außen im Bogen kommt. Da die Babylonier mit Ziegeln bauten, so war es leicht den Ziegeln diese Form zu geben. Mag die Technik selbst, wie Andree in den Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (1903, Nr. 17) hervorhebt, und wie auch in dem Bilde ersichtlich ist, noch eine recht lüderliche sein, so ist es doch die richtige Art zu wölben. Ganz anders bei den Kuppelgräbern, an denen technisch genommen überhaupt nur eine Scheinwölbung vorhanden ist. Denn die Steine wurden hier in geraden Schichten übereinander gelegt, und zwar so, daß die oberen immer über die unteren vorsahen, also etwa einer umgekehrten Treppe glichen. Dann wurden die vorspringenden

Falsche
Wölbung in
Ägäa.

Ecken abgeschlagen bis sie eine gemeinsame Fläche bildeten; was durch die untenstehenden Skizzen (Abb. 40 und 41) deutlich werden mag. In der Abb. 41 wird die echte Wölbung veranschaulicht; die Abb. 40 dagegen zeigt die falsche, wobei durch die abgetrepte punktierte Linie die Teile angegeben sind, die nach erfolgter Schichtung wieder abgeschlagen wurden. Die Wölbung wurde also hier nachträglich erst vom Steinmetz, nicht aber vom Maurer hergestellt, und wenn man dieser Fläche keine Rundung gab, sondern sie gerade verlaufen ließ, entstand im Durchschnitt auch kein Spitzbogen, sondern ein Dreieck, wie die auf dieselbe Weise ausgesparten Entlastungsdreiecke deutlich zeigen (vgl. Abb. 33).

Die falsche Wölbung scheint demnach, obwohl sie in verschiedenen Ländern selbständig erfunden werden konnte, eine Errungenschaft des ägäischen Kulturkreises, d. h. der Länder um das ägäische Meer, sowohl in Europa als in Kleinasien, zu sein;

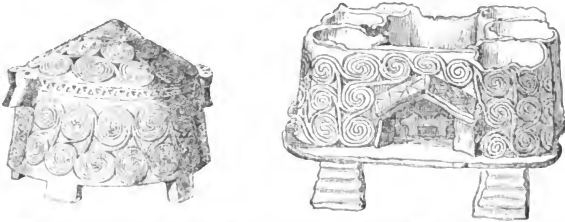


Abb. 37. Steinerne Hansurne von Amorgos. (S. 34.) Abb. 38. Steinerne Hansurne von Melos. (S. 34.)

dem in Kreta und Griechenland finden sich sowohl die ältesten und einfachsten, als auch die allerprächtigen und entwickeltsten Denkmäler dieser Art. Nun galten im Altertum die Etrusker für die Erfinder der Wölbung. Von ihnen haben auch wirklich die Römer diese Kunst, wie so vieles andere erlernt. Diese Nachricht kann sich aber einerseits auf das echte Gewölbe beziehen, das die Etrusker auch bereits in verhältnismäßig früher Zeit, aber dennoch viel später, an Stadttoren und Kanälen gern anwandten, andererseits haben sie die Kenntnis des Scheingewölbes schon aus ihrer ersten Heimat nach Italien mitgebracht. Die Bevölkerung Etruriens war nämlich ein Mischvolk, bestehend aus einer eingeborenen Volksschicht und einer zweiten eingewanderten. Diese Einwanderer aber haben mit dem Namen auch den größten Teil der späteren etruskischen Kulturgüter um das Jahr 1100 v. Chr. aus Kleinasien mitgebracht.

Die Etrusker
als
vermeintliche
Erfinder
der Wölbung
und die
Seeräuber-
kriege
Ramses II.

Um diese Zeit hören wir in ägyptischen Urkunden Ramses II. sehr viel von den sogenannten Seeräuberkriegen. Ägypten und die syrische Küste wurden damals zu Lande und zu Wasser vielfach von kriegerischen Volksstämmen bedroht, deren weiterem Vordringen Ramses endlich in einer blutigen Seeschlacht ein Ende machte. Daß es keine einfachen Raubzüge waren, zeigt schon die Redewendung des ägyptischen

Geschichtsschreibers: „Die Inseln waren unruhig geworden auf einmal“. Wir haben es in diesem Ereignisse mit einer Völkerwanderung zu tun. Vor dieser Zeit herrschte im östlichen Mittelmeerbecken ein ziemliches Gleichgewicht der Bevölkerungen.



Abb. 39. Babylonisches Gewölbe in Bogenform von Nuffar. (S. 36.)

Kleinasien war zum größten Teile besetzt von einer urreingeborenen, weder arischen noch semitischen Rasse. In Griechenland und in den westlichen Teilen Kleinasiens saßen die Inhaber der ägäischen Kultur, Vorfahren der arischen Griechen, wohl anderen Stammes als diese, aber ihnen nahe verwandt und demnach ebenfalls Arier,

die schon Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende früher aus nördlicheren Gegenden im sonnigen Süden eingezogen waren. Dieses Gleichgewicht nun wurde im 13. Jahrhundert v. Chr. bedenklich gestört durch eine neue Wanderung griechischer Stämme in die Peloponnes. Durch irgend welche Gründe gezwungen, wohl selbst von anderen auf der Wanderung begriffenen Völkern geschoben, waren sie aus ihren nördlichen Wohnsitzen aufgebrochen und südwärts gezogen. Hier stießen sie aber bereits auf ansässige Stämme, die sie zum Teil unterwarfen und mit ihnen verschmolzen, zum Teil aber verdrängten und vor sich her schoben. Diese verdrängten Stämme wichen nun über die Inseln in östlicher Richtung nach Kleinasien aus, wo dasselbe Spiel mit den dort lebenden Völkern von Neuem begann. So kam es, daß mehrere heimatlos gewordene Völkerschaften zu einer ersten Gefahr für Syrien und Ägypten wurden,

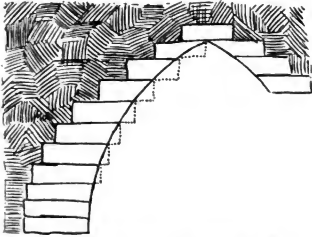


Abb. 40. Falsches Gewölbe durch Überkragen. (S. 37.)

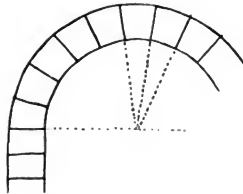


Abb. 41. Echtes Gewölbe mit Keilschnitt. (S. 37.)

bis ihnen Ramses in der Seeschlacht kräftig Halt gebot. Natürlich aber konnten die so aufgehaltenen Stämme nicht in ihre alte Heimat zurück, sondern mußten nun, gleichsam zwischen zwei Keilen steckend, abermals ausweichen, wozu ihnen kein anderer Weg blieb, als westlich über das Meer nach Italien. Unter diesen Völkern, die der Pharao zu bekriegen genötigt war, nennen die ägyptischen Urkunden sehr häufig die Schardana und die Turscha; in letzterem Namen sind offenbar die Tyrsenner oder Tyrrhener zu erkennen. So aber wurden von griechischen Schriftstellern die Etrusker genannt, und von ihnen trägt das tyrrhennische Meer an der Küste Etruriens heute noch seinen Namen. Weitere Beziehungen zu Kleinasien erweisen sich auch durch den ebenfalls nach Italien gewanderten Gott Tarchon, nach dem auch die Stadt Tarquinii und unter den römischen Königen die Tarquinier ihren Namen haben. Dieser Tarchon kommt aber als Tarchon, Tarkon im südlichen und südwestlichen Kleinasien häufig als Gottes- und Menschenname vor. Auch war die Erinnerung an die kleinasiatische Abkunft der Etrusker nie ausgestorben und wird von vielen römischen und griechischen Schriftstellern erwähnt. Wenn wir demnach die Turscha den Tyrrhenern gleich setzen dürfen, so liegt es nahe die Schardana als die Sardinier anzusprechen. Diese beiden Völker gehören also zu den kleinasiatischen Stämmen,

die durch jenes Ereignis vertrieben wurden und ihre alten Namen mit in die neue Heimat trugen.

Dieses Ereignis aber, von dem nur die ägyptischen Berichte eine wirklich geschichtliche Nachricht bringen, ist dasselbe, das der griechische Kulturhistoriker als die Wanderung der Dorer bezeichnet, und das in der Sage seine Spuren in der Erzählung vom Kriege vor Troja und von der Flucht des Äneas aus Troja nach Italien hinterlassen hat.

So erklärt es sich, daß die Etrusker bei den Römern als die Erfinder der Wölbung galten, so erklären sich aber auch die zahlreichen kleinasiatischen und



Abb. 42. Felsengräber von Myra. (S. 42.)

ägäischen Kultur- und Kunsteinflüsse, die gerade in Etrurien und in Sardinien für die ältesten Zeiten bezeichnend sind, und von denen wir im Verlaufe dieser Abhandlung noch so manche kennen lernen werden.

Das
Blockhaus.

In den waldreichen Gebirgen Kleinasien, besonders in Lydien, Lykien und Kilikien, lernten die Menschen aber auch frühzeitig eine andere Art, als die Hütte es ist, für die Herstellung einfachster, noch einräumiger Bauten kennen, das ist der Blockbau. Sobald man gelernt hatte mit der Steinaxt und mit Feuer die gefällten Baumstämme zu bearbeiten, in bestimmte künstliche Form zu bringen — und das geschah, wie in andern Ländern die aus Stämmen gefertigten Bote, die sogenannten Einbäume zeigen, schon sehr früh —, lag es nahe, die schwachen Pfähle der Hütte als starke Bohlen herzustellen und dann auch die Verkleidung aus Holz, Bohlen und Brettern, zu fertigen. So wandelte sich die Hütte in das Blockhaus um. Natürlich

sind davon ebensowenig welche erhalten geblieben wie von den Hütten, aber auch hier sind es wieder die Gräber, die uns ihre Formen bis auf den heutigen Tag

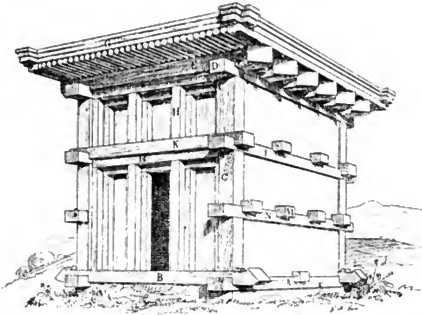


Abb. 43. Rekonstruktion des lykischen Holzhauses, von Niemann. (S. 42.)

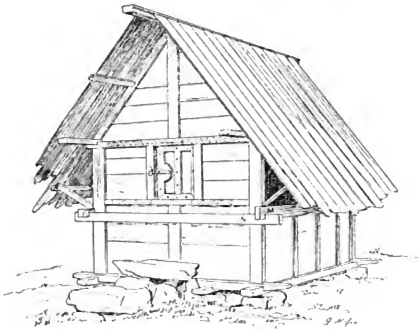


Abb. 44 Ein lykischer Speicher. (S. 42.)

überliefert haben. In ganz Kleinasien war schon seit den ältesten Zeiten der Branch heimisch, Wohnungen künstlich in die Felsen zu schlagen. Da war es nur natürlich, auch die Bestattungsplätze der Todten gleicher Weise anzulegen. Obwohl Felsen-

gräber in sehr vielen Ländern vorkommen, sind sie doch in Kleinasien am zahlreichsten und am weitesten verbreitet. Ihre Gestalt ist in den verschiedenen Gegenden auch sehr verschieden; für uns aber haben ein besonderes Interesse die Gräber, deren Außenseite in Stein die Form und Konstruktion der alten Blockhäuser zeigen. Diese Art findet sich besonders in Lykien und Kilikien, dann in einzelnen Teilen Kariens und Phrygiens. Oft ist eine große Felswand von oben bis unten

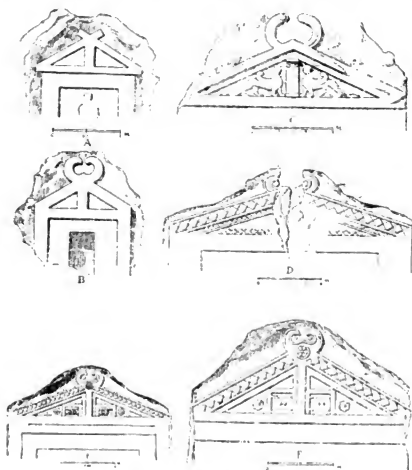


Abb. 45. Phrygische Grabfassaden. (S. 43.)

geglättet, und dann wurden in der ganzen Höhe zahllose kleine Grabkammern herausgeschlagen und an der Oberfläche mit einer Holzarchitektur nachahmenden Fassade versehen. Eine solche Wand, die mit Gräbern gleichsam besät ist, zeigt Abb. 42, „die Gräber von Myra“. Schon hier erkennt man deutlich, daß jedes Grab eine kleine Blockhütte nachahmt, deren ganze Konstruktion vollständig wiedergegeben ist.

Eine solche Hütte bestand aus vier starken Eckbohlen, die untereinander durch rahmenartig gelegte und ineinander verkerbte wagerechte Bohlen verankert waren. Als Bedeckung dienten Balken, über die dann eine Lage Rundhölzer gelegt wurden, deren Enden man auch an den Reliefs hervorragen sieht. Darüber kam wieder ein Rahmenwerk aus Latten, und in diesen Rahmen konnte dann entweder

ein flaches Dach aus Lehm eingestampft, oder auch ein Giebel eingesetzt werden. Beide Arten kommen unter den Felsengräbern vor. Schon in Abb. 42 wird man bemerken, daß bei den Gräbern mit Giebeln sogar die Dachlaken und deren Türen getreu abgebildet wurden. Abb. 43 ist eine Wiederherstellung eines solchen Baues, nach den Felsfassaden von dem Wiener Architekten Georg Niemann gezeichnet, und Abb. 44 zeigt einen Getreidespeicher, wie er in diesen Gegenden noch heute gebraucht wird. Wir sehen, daß die Fassaden, die Zeichnung und der Speicher in allem Wesentlichen übereinstimmen, und haben darin wieder ein Beispiel, wie konservativ



Abb. 46. Der Chan von Eldschikdagh. (S. 43)

der Orient durch alle Zeiten gewesen und noch ist. In der äußeren Erscheinung zwar etwas verschieden, in der Konstruktion aber ganz gleich sind phrygische Fassaden (Abb. 45). Auch hier sind die einzelnen Pfosten, Balken, Stützen und Giebelfenster ganz deutlich. Bei diesen phrygischen Häuschen kehrt eine Erscheinung wieder, die wir schon an etruskischen Hüttemmnen fanden, das sind die über den First überragenden und gekreuzten Dachsparren, die auch hier, wie in Etrurien und später in Nordeuropa, durch Schnitzerei und Bemalung zu Zierformen umgewandelt sind. Daß sie aber ursprünglich in der Konstruktion technisch bedingt waren, das kann man sowohl bei uns in Europa, besonders in den Alpengegenden, als auch in Kleinasien noch vielfach an einfachen, in unseren Zeiten errichteten Holzhäuschen gut wahrnehmen. Gute Beispiele, an denen die Herstellung auch der antiken Blockhütten heute noch vor Augen tritt, bieten der Chan auf der Paßhöhe des Eldschikdagh in Lykien, und hölzerne lykische Kornspeicher (Abb. 46 u. 47; vgl. Abb. 44). Die gekreuzten

Dachsparren und die vorstehenden Balkenköpfe wurden in späterer Zeit für die Entwicklung der Banformen, wie wir noch sehen werden, von großer Bedeutung, und mancherlei an der späteren Steinarchitektur als Zierform verwendete Einzellheiten haben ihren Ursprung in technischen Notwendigkeiten des Holzbaues.

In Deutschland, der Schweiz und Italien war in der Steinzeit, aber nicht allein in dieser, sondern auch noch in der Bronzezeit, eine Art Verbindung des Blockbaues mit der Reisighütte in Gebrauch. Das sind die sogenannten Pfahlbauten. Die damaligen Leute siedelten sich, wie wir schon gesehen haben, gern an Gewässern an, wozu sie mancherlei Gründe haben mochten, einmal die Notwendigkeit, Wasser stets in der Nähe zu haben, dann aber auch die Möglichkeit für Fischerei und Jagd. Nun mögen einfache Hütten am Lande nicht den genügenden Schutz gegen wilde



Abb. 47. Lykischer Getreidespeicher. (S. 43.)

Tiere geboten haben, die ja gerade an solchen Stellen ihre Wechsel haben und zahlreich zur Tränke kommen, und so entschloß man sich, die Ansiedlung lieber in das Wasser zu bauen. Man rammt lange Pfähle in den Seegrund ein, so daß sie noch über den Wasserspiegel emporragten, darauf kamen wagerechte Balken und Bohlen, und so wurde eine Plattform hergestellt, die den Untergrund für die Hütten bot. Diese Hütten, deren mehrere gemeinsam auf der Plattform errichtet wurden, werden in derselben Weise hergestellt worden sein wie die schon besprochenen; dafür zeugt der Umstand, daß unter den Resten solcher Pfahlbauten sich ebensolche Lehmbewurfstücke mit Eindrücken von Geflecht gefunden haben, wie wir

sie schon früher kennen gelernt haben. Diese Art des Wohnungsbaues führte also bald von selbst zur Anlage gemeinsamer Siedlungen oder kleiner Dörfer im Wasser (Abb. 48), doch mag es auch vorgekommen sein, daß in weniger dicht bevölkerten Gegenden, oder aus anderen Gründen zuweilen auch hier nur einzelne Hütten erbaut wurden, wie es heute noch bei manchen Südseevölkern der Fall ist.

Obwohl das Holz sehr vergänglich ist, und darnach von solchen Bauten nur die in den Seeboden eingetriebenen Pfähle erhalten geblieben sind, haben glückliche Zufälle uns doch auch von den weiteren Aufbauten einzelne Teile noch in die Hände gespielt, so daß wir uns ein Bild dieser Hütte zu machen im Stande sind. Nicht nur, daß am Seegrunde außer steinernen, bronzenen und irdenen Geräten auch Teile des Lehmbewurfes sich fanden, in dem Pfahlbaue von Robenhansen und in dem von Schaffis am Bielersee entdeckte man bearbeitete Bretter aus Tannenholz, die deutlich zeigen, daß die Hütten hölzerne Türen und Fensterläden, also auch lukenartige Fenster besaßen. Abb. 49 A zeigt ein 1,45 m langes Brett, dessen links vorstehender Teil, nach Ansicht Ferdinand Kellers, als Angel diente, um den es sich als Türe drehen konnte, während derselbe gründliche Pfahlbauforscher Abb. 49 B mit dem deutlich sichtbaren Riegel für einen Fensterverschluß hält.

Die Hütten der schweizer Pfahlbauten scheinen zumeist bereits viereckigen Grundriß gehabt zu haben, doch fand sich im Murtnersee bei Pfanen eine kreisrunde

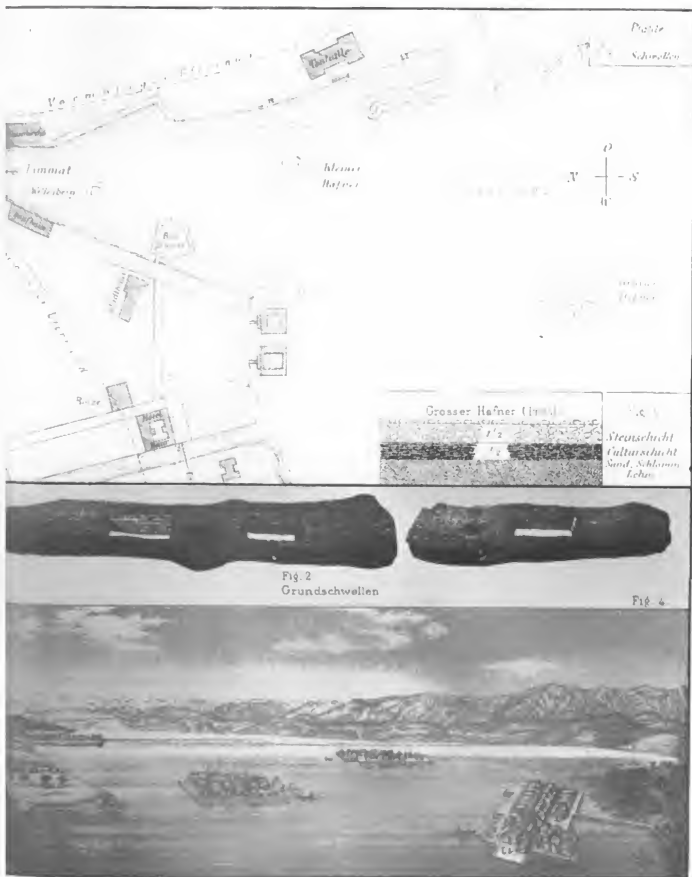


Abb. 48. Plan, Teile und Rekonstruktion der Pfahlbauten bei Zürich. (S. 44.)

Anlage von Pfählen, die entweder für eine Hütte diente, oder, wie auch angenommen wurde, eine prähistorische Einrichtung für den Fischfang gewesen sein kann.

Von solchen Pfahldörfern sind zahlreiche Reste in den Seen der bayrischen Alpen, in fast allen schweizer Seen und sonst in Mitteleuropa erhalten. Doch nicht in das Wasser oder Sümpfe allein wurden diese Pfahlbauten gesetzt, in Oberitalien sind zahlreiche derartige Siedlungsplätze sogar auf dem festen Lande entdeckt worden. Es sind das die sogenannten Terremarnen. Diese merkwürdigen Bauten sind den Pfahlbauten ganz ähnlich in der Konstruktion und waren einst Hütten, die auf einem Pfahlgerüste errichtet wurden, so daß der Boden über der Erde erhaben angelegt war. Da Topfscherben, unbrauchbare Geräte und Speisereste sorglos aus der Hütte

Die
Terremarnen.

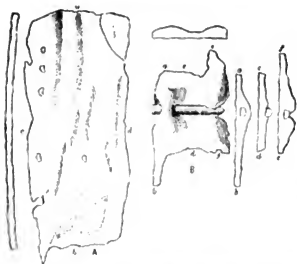


Abb. 49. A Türe, B Fenster aus Pfahlbauten.
(S. 44.)

heraus auf die Erde geworfen wurden, haben wir in diesen Überbleibseln, die oft um den eigentlichen Pfahlbau eine dicke Schicht bilden, ein gutes Mittel zur Datierung und können erkennen, daß die Plätze von der Steinzeit an, in der Bronzezeit und zum Teile, wie z. B. der von Fontanellato, bis in die Eisenzeit bewohnt blieben. An manchen ist noch die ganze Konstruktion an den Resten deutlich zu erkennen. Zuerst wurden Pfähle in einem Rechtecke senkrecht in die Erde gerammt (Abb. 50), diese wurden dann in der Höhe des Fußbodens der Hütte mit einem Rahmenwerke wagrechter Balken verbunden, und auf diesen Rahmen legte man Bretter, die dann oft noch mit einem Estrich von Mergel, Rollsteinen und anderem bedeckt wurden.

Unsere Abb. 51 veranschaulicht die Anlage dieser Terremarnen. Die mit A bezeichneten Plätze sind kleine Erdhügel, die Reste der Hütten bargen, während deren Umgebung B ganz mit Abfällen aus den Hütten bedeckt erscheinen.

In der reichen Literatur über die Terremarnen sind schon verschiedene Erklärungsversuche für diese merkwürdigen Anlagen gemacht worden. Einige meinten, daß das zeitweise Überschwemmungsgebiet des Po und anderer Flüsse so weit gereicht habe, andere nahmen ein aus dem Seengebiete im Norden mit dem Pfahlbau vertrautes, eingewandertes Volk an, das auch auf dem Lande bei seiner Gewohnheit blieb, wieder andere halten diese Bauten als Schutzvorrichtungen gegen Tiere, wie ja in der Schweiz heute noch Schemen für Hen und Stroh der Mäuse wegen erhöht errichtet werden. Mancherlei Ursachen mögen diese Bauart bewirkt haben; jedenfalls gibt es in den Tropen auch heute noch Völker, die ihre Häuser nicht auf der Erde, sondern auch auf einem Pfahlgerüste erbanen.

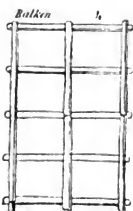
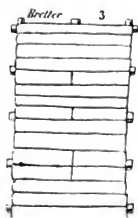
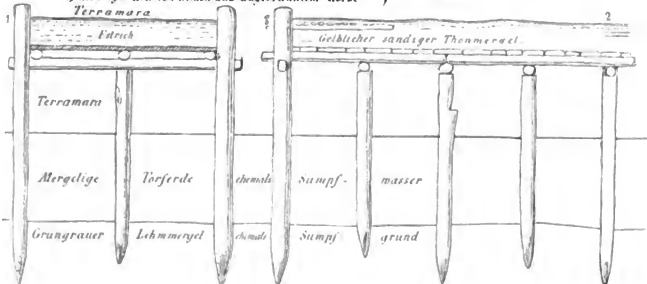
Wir sind aber mit diesen Pfahlbauten bereits bis zu einer fortgeschrittenen Siedlungsart, zu den Dörfern gelangt, und werden in dem dritten diesen gewidmeten Abschnitte noch einmal auf die Pfahlbauten zurückkommen müssen. Ehe wir aber

Estrich a) ebener geglätteter Estrich.

b) kleine platte horizontal aufeinander gelegte Rollsteine } nur Stellenweise

c) niedriges Bett von Kohlen und angebranntem Holze

Terramara



15

Abb. 50. Konstruktion der Terramarne von Castione. (S. 46.)

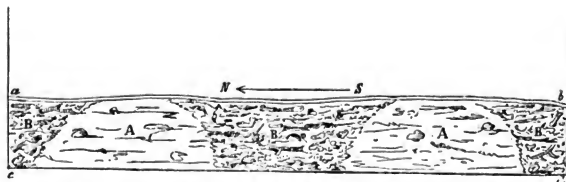


Abb. 51. Lagerplatz zweier Hütten in der Terramarne von Castione. (S. 46.)

weitergehen, haben wir noch einen Blick auf das Verhältnis der Einzelhütte zu ihrer Umgebung zu werfen.

Der arische
Außenhof.

Der tiefgreifende kulturelle und ethnographische Unterschied zwischen Hütte und Zelt wurde oben bereits beleuchtet; dieser Unterschied geht aber auch noch weiter und zeigt sich besonders in der Art, wie der Hof angelegt wurde. Zwei Arten des Hofes sind hierfür zu beachten, der Außenhof und der Innenhof. Der erstere ist ein durch einen Zaun, eine Hecke, eine Mauer nach allen Seiten abgegrenztes Stück Land, das in seinem Innern auch den Wohnraum, die Hütte oder später das Haus, birgt. Bei dieser Anlage hat die Umfriedung den Zweck sowohl das Wohnhaus als auch etwaiges bewegliches Eigentum, wie Vieh oder dergleichen, aufzunehmen und gegen Angriffe von außen zu beschützen. Es ist die bezeichnende und zweckentsprechendste Anlage für ansässige Völker. Wirklich ergibt sich auch sowohl aus archäologischen Fundumständen als aus der vergleichenden Sprachforschung, daß der Außenhof die ursprüngliche Siedlungsart der arischen Völker gewesen ist. Tacitus berichtet von den Germanen, daß jeder sein Haus mit einem eingefriedeten Ranne umgab. Die ältesten Worte für Hof und Garten bedeuten eine Umzäunung, denn in diesem Hofe werden auch die wichtigsten Nutzpflanzen gezogen worden sein. Das griechische *kepos* (κῆπος, Garten) entspricht lautlich dem althochdeutschen *huoba*, das ist unser noch gebrauchtes Wort Hufe (als Landmaß), und dazu möchte ich, obwohl O. Schrader es trennen will, doch auch das Wort Hof setzen. Andererseits ist das lateinische Wort für Umzäunung, Hof *cohors* mit *hortus* der Garten stammverwandt, und in diese Wortfamilie gehört auch griechisch *chortos* (χῆρος), altnordisch *garðr* als „eingegatter Hof“ und *garðs* Haus (das Umfriedete) ebenso wie unser Garten, das italienische *corte* und französisch *cour*. Aber außerdem besitzen wir auch noch viel deutlichere, nämlich sichtbare Überlieferungen dafür, daß der Außenhof schon in ältester Zeit eine hochwichtige Rolle spielte. Das sind die uralten Herrschersitze im Gebiete der ägäischen Kultur, die bis hoch in das zweite Jahrtausend v. Chr. bis nahe an das dritte Jahrtausend hinaufreichen. Am besten können wir die Anlage dieser Paläste in Troja, Mykenae, Tiryns und in Knossos und Phaistos auf Kreta erkennen. Die ersten drei genannten Orte sind Burgen und unterscheiden sich dadurch von den etwas anderen Anlagen in Kreta. In der Bedeutung des Hofes sind sie sich aber alle gleich. Troja und Tiryns zeigen für Kleinasien und Griechenland diesen Burghof am deutlichsten erhalten. Wenn man von außen kommend in Tiryns im Osten die Burgmauern durchschritten hat, gelangt man in der Richtung der Pfeillinie (Abb. 52) durch die Toranlage zunächst in einen großen Vorhof, und von diesem führt ein zweites Tor in eine weitere Hofanlage, die aber immer noch als zweiter Außenhof anzusprechen ist, denn er liegt noch vor dem Wohngebäude. Dieses befindet sich dem Tore gerade gegenüber und an dieses schließen sich erst alle andern Baulichkeiten an.

In Kreta ist das insofern anders, als die Herrscherpaläste dort keine Burgen zur Verteidigung sind, sondern auf der Insel, wo Kriegsgefahren in den ältesten Zeiten wohl nicht so zu befürchten waren, liegen die Paläste sogar etwas tiefer als die Städte, aber mit diesen sind sie durch einen großen vorgelegten Hof verbunden. Dieser Hof, an dem an zwei bis drei Seiten Stufen umlaufen, auf denen eine größere

Menschenmenge Platz finden konnte (Abb. 53 und 54), diente hier zu gemeinsamen Festen der Herrscherfamilie und der Bürger, die wir später genauer kennen lernen werden. Hier kommt es nur auf die Stelle an, die der Hof einnimmt, und er ist hier ebenso deutlich als Außenhof gekennzeichnet, wie in Tiryns und Troja. Auch nach der

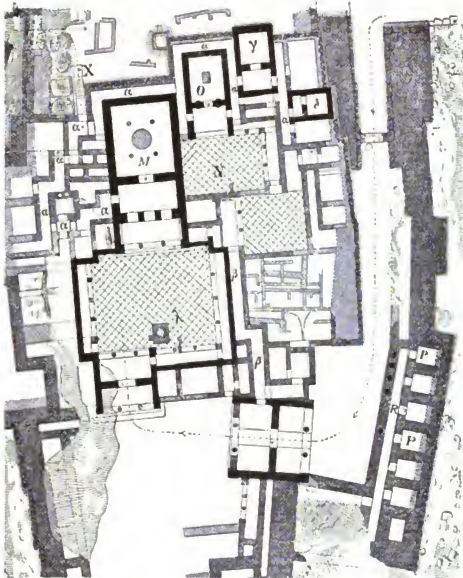


Abb. 52. Plan von Tiryns. (S. 48.)

homerischen Schilderung von Palästen mußte man erst den Hof durchschreiten, ehe man zum Hause gelangte. Daß in den Palästen von Kreta noch ein zweiter Hof weiter im Innern vorkommt, hat seine Gründe in der baulichen Entwicklungsgeschichte, die ich in einem andern Abschnitte zu erläutern haben werde, aber auch die scheinbaren Innenhöfe des griechischen und römischen Hauses werden sich als Entwicklungsstufen des Außenhofes deutlich nachweisen lassen.

Die
Bedeutung
des Hofes
ist noch heute
im Sprach-
gebrauche zu
erkennen.

Die Erinnerung an diesen wichtigen Außenhof, von dem, wie Schrader mit großer Wahrscheinlichkeit annimmt, die Entwicklung des persönlichen Grundeigentumbegriffes ausging, hat sich gerade in unserer deutschen Sprache bis heute lebendig erhalten und beweist, wie tief diese Anlage sich der arischen Anschauung eingepreßt hat. „Haus und Hof“ ist eine vielfach gebrauchte Redewendung, der, obwohl sie heute oft gedankenlos benutzt wird, doch ein tiefer Sinn innewohnt, und die eine große kulturelle Bedeutung hat. Haus und Hof zusammen bilden die

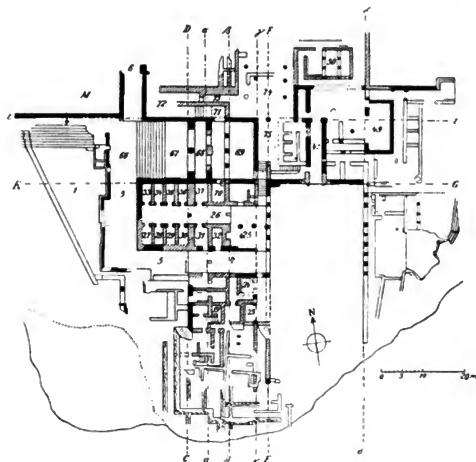


Abb. 53. Plan von Phaistos. (S. 48.)

Scholle, auf der der freie Bauer als seinem Eigentume selbstherrlich sitzt, auf dem er keinen Höheren über sich kennt. Noch heute ist der Besitzer eines Bauernhofes stolzer und angesehener als der, der nur ein Bauernhaus sein eigen nennt. Darum gilt es als größtes Unglück, von Haus und Hof verjagt zu werden, und hier weist der Sprachgebrauch schon in der Reihenfolge der Worte auf den Außenhof hin, dann erst muß man das Haus verlassen und danach den Hof durchschreiten. Wie schon in Kreta in der königlichen Halle wohl nur für wenige Auserlesene Raum war, größere Festlichkeiten aber auf dem Hofe stattfanden, so sagt man noch heute, daß man „zu Hofe geht“. Und dieser Ausdruck wird noch bis tief in das Mittelalter

hinein nicht nur bildlich, sondern wörtlich verstanden worden sein, denn unsere deutschen Burgen zeigen noch die gleiche Anlage wie die alten ägäischen. Zur Verteidigung der ganzen Burg diente der Burghof, ihn betritt man zuerst, wenn man das Tor durchschritten hat. In dem Hofe erst standen der Pallas, die Wohn- und Wirtschaftsräume.

Es ist wohl offenbar, daß eine solche Anlage nur da entstehen konnte, wo ein ackerbauendes Volk fest auf seiner Scholle saß. Ein wanderndes Nomadenvolk kann nicht heute da, morgen dort eine solche Einzäunung eines größeren Platzes

Der
semitsche
Innenhof.



Abb. 54. Der Westhof von Phaistos. (S. 48.)

vornehmen, auch hätte das ohne Grundeigentum wenig Zweck. Hier ist, wie an die Stelle der festen Hütte das tragbare Zelt tritt, der Außenhof durch den Innenhof ersetzt. Wenn so eine wandernde und die Herden weidende Abteilung des Abends Rast macht, werden die Zelte so aufgestellt, daß sie einen leeren inneren Raum im Kreise oder viereckig umgeben. In diesem so von Fall zu Fall entstehenden Hofe können des Nachts die Herden bewacht und geschützt werden. So haben sich die Bestimmungen der einzelnen Teile hier gerade umgekehrt. Einmal ist es der Hof, der zum Schutze der Wohnung da ist, im andern Falle wird der Hof durch die Wohnräume, das sind die Zelte, geschützt. In diesen Zelten ruht die wehrfähige Mannschaft, die jedem Fremden den Zutritt zu dem den kostbaren Besitz bergenden Hofe wehrt. Darum haben auch arische Völker, wenn sie sich notgedrungen auf der Wanderung befanden, von dieser Lagerart mit Innenhof Gebrauch gemacht, wie

die mittelalterlichen Wagenburgen zeigen. Auch das Lager der Israeliten auf der Wanderung durch die Wüste war nach dieser Art angelegt. Die Beschreibung des Alten Testaments erweist es deutlich, daß die Zelte der einzelnen Stämme im Quadrate aufgestellt waren, in einem inneren Quadrate lagerten die Leviten, und erst in dem von diesen Zelten umschlossenen Raume befand sich die Wohnung



Abb. 55. Grundriß des Palastes Sargons zu Kujundjuk. (S. 53.)

Jahwes, die Stiftshütte. Nun erklärt sich auch der für nomadische Verhältnisse sehr auffallende Vorhof dieser Hütte, der nach der Beschreibung der Stiftshütte allein fast als Außenhof erscheinen könnte. Dies war er aber nicht, sondern die Hütte stellte nur den heiligen Mittelpunkt des Innenhofes des ganzen Lagers dar.

Und wie der Außenhof im Denken und Fühlen der arischen Völker tief Wurzel geschlagen hat, so tat dies wieder der Innenhof bei den nomadisierenden semitischen Völkern. Als einzelne von ihnen bereits längst zu festen Wohnsitzen

übergegangen waren, erhielt sich der Grundplan doch in der Architektur (Abb. 55 und 56). Die großartigen Paläste der assyrischen und babylonischen Könige bestehen aus zahlreichen als Gänge oder schmale Hallen erscheinenden Gemächern, die um einen oder mehrere Innenhöfe gelagert sind, und bis heute ist dieser Grundriß im Orient für die Karawansereien in Geltung geblieben. Zahlreiche reihenweise angeordnete Kammern liegen um den quadratischen Innenhof herum, in dem die Tiere

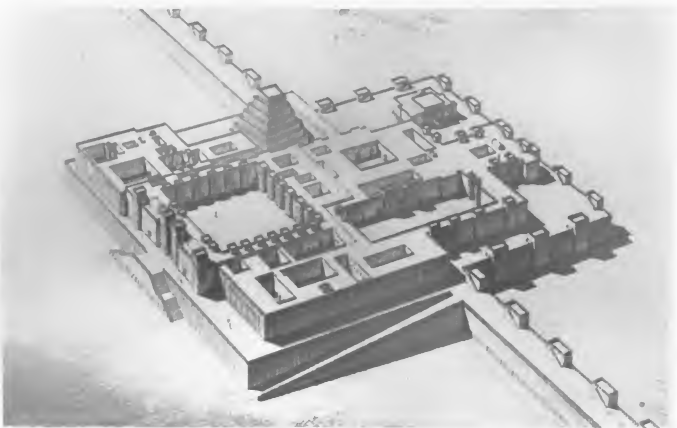


Abb. 56. Ansicht des Sargoonpalastes. (S. 53.)

der Karawane des Nachts untergebracht sind. An dem einen Ende dieses Hofes steht oft eine kleine Moschee oder Kirche, auch in dieser Anordnung an das israelitische Lager mit der Stiftshütte erinnernd.

Wir sehen also, daß die Hütte bereits eine lange und reiche Entwicklung von noch rohen Anfängen bis zu einer bereits kunstvolleren Bauart in Holz durchgemacht hat, andererseits erkennen wir, welche große kulturelle und nationale Bedeutung schon den einfachsten Gebäuden innewohnt, wie sie von der Lebensweise der Völker abhängig sind und wie von diesen Anfängen, der Hütte und dem Zelte, die Grundrißentwicklung der späteren Architektur bedingt und beeinflußt wurde. Wir haben nun der nächsten Stufe, dem Hause, unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Zweiter Abschnitt.

Die Entwicklung des Hauses.

Für den Übergang von der Hütte zum festen, aus dauerhaftem Materiale errichteten Hause gibt es keine scharfen Grenzen. Klimatische und kulturelle Umstände, Zweck und Bestimmung des Bauwerkes und noch manch andere Gründe mehr ließen an dem einen Orte die Entwicklung rascher vor sich gehen als an einem anderen. Im Gebiete der ägäischen Kultur entstanden schon zu Ende des dritten oder Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends Paläste, in denen die Vornehmen hausten, während in der Stadt unter der Burg noch lange die Hütte in Gebrauch geblieben sein mag. In Norditalien bildete die Hütte oder der Pfahlbau noch bis in das fünfte Jahrhundert v. Chr. die hauptsächlichste architektonische Gestalt, und für Deutschland bringen die Berichte von Cäsar und Tacitus sowie die Reliefs der Trajanssäule zu Rom den Beweis, daß auch noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt die Hütte bei den Germanen allgemein in Gebrauch war, und viele Naturvölker haben es in ihrer Baukunst auch heute noch nicht weiter gebracht. Dagegen können wir in kultivierten Ländern auch stets, je nach dem Zwecke, dem die Gebäude zu dienen haben, prächtige Steinbauten, Blockhäuser und Hütten auf verhältnismäßig engem Ranne nebeneinander stehen sehen; die Blockhäuser freilich zumeist nur als Vorratsräume, als Schennen, obwohl es besonders im Gebirge auch noch so errichtete Wohnhäuser gibt, die Hütten meistens nur vorübergehendem Wachtdienste, z. B. in Weinbergen, gewidmet.

Der eigentliche Übergang von der Hütte zum Hause war überall eigentlich schon da gemacht worden, wo man den ursprünglich runden Grundriß in den viereckigen umwandelte; ferner da, wo man der Reisighütte eine senkrechte Unterlage aus anderem Materiale gab, sie also gleichsam nur als Dach auf Mauern von Erde, Steinen oder Holz setzte, und schließlich bedeutet schon der uralte kleinasiatische Blockbau ein Abgehen von der eigentlichen Hütte nach der Seite des Hauses hin.

Zweierlei war maßgebend für die architektonische Durchbildung des Hauses.

Die Bedeutung des Materiales für die Entwicklung des Raumgefühls. Für die Entwicklung des Grundrisses waren es die psychologischen Verschiedenheiten der Völker, die wir in ihren Wirkungen bereits kennen lernten; für die Art des Aufbaues und damit im Zusammenhange für das Raumgefühl ward das von der Natur gelieferte Material von der allergrößten Wichtigkeit. Dreierlei Material ist

es, das vornehmlich in der Architektur Verwendung findet und auf die Konstruktion und auf die Formen des Aufbaues bestimmend einwirkt: das Holz, der aus Lehm bereitete Ziegel und der Stein. Je nach dem, das eine oder andere in einer Gegend leichter zu erlangen ist, wurde es auch daselbst mehr als die anderen verwendet, und darum wurde die ganze Technik der Bearbeitung und des Aufbaues mit Rücksicht auf das Material gewählt.

Die Verbreitungsgebiete dieser Materialien sind aber sehr verschieden. In Ägypten ist es der Stein, der von Natur aus zum Bauen dargeboten wird. Wohl ist auch alljährlich nach der Nilüberschwemmung Lehm in Massen vorhanden, aber

Der Steinbau
in Ägypten.

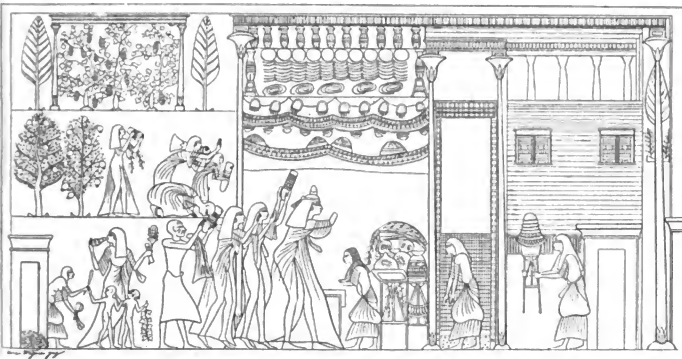


Abb. 57. Haus eines vornehmen Ägypters. (Ägyptisches Wandgemälde.) (S. 56.)

da der fruchtbare Landstrich zu beiden Seiten des Stromes doch nur ein schmaler ist, so ward der für den Ackerbau so segensreiche und unentbehrliche Schlamm viel zu kostbar, als daß man ihn zu Ziegeln hätte verarbeiten dürfen. Das Holz war ebenfalls nicht leicht zu beschaffen, da Ägypten nur sehr wenige Gattungen von Bäumen hervorbringt. So blieb also nur der Stein übrig, der in den Gebirgen am östlichen Rande des Niltales in reicher Fülle sich darbietet. Die Steinarchitektur war darum von den ältesten Zeiten an die eigentlich nationale ägyptische Bauweise.

Man könnte dagegen mancherlei einwenden; denn erstens zeigen die ägyptischen Wandgemälde deutlich, daß das Wohnhaus des Ägypters ein leichter Fachwerkbau mit reichlicher Verwendung des Holzes war, mit Steinbau also nichts zu schaffen hatte, zweitens berichtet uns das Alte Testament, daß die Juden in Ägypten als Staatssklaven zum Ziegelstreichen angehalten wurden. Beide Einwürfe lassen sich

Unterschied
zwischen
Wohnhaus u.
Monumental-
bau in
Ägypten.

aber leicht widerlegen. Das ägyptische Wohnhaus war dem Klima entsprechend ein ganz leichter Bau, der oft nur aus Stützen mit dazwischengefügten, geflochtenen Matten bestand. Die Häuser von Reicheren oder Vornehmeren scheinen nach den Bildern auch ganz hölzerne Wände besessen zu haben. Aber das dabei verwendete Holz war Palmenholz, das sich wohl zu solch luftigen Baulichkeiten, wie die Wohnhäuser es waren, eignete, nicht aber zu größeren und für längere Dauer bestimmten Gebäuden (Abb. 57). Der Eindruck eines solchen Hauses mag in technischer Beziehung nicht viel anders gewesen sein als der, den in Indien heutzutage die ganz aus Bambus errichteten Häuser hervorrufen. Erst seit dem neuen Reiche scheinen für Vornehme auch Häuser aus Lehmziegeln in Aufnahme gekommen zu sein; aber auch sie waren von leichter Bauart, und ihr Haupterfordernis waren hohe, luftige Räume um gegen die Hitze zu schützen. Daß aber für eine dauerhaftere und widerstandsfähigere Bauart Ägypten wirklich des Holzes ermangelte, beweist der Reisebericht des Priesters Wen-Amun, der im Auftrage seines Tempels um das Jahr 1100 v. Chr. eine Reise nach Syrien unternahm, deren Abenteuer von ihm anschaulich in einer Schrift geschildert wurden. Der Zweck dieser Reise aber war der, in Syrien Bauholz einzukaufen, von dem die Festbarke des Gottes Amun gefertigt werden sollte. Eine solche für damalige Zeiten recht beschwerliche und gefährvolle Reise unternimmt man aber nicht, wenn man das gesuchte Holz in der eignen Heimat finden kann. Weiter spricht für die große Leichtigkeit der Privatbauten der Umstand, daß von den alten Städten Ägyptens keine Spur, auch keine Grundmauern, erhalten ist, und daß die Städte nicht wie in allen andern Ländern dauernd an einer Stelle blieben, sondern nach dem Belieben der Herrscher oder auch aus andern Gründen die Lage einer Stadt öfters um mehrere Kilometer wechselte, und an allen diesen Stellen außer der wie überall aus festem Materiale bestehenden Totenstadt nichts von der Stadt der Lebenden erhalten geblieben ist.

Wenn wir ferner von den Juden wissen, daß sie für den Pharao Ziegel streichen mußten, so erklärt sich das daraus, daß die Israeliten Wohnsitze im Lande Gosen angewiesen erhielten. Diese Gegend aber lag zwischen dem Nildelta und dem roten Meere und war schon frühzeitig von Kanälen durchzogen. Hier war Stein wohl schwerer als Lehmziegel zu beschaffen, und die von den Juden gemachten Ziegel dienten auch nicht zu Prachtbauten, wie es die Tempel, Pyramiden u. a. waren, sondern um Grenzfestungen gegen Asien zu errichten, wozu die Lage von Gosen zwang.

Weder diese Festungswerke noch das leichte Gerüst der Wohnhäuser war es aber, woran die ägyptische Architektur und ägyptisches Raumgefühl sich entwickelten, dies konnte nur an den massiv für die Dauer errichteten Bauten geschehen, und das waren vor allem die Tempel. Sie wurden seit uralten Zeiten aus großen Steinquadern erbaut. Aber auch die Balken der Decke, wie die ganze Bedachung waren von Stein und wären dann ohne reichliche Unterstützung infolge des ungeheuren Gewichtes durchgebrochen. Darum wurden im Innern der Tempel Säulen in kurzen Zwischenräumen aufgestellt. So entstanden große Säle, die aber keine Raumwirkung ankommen lassen, weil der Blick überall durch Säulen aufgehalten wird, und infolgedessen eine geheimnisvolle Dämmerung den ganzen Raum beherrscht (Abb. 58).

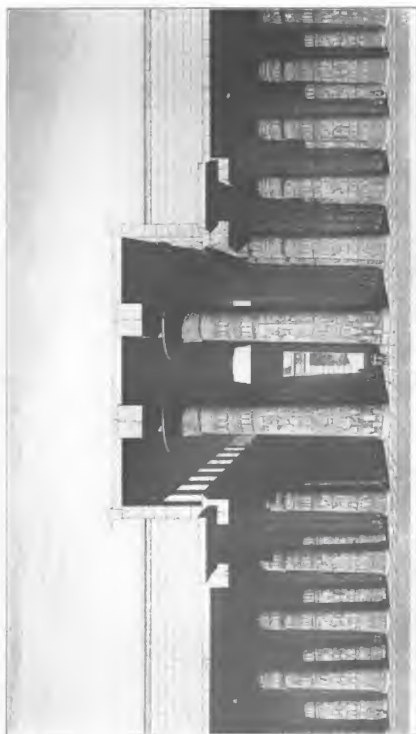


Abb. 58. Durchschnitt durch den Tempel von Karnak, nach Perrot-Chipiez. (S. 56.)

Die
ägyptische
Dekoration
ist
unkonstruktiv.

Eine weitere Folge dieser Bauart war die, daß in der Erscheinung der Tempel das konstruktive Gefühl fast nie zum Durchbruche und zur sinnlichen Wahrnehmung gelangte. Die Wände waren einfach aus riesigen Quadern aufeinander geschichtet und boten große ungliederte Wandflächen, die dem starken ornamental Bedürfnisse des Ägypters eine willkommene Unterlage boten, um mit Bildern aus dem Leben der Götter und Könige und mit langen Hieroglypheneinschriften bedeckt zu werden, unter denen auch noch die letzte Ahnung einer architektonischen Kon-

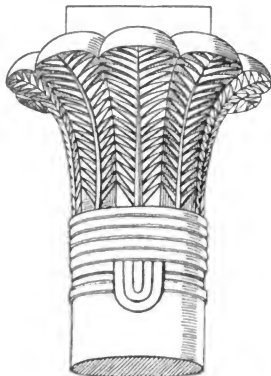


Abb. 59. Oberteil einer Palmensäule. (S. 58.)
(Man erkennt deutlich wie die Palmenwedel
angebunden waren.)



Abb. 60. Ägyptische skulptierte Säule. (S. 58.)

struktion verschwand. Auch die Säulen wurden teils mit Bildwerk und Inschriften versehen, teils verhüllte man sie bei Festlichkeiten mit frischen Pflanzen, besonders Lotos, Papyrus und Palmenblättern, so daß sie wie riesige Bündel von Pflanzestengeln mit Blumen erschienen (Abb. 59—62). Dieser vorübergehende Schmuck wurde schon sehr bald in Bildhauerarbeit an den Säulen ständig gemacht, und so auch der letzte Rest des konstruktiven Eindruckes sorgfältig vermieden.

Der
babylonische
Lehmziegel-
bau.

In Babylonien und Assyrien wieder war der Lehm, aus dem man Ziegel formte, das einzige von der Natur gelieferte Baumaterial und bestimmte daher die architektonische Erfindung sowohl durch die Möglichkeiten, die es bot, als durch die Beschränkungen, die es auferlegte. Vortrefflich eignet sich der Ziegel zur Errichtung

senkrechter Mauern, gar nicht dagegen, um über die Mauern eine flache Decke zu legen. Dazu bedarf man hölzerner Balken, die in Mesopotamien nur schwer zu beschaffen waren, so daß die assyrischen Könige mit Stolz davon berichten, daß sie für ihren Palast und für den Tempel Cedernstämme im Libanon fällen und nach Assur bringen ließen. Wenn aber der Ziegel keine wagrechte Eindeckung gestattet, so eignet er sich doch sehr gut, um Wölbungen herzustellen, in denen sich die

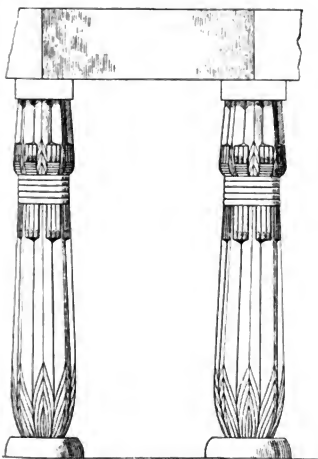


Abb. 61. Ägyptische Säulen, Papyrusbündel darstellend.
12. Dynastie. (S. 58.)

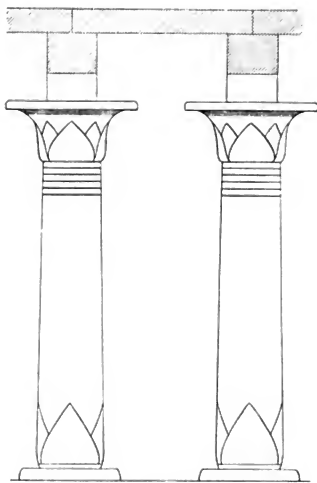


Abb. 62. Glatte Papyrussäulen der 19. Dynastie.
(S. 58.)

einzelnen nebeneinander liegenden Steine gegenseitig im Gleichgewicht erhalten. So kamen die Babylonier und Assyrer schon frühzeitig zur echten Wölbung im Gegensatz zur falschen, die wir früher bereits kennen gelernt haben.

In beiden Fällen aber, mit gewölbter Decke oder mit flacher aus quergelegten Balken, war nur eine kurze Spannweite möglich, und darum müssen die Mauern ziemlich nahe voneinander stehen, da die Säule in Mesopotamien bis in sehr späte Zeiten ganz unbekannt blieb. Die Folge davon war, daß man es im Zweistromlande nicht zu der Errichtung weiter Säle brachte, sondern alle Räume die Gestalt langer,

schmaler Gänge erhielten. Zahlreiche solcher gallerieartigen Gemächer lagen um den im vorigen Abschnitt erwähnten Innenhof und bildeten in ihrer Gesamtheit den Herrscherpalast.

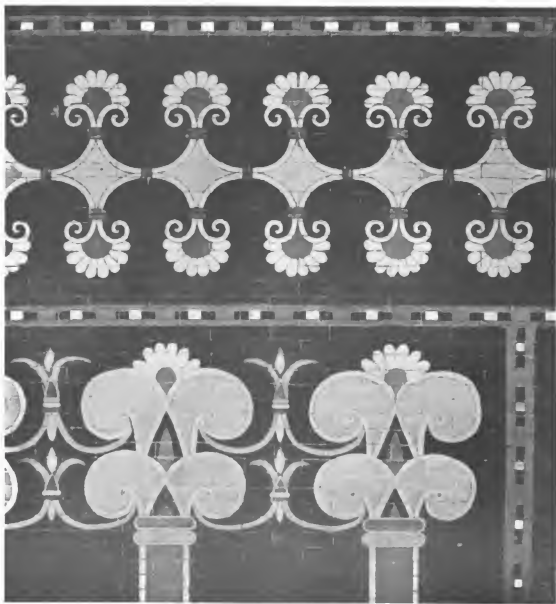


Abb. 63. Wandverkleidung im Thronsaale Nebukadnezars. (S. 61.)

Auch die
babylonische
Dekoration
ist
unkonstruktiv.

Die langen Wände dieser schmalen Räume, bei denen die vielen gleichmäßig über- und nebeneinander liegenden Ziegel so wie so keinen schönen Anblick geboten hätten, sondern irgend eine Verzierung von selbst erheischen, erhielten diesen Schmuck ebenso wie in Ägypten in ganz unkonstruktiver Weise. Die ganzen Wände wurden mit großen in Relief behandelten Steinplatten oder mit bunten glasierten Ziegeln bedeckt. Auf den Steinplatten waren Götterbilder, die Taten der Könige

und ihr häusliches Leben dargestellt. Da diese Darstellungen in Reihen übereinander die ganze Wand bedeckten, ward natürlich jegliche Möglichkeit benommen, noch etwas von der Konstruktion des Baues erkennen zu lassen. Weiter tritt aber noch eine eigentümliche Zwiespältigkeit in diesen Bildern zu Tage. Vielfach ist die Naturalistik der Wiedergabe geradezu überraschend, ich brauche nur an die bekannten verwundeten Löwen zu erinnern; und doch scheute man sich nicht über die Gewänder, ja selbst Hände von menschlichen oder dämonischen Gestalten hinweg langzeitige Keilschriften zu führen. In buntglasierten Ziegeln wieder fertigte man lange Friese, in denen Löwen oder phantastische Fabeltiere hintereinander herschreiten, oder ver-



Abb. 64. Felsengrab von Antiphellos in Lykien.
(S. 61.)

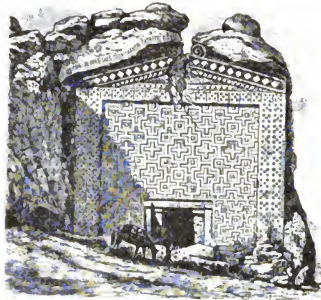


Abb. 65. Das Midas-Grab in Phrygien.
(S. 62.)

schiedenartige Ornamente angebracht wurden (Abb. 63). Auch hier tritt der Mangel jeglichen konstruktiven Gefühls an dem Ornamente in unserer Abbildung deutlich hervor. Die Malerei stellt auf blauem Grunde Pfeiler dar, aber diese Pfeiler haben nichts zu tragen, ihr mit Doppelvoluten geschmücktes Ende ragt ohne jegliche architektonische Bedeutung ins Leere. Zudem sind diese Pfeiler noch von einem gemeinsamen Rahmen eingefasst.

Eine größere Bedeutung erhielt die Konstruktion schon in dem Blockhause Kleinasiens, in Phrygien und Lykien. Die zahlreichen aus dem Felsen geschlagenen Grabfassaden haben die Formen dieser Bauten, wie wir schon oben sahen, so gut erhalten, daß wir die technischen und stilistischen Unterschiede, die zwischen dem Holzbaue in Phrygien und dem in Lykien bestanden, heute noch deutlich erkennen können. In Lykien kommt meistens nur die Konstruktion als solche zur Geltung (Abb. 64), man hat noch darauf verzichtet, die technisch wichtigen Teile auch durch ornamentalen Schmuck oder stilisierte Behandlung hervorzuheben. In Phrygien ist

Der Holzbau
Kleinasiens.

dies bereits stärker der Fall. Die Enden der Dachsparren werden in Hörner umgebildet, an einzelnen Teilen des Gebälkes oder an der ganzen Wand der Fassade, wie z. B. an dem sogenannten Midas-Grabe (Abb. 65) oder dem der Arezastis, sind Zickzackbänder oder ein Mäanderornament reichlich verwendet. Aber diese Bauten blieben klein und enthielten wohl nur einen Raum, so daß die eigentliche Entwicklung zum Hause bei dieser Art nicht einsetzte. Wenigstens haben die Gräber uns keinen anderen Typus bewahrt. Das Midas-Grab und einige andere phrygische Anlagen sind zwar von sehr bedeutender Höhe und Breite, aber die Konstruktion ist die gleiche, wie bei den kleinen Fassaden, so daß sie keinen Aufschluß darüber geben, ob sie Nachahmungen von sehr großen Blockhäusern oder nur Vergrößerungen

kleiner Originale sind, um schon durch die Größenverhältnisse den vornehmen Rang des darin Bestatteten anzudeuten.

All' diesen gleichsam am Wege der Entwicklung stehen gebliebenen oder von diesem Wege abgeschweiften Bauformen steht die Architektur Ägäas gegenüber, indem sie einen ästhetischen Eindruck dadurch erzielt, daß sie die Konstruktion stets deutlich erkennen läßt, und Verzierungen an den konstruktiv wichtigsten Teilen so anbringt, daß diese Teile ihre eigentliche Bedeutung deutlich zeigen und durch diese

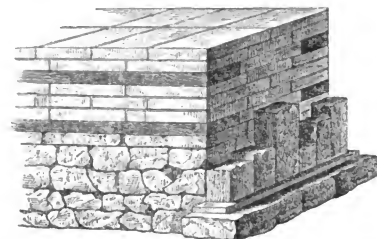


Abb. 66. Konstruktion der Megaron-Mauer, nach Dörpfeld.
(S. 65.)

Bedeutung den ästhetischen Eindruck im Beschauer erwecken. Alles erscheint hier durchaus sinnvoll und in inniger Beziehung zum ganzen Bau stehend und wirkt darum überzeugend und beruhigend auf den Beschauer. Die ägäische Architektur können wir bis zum Anfange des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ja bis in das dritte hinein verfolgen, und zwar an den Palästen der Stammesfürsten. Die breite Masse des Volkes mag noch lange in Hütten gehaust haben, während für die Könige sehr bald prächtige und geräumige Häuser errichtet wurden. An vielen Stellen des alten Hellas sind diese uralten Paläste nach jahrtausendelanger Verschüttung wenigstens im Grundrisse und mit so vielen mit in der Erde begraben gewesenen Baugliedern zum Vorschein gekommen, daß wir ein vollkommen klares Bild dieser Anlagen wieder gewinnen können. Die wichtigsten dieser Paläste sind der von Troja, Arne, Mykenae, Tiryns und weiter auf Kreta, Knossos und Phaistos.

Troja.

Beginnen wir mit dem einfachsten Bau in Troja und schreiten allmählich zu den reicher entwickelten vor, um den Zusammenhang in der Entwicklung zu erkennen. — Troja ist ebenso wie Mykenae und Tiryns nicht nur Herrschersitz, sondern auch Burg. Nicht in der Ebene stand der Palast wie die Hütten und Häuser des Volkes, sondern auf einem befestigten Hügel. Durch ein Tor gelangt man in

Troja und Tiryns in den ersten mauerumlegten Außenhof, der wohl mehr zu Verteidigungszwecken diente, um den Burgraum zu erweitern, und noch nicht zu der eigentlichen Wohnanlage gehört. Um zu dieser zu gelangen, muß man durch ein zweites Tor auch einen zweiten Außenhof betreten und befindet sich dann dem Hauptbau des Palastes gerade gegenüber (vgl. Tiryns Abb. 52, S. 49). Dieser Hauptbau ist das sogenannte Megaron, der große Raum. In ihm spielt sich der

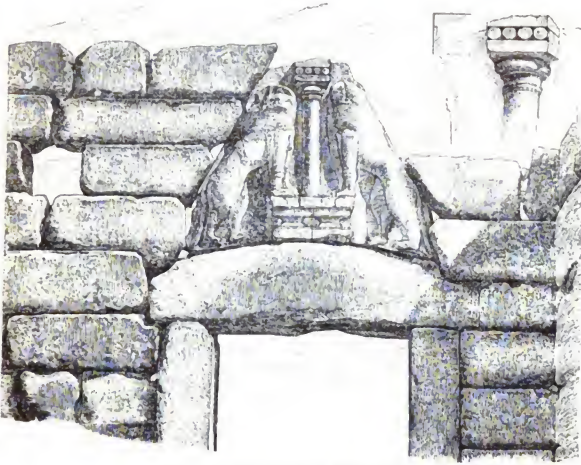


Abb. 67. Das Löwentor von Mykenae. (S. 66.)

größte Teil des Familienlebens ab, darnun steht der Herd in der Mitte des Saales. Der Grundriß besteht aus zwei Längsmauern, die hinten durch eine Quermauer verbunden und abgeschlossen sind. Nach vorne hin bleibt zwischen den Mauern ein freier Raum, da die vordere mit der Tür versehene Quermauer weiter hereingerückt wurde. So gliedert sich das Ganze in einen saalartigen Raum und eine Vorhalle. Dieser Grundriß bleibt das Bezeichnende auch bei reicher entwickelten Anlagen, wie wir sie in Kreta kennen lernen werden, und scheint allen arischen Völkern gemeinsam zu sein und in ferne Zeiten zurückzuweisen, von denen keine Kunde mehr auf uns gekommen ist, denn auch in Mitteleuropa erkennt man diese Anlage als den Kern, von dem die weitere Entwicklung ausging, und das deutsche Bauernhaus zeigt

Das
Megaron
und die
Vorhalle.

in vielen Gegenden heute noch die gleiche Einteilung, in anderen ist die Weiterentwicklung davon ausgegangen.

Damit steht nur scheinbar der Umstand in Widerspruch, daß, wie wir gesehen haben, zu jenen Zeiten, als die arischen Völker in ihre historischen Wohnsitze

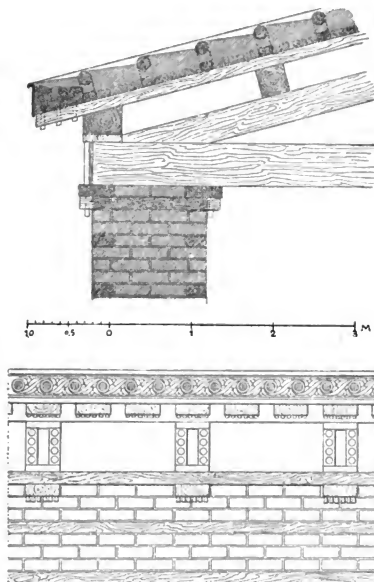


Abb. 68. Rekonstruktion des Aufbaues, nach Reber. (S. 66.)

gelangten, überall noch die einfache Hütte als Behausung diente. Erstens zeigt schon die eine Hausurne von Melos, daß durch ein über der Tür angebrachtes, auf einem Unterbau ruhendes Dach auch den Hütten eine Vorhalle vorgelagert werden konnte, die wohl einen schattigen Aufenthalt vor dem Eingange ermöglichen und das sonst zu grell einfallende Licht mildern sollte, zweitens werden neben den gewöhnlichen Hütten für die Stammeshäuptlinge schon damals auch geräumigere und

prächtigere Bauten aus Holzbalken errichtet worden sein. Derartige Holzbauten mit genau derselben Einteilung in großen geschlossenen Raum und Vorhalle kommen heute noch in Skandinavien vor, das ja viele hochaltertümliche Züge bewahrt hat.

Der Aufbau ward so gebildet, daß man zuerst eine niedrige Steinmauer errichtete als Grundlage für eine daraufstehende Mauer, die aus Lehmziegeln und Holzbalken bestand, und zwar so, daß immer drei Schichten nur aus Ziegeln errichtet waren, die vierte aber an der Innen- und Außenseite längslaufende hölzerne Bohlen besaß, die von vier zu vier Meter durch Querhölzer zu einem festen Rahmenwerke

Die
Mauertechnik
am ägäischen
Palaste.



Abb. 69. Rekonstruktion des Palastes von Tiryns. (S. 68.)

verbunden waren, das die ganze Mauer in sich verankerte. An den vorderen Enden der Mauern sind heute noch vorstehende Steinplatten erhalten. Diese dienten als Auflagen für senkrecht stehende Bohlen, die die Schmalseiten der Wände ganz verkleideten, um sie gegen die Unbill des Wetters und gegen Erdfeuchtigkeit zu schützen (Abb. 66). So entstand trotz des nicht sehr dauerhaften Materiales — denn die Ziegel waren nur an der Sonne getrocknet und nicht gebrannt —, ein solides Mauerwerk, das sich für eine sinnvolle Konstruktion des weiteren Aufbaues vortrefflich eignete.

Wohl sind die ägäischen Paläste alle bereits vor Jahrtausenden verheerenden Feuersbrünsten zum Opfer gefallen, aber gerade diese Brände waren sehr wertvoll für unsere heutige Kenntnis dieser Bauten; denn erstens wurden die Lehmziegel in der Hitze zu gebrannten umgewandelt, so daß sie dem Zahne der Zeit Trotz bieten konnten und bis heute noch teilweise sogar einige Meter hoch erhalten blieben, wobei

auch noch die verkohlten Reste der Balken in der Maner stecken und die Konstruktion deutlich zeigen. Die Ziegel aber, die nicht gebrannt wurden, stürzten ein und umgaben die Reste mit einer hohen schützenden Erdschicht von Lehm. Unter dieser Schicht wurden bei den Ausgrabungen aber auch noch andere Architekturteile gefunden, die genügen, um die Paläste in Zeichnung getreu wieder herstellen zu können.

Die
ägyptische
Säule.

Auf die in der oben angegebenen Weise errichteten Mauern wurde eine aus Balken und Lehm bestehende Bedachung gelegt. Bei der großen Spannweite auch an den Schmalseiten, die in Troja und Tiryns z. B. zehn Meter beträgt, wäre ein freiliegender Balken natürlich bald durchgebrochen, darum mußten Zwischenstützen in Gestalt von Säulen aufgestellt werden. Während aber der Ägypter von Anfang an seine Stützen als große aus einem Stücke bestehende Pfeiler errichtete, oder die Säulen aus mächtigen übereinander gesetzten Quadern erbaute, bestand die ägäische Säule aus Holz. Ihre Gestalt ist uns in Stein nachgebildet am Löwentor von Mykenae, an einigen der mykenischen Schachtgräber und in Wandmalereien von Knossos und Phaistos gut überliefert (Abb. 67). Am Löwentor ist außerdem auch noch die Verbindung der Säule als tragender Teil mit den getragenen Baugliedern des Gebäudes anschaulich wiedergegeben. Die Säule ruht hier auf einem Sockel, dessen eigentümliche Gestalt die Vermutung nahe legt, daß er aus Holz geschnitzt gewesen sei. Der Schaft besteht aus einem einzigen Stücke und zeigt, ebenso wie Säulenbruchstücke von den Fassaden der Kuppelgräber, eine zuerst befremdliche Gestalt; sie ist nämlich oben breiter als unten und sitzt somit mit der Spitze auf der Unterlage auf. Bei genauerer Überlegung findet man aber, daß sie gerade dadurch ihre Aufgabe besser zu erfüllen geeignet wird. Sie hat dem Gebälk des Daches als Widerlager zu dienen. Zu ihrer Herstellung wurden ganze, rund zugehauene Baumstämme verwendet. Hätte man diese, so wie sie wachsen, mit dem dünneren Ende nach oben aufgestellt, so wäre die Auflagedfläche für die Balken eine zu schmale geworden. Umgekehrt aber gewann man ein breiteres Widerlager, das auch noch, wie das Relief zeigt, durch Bretter und runde Bohlen erweitert werden konnte. In Tiryns, auf der Akropolis von Athen und in Kreta sind in den Palästen auch noch die Standspuren der Säulen sichtbar, so daß dadurch auch ihre Anzahl und die Stellen, wo sie Verwendung fanden, gesichert sind. Es waren jedesmal im Eingange zur Vorhalle zwei Säulen aufgestellt, und in Tiryns und Mykenae sind auch noch im Saale die Basen von vier im Quadrat um den Herd gestellten Säulen erhalten. Der Säulenschaft ruhte nämlich auf steinernen, scheibenförmigen Sockeln auf, die, nachdem das Holz längst verbrannt oder vermodert ist, heute noch die alten Stellen bezeichnen. Sonderbarerweise sind diese Standspuren in Troja nicht mehr auffindbar gewesen, da die Spannung von zehn Metern für einen Balken aber viel zu groß wäre, müssen wir annehmen, daß doch Säulen auch hier gestanden haben. Vielleicht waren sie auf hölzerne Basen ähnlich der des Löwentores gestellt.

Gebälke,
Dach und
Gesamtansicht.

Auf den Säulen und den die Vorhalle vom Saale scheidenden Zwischenmauern lag das quer gelegte Gebälk auf, und zwar so, daß die Balkenköpfe außen ein wenig über die Mauerbreite vorragten (Abb. 68). Um sie festzulegen, wurden in den oberen Ziegelschichten unter die längs laufenden Bohlen Querriegel aus Holz gelegt, und deren Bohlen und Dachbalken mit hölzernen, eingetriebenen Nägeln, deren



Abb. 70. Andere Rekonstruktion des Palastes. (S. 68.)

Enden vorstanden, fest miteinander verbunden. Die Wiederherstellungszeichnung von Reber auf S. 67 (Abb. 70) wird diese Konstruktion klar machen. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Balken blieben frei und bildeten so lukanartige Öffnungen, durch die das Licht in den Saal einfallen konnte; die Köpfe selbst waren durch Schnitzwerk und Bemalung verziert, so daß sie mehr in die Augen fielen und die Konstruktion deutlicher hervorhoben. In diesem regelmäßigen Wechsel der ornamental geschmückten Balkenenden und der offenen Lücken ist bereits ein für die ästhetische Wirkung sehr wichtiger Teil des dorischen Tempels, der Fries von Metopen und Triglyphen vorgebildet. Keine Anhaltspunkte sind uns aber leider überliefert für die Erkenntnis, ob dies von Säulen und Mauern getragene Dachwerk flach oder giebelförmig gebildet gewesen; denn soweit wir den Aufbau bis zum Dache kennen, gestattet er beide Arten von Dächern. In Tiryns scheint ein flaches Dach gewesen zu sein, in dessen Mitte sich ein überhöhter Aufbau erhob, um dem Lichte Einlaß zu gewähren (Abb. 69); darauf läßt nämlich ein Fund, der bei der Ausgrabung durch Schliemann gemacht wurde, schließen. Es fand sich ein Fries aus Alabaster, reich mit Reliefformen geschmückt und mit farbigem Glasflusse eingelegt. Die regelmäßige Wiederkehr senkrechter triglyphenartiger Streifen mit großen Feldern, in denen ein schönes Palmettenornament angebracht ist, machen es wahrscheinlich, daß dieser Fries einst oben vor den Balkenköpfen vorgelegen hat, dann wären aber die freien Zwischenräume ebenso wie die Metopen geschlossen gewesen, und es hätte also einer anderen Vorrichtung für die Zufuhr von Licht und Luft bedurft. Dennoch wäre es möglich, daß dieser Fries nur vorn, also an der Fassade angebracht gewesen sei, wie es auch Reber in seinem Wiederherstellungsversuche annahm (Abb. 70). Aber auch hier ist für die Nebengebäude ein flaches Dach angenommen. Diese flachen Dächer kann man sowohl nach den lykischen Felsengräbern als nach dem Relief des Löwentores mit Sicherheit im Bilde wieder herstellen. Aus Rundhölzern, die dicht nebeneinander auf das Gebälk gelegt waren, wurde eine Fläche hergestellt, die den daraufgestampften Lehm als eigentliche Decke zu tragen hatte, die, wie schon oben (S. 42 f.) erwähnt wurde, durch einen dreifachen Rahmen aus Brettern zusammengehalten wurde. Wir werden später sehen, daß in dieser Art des Aufbaues des ägäischen Palastes die Keime für die beiden wichtigsten griechischen Baustile, den dorischen und den jonischen, bereits enthalten waren. Was aber an dieser Architektur das Bedeutsame und sie von den orientalischen Bauten durchaus Unterscheidende ist, das ist die starke Betonung der Konstruktion und die Art, wie ihr Hervorheben auch gleichzeitig als sinnvoller, architektonischer Schmuck diente. Aber auch im Innern, wo in der Mitte die vier mächtigen Säulen um den Hausherd herumstanden und das Gebälk des Daches trugen, mußte die Konstruktion durchaus deutlich gewesen sein. Bei einem Giebeldache muß die Halle ungefähr so wie in unserem Bilde nach Reber (Abb. 71) ausgesehen haben, wobei dann der Anschluß der Dachbalken an die Mauern aus der vorher besprochenen Konstruktionszeichnung (Abb. 67) erhellt; bei flachem Dache muß eine Decke vorhanden gewesen sein, deren tragende Balken sichtbar blieben, während die Decke selbst wohl mit Stuck überzogen war. Denn daß solcher zur Verkleidung der Innenwände angebracht war, beweisen Reste, die in Tiryns, Mykenae und Kreta zu Tage kamen, und eine reichliche Bemalung mit Ornamenten,



Abb. 71. Innenansicht des Megaron. (S. 68.)

unter denen wieder die Spirale die Hauptrolle spielt, und mit religiösen und häuslichen Szenen aufweisen.

Anderweitige
Gemächer
des Palastes.

Das Megaron, der Männersaal, war der geistige Mittelpunkt der ganzen Anlage, der Fremde, der Gast bekam meistens nur diesen Raum zu sehen; die besonderen Gemächer für die Frauen, die Vorratsräume und was sonst noch zur Hofhaltung nötig war, schlossen sich daran an. Sie alle, wenigstens die Räume, die auch zum Wohnen benützt wurden, zeigen die gleiche Einteilung in Saal und Vorhalle, ja, wie das Beispiel von Tiryns zeigt (siehe den Grundriss S. 49), hatten auch diese

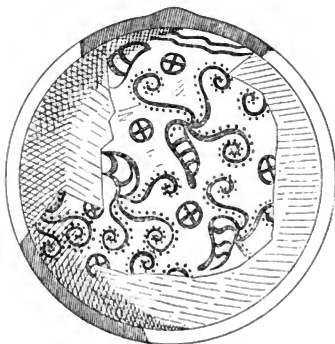


Abb. 72. Mykenische Schale mit gemalten Tintenfischen.
(S. 71.)



Abb. 73. Mykenische Vase mit Ornament
von Wasserpflanzen. (S. 71.)

wieder ihren besonderen kleinen Außenhof, und sogar ein Badezimmer war in diesem Palaste bereits vorhanden. Auf unserem Plane ist mit α ein Gang bezeichnet, der von einer Seitentür des großen Megaron um verschiedene Wirtschaftsgebäude herumführt. Da wo der Gang nach links umbiegt, befindet sich ein kleines Zimmer, dessen Boden von einer großen Steinplatte gebildet wird. Der Rand dieser Platte ist höher als der Mittelteil und zeigt in gleichen Abständen Zapfenlöcher, die zur Befestigung einer Wandverkleidung von Bohlen dienten, um die Mauer undurchlässiger zu machen. An der einen Seite befindet sich eine Ablaufrinne, und in der einen Wand sind zwei runde Löcher, die zum Einsetzen von Salbgefäßen dienten. Salben und Öle gehörten im Altertum bei den Griechen, ebenso wie noch heute im Orient, notwendig mit zum Bade.

Noch großartiger und prächtiger in der Anlage als Tiryns waren die Paläste von Kreta angelegt. Mancherlei Gründe werden hier zu der reicheren Entwicklung beigetragen haben. Die Insel legt sich als der südlichste Teil Europas in langem Streifen wie ein Riegel zwischen das ägäische und mittelländische Meer, gegen kalte Nordwinde ist sie durch hohe Berge an ihrer nördlichen Seite geschützt, und zwischen den mehrfachen Gebirgszügen, die sie in ostwestlicher Richtung durchziehen, dehnen sich weite Ebenen aus, die nach Süden offener sind als nach Norden. So besitzt Kreta eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die es den Bewohnern ermöglichte zu großer Wohlhabenheit zu gelangen. Noch heute ist die südliche und größte dieser Ebenen, trotz der jahrhundertelangen Vernachlässigung unter der Türkenherrschaft, von großer Fruchtbarkeit. Zwar zeugen die Paläste auf dem griechischen Festlande ebenfalls von großem Reichtume, so daß z. B. allein der Metallwert der goldenen Schmucksachen aus den Schachtgräbern von Mykenae, die man im Museum zu

Die Paläste auf Kreta.



Abb. 74. Mykenisches Goldblech mit Darstellung eines Polypen. (S. 72.)



Abb. 75. Steinvase von Hagia Triada. (S. 74.)

Athen bewundern kann, auf hunderttausende von Franken berechnet wird, aber dieser Reichtum dürfte doch anderer Art gewesen sein als der von Kreta. Dieser

Unterschied scheint sich mir aus der Vasenmalerei und sonstigen ornamentalen Kunst zu ergeben.

Auf dem
Festlande
war eine
Seekultur.

Außer geometrischen, aus Kreisen, Spiralen und geraden Linien gebildeten Ornamenten ist ein großer Teil des Zierformenschatzes aus der Nachahmung natürlicher Gebilde, wie Pflanzen und Tiere, entstanden (Abb. 72—74). In Mykenae wurden diese Elemente fast ausschließlich dem Meere entnommen. Tintenfische, Purpurschnecken und eine Algenart finden sich immer wieder an Gefäßen und goldenen, einst den Gewändern aufgenähten Scheiben, teils in naturalistischer, teils in ornamental stil-



Abb. 76 und 77. Vasen von Knossos. (S. 73.)

sierter Darstellung. Dazu stimmt es, daß die wichtigsten der bekannten Siedlungsplätze nahe der Küste sich befinden, Troja und Tiryns liegen dicht an dem Meeresstrande, Mykenae ist wenige Kilometer weiter landeinwärts als Tiryns, aber immer noch nahe genug, und bildete schon in den ältesten Zeiten einen Verbindungspunkt zwischen dem Meerbusen von Argos und dem von Korinth, die beide durch eine uralte befestigte, über Mykenae führende Straße verbunden waren. Wichtige Funde dieser Kultur wurden auf den Inseln Melos, Amorgos und sonst gemacht, nenerdings hat Dörpfeld die mykenische Kultur auch im Westen auf der Insel Levkas und bei Pylos nachgewiesen, also wieder nahe dem Meere. Es scheint demnach, daß die in Ägäa einwandernden Stämme zur See kamen, erst die Küsten und später erst das gebirgige Innere besiedelten und in ihren neuen Wohnsitzen lange ein seefahrendes Volk blieben. Bei solchen seefahrenden, zuweilen wohl auch Seeräuberei treibenden

Völkern — was ja in den Augen der Alten kein Makel war — kamen die zusammengehäuften Schätze besonders dem Könige, in dessen Auftrage sie erbeutet wurden, zu Gute; aber für diese Schätze genügte ein kleinerer Raum, das Megaron und einige Vorratsräume waren ausreichend für die Bedürfnisse des Herrschers, während das Volk wohl noch lange in Hütten wohnte.



Abb. 78. Vase von Knossos. (S. 73.)

Anders in Kreta. Hier spielte der Landbau schon hoch im zweiten vorchristlichen Jahrtausend eine große Rolle. Die bekannte Steinvase von Hagia Triada zeigt einen, wohl kultischem Dienste geweihten Erntezug (Abb. 75), und auf den kretischen Vasen älteren Stils, aus der sogenannten Kamares-Zeit, werden besonders Landpflanzen, Lilien, ein ephenähnliches rankendes Gewächs und anderes zu ornamentalen Zwecken verwendet (Abb. 76—79). Auch architektonische Motive, wie z. B. der von Tiryns her bereits bekannte Triglyphenfries, fanden bald an den durch den Bau der Vase geeigneten Stellen Verwendung (Abb. 77). Die Blicke der ältesten Kreter scheinen also weniger auf das Meer gerichtet gewesen zu sein, als die der fest-

In Kreta
auch starke
Ackerbau-
kultur.

ländischen Agäer. Wohl waren sie auch mächtig zur See, wie die Sage von der Meerherrschaft des Minos und dem Tribute, zu dem Athen diesem Könige verpflichtet war, bis Theseus seine Vaterstadt davon befreite, beweist, aber die Hauptquelle des Reichtums floß aus dem Landbaue. Das kam aber auch der gesamten Bürgerschaft zu Gute; und wirklich scheint diese nach Ausweis einiger merkwürdiger Funde in Malerei und Kleinplastik im Palaste von Knossos, die allgemein als Darstellungen von Häusern betrachtet werden, früher als anderswo in festen Häusern gewohnt zu haben. Unter solchen Umständen ergab es sich wohl von selbst, daß der König noch prächtiger als in anderen Gegenden wohnte, und zweitens bedurfte sein Palast auch einer weiteren Ausdehnung zur Aufbewahrung und Nutzbarmachung der Ertragnisse



Abb. 79. Wandmalerei aus Hagia Triada. (S. 73.)

des Landbaues, wie auch die vielen langen Gallerien, die bei der Ausgrabung mit zahlreichen tönernen Vorratsgefäßen noch vollstanden, beweisen.

Unterschied
von Burg
und Palast.

Aber der Hauptgrund für die verschiedene Entwicklung liegt in der Bestimmung des Palastes überhaupt. Troja, Mykenae, Tiryns waren feste Burgen, die in Kriegsgefahr wohl nicht nur dem Könige, sondern auch dem Volke Schutz gewähren sollten. Dies zeigt die Lage dieser Paläste und ihre Befestigung. Sie alle liegen auf niederen Hügeln, die Ebene bis zum Meere beherrschend, und diese Hügel sind mit mächtigen Steinmauern von der Ebene an bis oben unnahbar gemacht. Wir werden diese Befestigungsbauten in einem anderen Abschnitte kennen lernen; hier sind nur einige Erwägungen vorweg zu nehmen. Erst bot die Oberfläche eines solchen Hügels an und für sich nicht so viel Raum, als etwa die Ebene, dann mußte zur leichteren Verteidigung alles enger aneinander gerückt werden, und aus demselben Grunde wurden die Eingänge an die Schmalseiten verlegt, die auch keine allzu große Aus-

dehnung erhalten durften. Diese Burgranlage war durch die Lage geboten. Waren doch die Ägäer selbst einstmals als Eroberer im Lande eingedrungen; darum mußten sie sich gegen etwaige Überfälle der das Hinterland bewohnenden Ureinwohner schützen, die Paläste waren Zwingburgen zur Beherrschung des Landes und verteidigten dieses auch gegen vom Meere aus eindringende Feinde.

In Kreta dagegen müssen viel friedlichere Verhältnisse geherrscht haben. Die Paläste stehen hier auf weiten Hochplateaus (Abb. 80), mit ihrer Ostseite wohl



Abb. 80. Ansicht und Lage des Palastes von Knossos. (S. 75.)

über einem Abhange, mit den drei anderen Seiten aber erstrecken sie sich in die Ebene und liegen sogar tiefer als die Stadt der Bürger. Von Festungsbauten ist an ihnen keine Spur zu entdecken. So konnten sie sich auch weiter ausdehnen und reicher entfalten. Wohl blieben die Eingänge in die Hauptgemächer auch hier an den Schmalseiten, diese konnten aber größer im Ausmaße genommen werden, und mit der damit wachsenden Spannweite für das Gebälke wurde auch eine größere Stützenszahl nötig, so dafs am kretischen Megaron eine ungerade Anzahl von Säulen Verwendung fand.

Der Grundriss
des Megaron
zeigt überall
den gleichen
Grund-
gedanken.

Dies waren die Gründe für die Verschiedenheit der Entwicklung in Kreta und auf dem Festlande, und diese Verschiedenheit scheint, wenn man die Grundrisse nur flüchtig betrachtet, eine ungeheure, jeglichen Vergleich untereinander ausschließende. Und doch sind die Grundgedanken in beiden Palastanlagen die gleichen. Von dem beiden gemeinsamen Außenhofe war schon oben die Rede. Die übrigen Übereinstimmungen zeigt am besten ein Vergleich zwischen Tiryns und Phaistos und des letzteren mit Knossos. In Tiryns sowohl als Phaistos mündet das Megaron, der Haupt- und Prachtsaal, nach dem Außenhofe. Das Megaron ist der geistige und konstruktive Mittelpunkt der Anlage, an das sich die ganze übrige Anlage angliedert. Die drei Grundrisse der Megara von Troja, Tiryns und Phaistos zeigen die Entwicklung, deren dieser Raum fähig war (Abb. 81). In Troja finden wir den einen

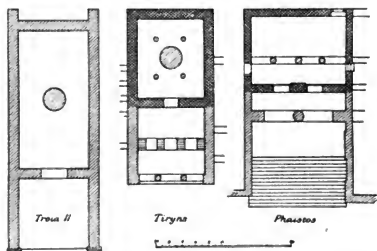


Abb. 81. Grundrisse der drei Megara. (S. 76.)

großen Saal mit einer Vorhalle, dieser Bau steht in seiner Einfachheit den allmählich eckig gewordenen Hütten mit Vordach noch am nächsten, nur dafs alle Verhältnisse viel größere geworden und das Material ein dauerhafteres ist. In Tiryns ist eine von zwei Säulen getragene Vorhalle, von der man durch drei Türen in ein zweites Vorgemach trat, und erst von diesem aus konnte man wieder durch eine Tür in den Saal gelangen. Dadurch wurde dieser Saal nicht so lang gestreckt wie in Troja und nähert sich mehr dem Quadrate. Die Türen bestanden aus dicken Holzbohlen. Noch heute sind da, wo die Türflügel einst aufruhten, die Brandspuren in dem steinernen Fußbodenbelag sichtbar, so dafs wir noch erkennen können, wie die Türen im Augenblicke der Zerstörung des Palastes gerade standen. Noch reicher entwickelt ist das Megaron von Phaistos. Hier ist die Rückwand der Vorhalle weiter zurückgerückt, so dafs diese sehr tief wird. Außerdem liegt diese Vorhalle höher wie der Hof und darum führt in ihr eine große, schöne Freitreppe von zwölf Stufen hinauf. Dadurch, dafs oben von der Zwischenwand zwei Anten vorspringen, wird die weite Spannung von etwas über dreizehn Meter so weit herabgemindert, dafs eine große Säule in der Mitte, von der die Basis noch an Ort und Stelle sich befindet, als

Zwischenstütze genügte. Dahinter befindet sich ein schmaler Vorraum, von dem zwei Türen in den Saal führen. Dieser besitzt eine Eigentümlichkeit gegenüber Tiryns und Mykenae. Nicht stehen hier vier Säulen in der Mitte im Quadrate, sondern drei

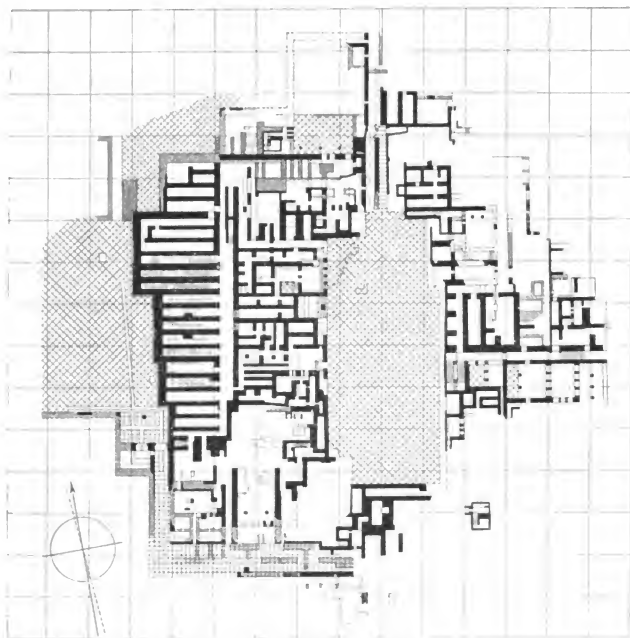


Abb. 82. Grundriß des Palastes von Knossos. (S. 78.)

in einer geraden Reihe, wodurch der Saal selbst wieder eine Unterteilung erhält. Es ist aber durchaus nicht nötig, bei dieser Anordnung ganz andere Grundsätze anzunehmen, nach denen der Bau errichtet worden sei, sondern auch dies ergibt sich ganz einfach aus dem Unterschiede zwischen Palast und Burg. Im Megaron der

Burg mußte, wie schon erwähnt, aus strategischen Gründen der Eingang an die Schmalseite gelegt werden, und da die eine, leicht zu verteidigende Tür in die Mitte dieser Seite kam, ergab sich die Stellung von zwei Säulen, eine rechts, die andere links des Einganges. Wurde zwischen Halle und Saal noch ein Gemach eingeschoben, wie in Tiryns, so mußten die über den Säulen auf den Querbalken auflagernden Längsbalken auf den Zwischenwänden ebenfalls ein Widerlager finden, darum ist in



Abb. 83. Magazingänge mit Vorratskrügen im Palaste von Knossos. (S. 79.)

Tiryns diese Wand nur an den Stellen der Interkolumnien von Türen durchbrochen, während hinter den Säulen Pfeiler stehen.

Auf Kreta dagegen machte man, da diese Megara nicht für Verteidigungszwecke eingerichtet wurden, die Schmalseiten bedeutend breiter. Da ergaben aber zwei Türen eine viel schönere Gliederung der Wandfläche, und da auch hier des Gebälkes wegen Mauerpfeiler und Säulen in einer geraden Linie liegen mußten, ergab sich in der Vorhalle eine große Säule in der Mitte, im Saale aber eine Stellung von drei Säulen, zwischen denen ein den Türen entsprechender freier Durchgang blieb. Der zu Grunde gelegte architektonische Gedanke ist also stets der

gleiche, die dagegen gehalten sehr geringen Unterschiede sind auf Rechnung der politischen Verhältnisse, also des Unterschiedes zwischen fester Burg und friedlichem Palaste, sowie der größeren oder geringeren geplanten Prachtentfaltung zu setzen.

Bei den Burgen wurden dann die Nebenräume und Nebengebäude, so wie es eben der von der Hügelkuppe gebotene Raum gestattete, zwischen die dem Abhange folgenden und demgemäß unregelmäßigen Festungsmauern verteilt. Zu solcher Unregelmäßigkeit lag in Kreta keine Veranlassung vor, die Anlagen sind darum regelmäßig angelegt und nehmen ein großes Viereck ein. Von außen betritt man in Phaistos und Knossos den Palast zuerst durch das Megaron; während dieses aber in

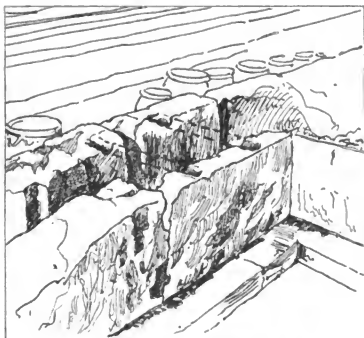


Abb. 84. Mauern von Knossos. (S. 80.)

Phaistos direkt auf den Außenhof mündet, blickt das in Knossos nach Süden und ist mit dem Westhofe durch einen Gang, der auf einer gemauerten Rampe hinführt, verbunden (Abb. 82; vgl. Abb. 53, S. 50). In beiden Palästen läuft neben dem Megaron ein Gang hin, von dem zahlreiche Vorratskammern abzweigen, in denen noch heute eine große Zahl von Pithoi, das sind mächtige irdene Vorratskrüge, stehen (Abb. 83). Die übrigen Räume ordnen sich um einen großen Innenhof herum an. Dieser hat aber eine ganz andere Bedeutung als der semitisch-nomadische Innenhof.

Die zahlreichen Gemächer, die sich, wie aus dem Plane von Knossos ersichtlich ist, dicht gedrängt aneinander ordneten, hätten schließlich gar keine Möglichkeit der Lichtzufuhr mehr gehabt, wenn man sie nicht durch den Hof in einzelne Gruppen geschieden hätte; auch mancherlei häusliche Arbeiten, die nach unseren Begriffen nicht gerade zu den appetitlichsten gehören, wie z. B. Schlachten von Vieh und Ähnliches, mögen hier vorgenommen worden sein, wissen wir doch aus den anschaulichen

Unterschied
des kretischen
Innenhofes
gegen den
semitischen.

homerischen Schilderungen, was alles auf dem Hofe des Odysseus hantiert wurde. Bei Odysseus war es zwar der Außenhof, da dieser aber in Kreta ganz anderen, und zwar religiösen Zwecken, die wir noch kennen lernen werden, diente, waren diese Arbeiten hier wohl auf den inneren Hof gewiesen. In Knossos kennen wir von einem, an dem Hofe liegenden Raume auch noch ganz genau die Bestimmung, da sich in ihm eine Ölprelle fand, von der in einer Rinne das gewonnene Öl in die großen Vorratskrüge geleitet wurde.



Abb. 85. Hof und Treppe zum Megaron in Phaistos. (S. 82.)

Material
und Aufbau
der Paläste
in Kreta.

Wenden wir uns nun dem Aufbaue zu. In reichlicherem Maße als bei den Burgen wurde der Stein in den kretischen Palästen verwendet. In Troja, Tiryns und sonst bildeten die Steine nur eine niedere Fundamentmauer, auf der dann die Lehmziegelwand aufsaß. In Kreta wurden zur gleichen Zeit bereits Mauern aus Quadern errichtet, die aber ihre Herkunft von der Lehmmauer technisch noch deutlich erweisen. Es wurden große Steinplatten in zwei parallelen Zügen auf die Schmalseite gestellt, so daß sie hoch standen (Abb. 84). Zwei solche Züge gehörten zu einer Mauer, der freie Zwischenraum zwischen beiden wurde mit Erde und kleinen Steinen ausgefüllt; in gewissen Abständen wurden die Steinplatten dann mittels Querhölzern untereinander verbunden, wie wir dies bereits an den Balken der

Paläste von Troja und sonst kennen gelernt haben. In dieser Art waren die äußeren Umfassungsmauern in Knossos und Phaistos gebaut; die Innenwände zwischen den einzelnen Räumen wurden aus Kalksteinquadern errichtet und stehen heute noch an



Abb. 86. Pfeiler in Knossos. (S. 83.)

vielen Stellen mehrere Meter hoch an. Der Steinbau war hier dann geboten, weil die Paläste auf etwas ungleich hohem Gelände am Rande eines Plateaus und sogar an dessen östlich abfallendem Abhänge hinab errichtet wurden. Dadurch gelangte man sehr frühzeitig zur Anlage von Treppen. Eine einfache Lehmziegelmauer wäre

Treppen
in Kreta.

v. Lichtenberg. Haus, Dorf, Stadt



aber weder im Stande gewesen, dem durch die Treppen verursachten Seitendrucke genügenden Widerstand zu leisten, noch hätte sie, wie es durch diese Anlage sich von selbst als nötig ergab, mehrere Stockwerke tragen können.

In Phaistos lernten wir schon die nach dem Megaron führende große Freitreppe kennen, von der Abb. 54 und 85 einen guten Begriff geben, wobei wir in Abb. 85 auch die Anlage des Megaron mit der Base für die große Mittelsäule gut erkennen. Auch in Knossos war das Megaron über eine Treppe zu erreichen, aber während es im unebenen Gelände von Phaistos nur höher als der Hof lag, selbst

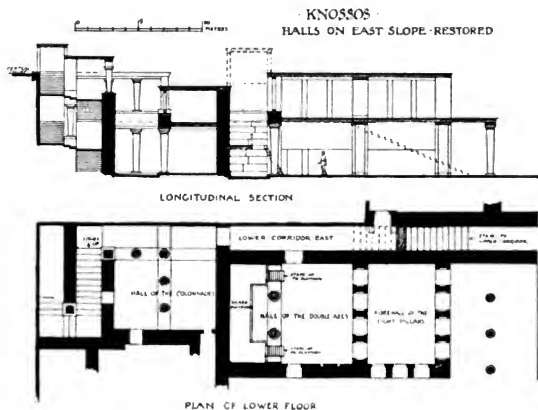


Abb. 87. Grundriss und Durchschnitt durch den Saal mit den Doppelälten in Knossos. (S. 84.)

aber noch ein Erdgeschofs bildete, ist es in Knossos gleich als erstes Stockwerk gedacht und darum nicht mehr so gut erhalten. Dennoch läßt es sich mit vollständiger Sicherheit wieder herstellen und hat gewifs ebenso wie das von Phaistos angesehen mit einem einzigen kleinen Unterschiede. Diese Sicherheit gewinnen wir aus den noch vorhandenen Spuren. Die Mauern dieses Teiles des Erdgeschosses sind nämlich zum Glück bis zur Oberkante erhalten. An dieser Oberkante haben aber die Holzsäulen beim Brande deutliche Spuren im Steine hinterlassen, so dafs deren Stellung mit voller Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Wo sonstiges Mauerwerk, das im ersten Stocke aus Lehmziegeln bestand, hochging, ergibt sich aus den Mauerzügen des Erdgeschosses, da die Oberwände auf diesem aufsitzen müssen, und weil da, wo Türen waren, die abgetretenen Steinschwellen auch noch gefunden

wurden. Aus alle dem ergibt sich ein fast gleiches Bild wie in Phaistos. Nach der Treppe folgt ein Vorraum, der nach vorn durch zwei Anten und eine Säule, nach

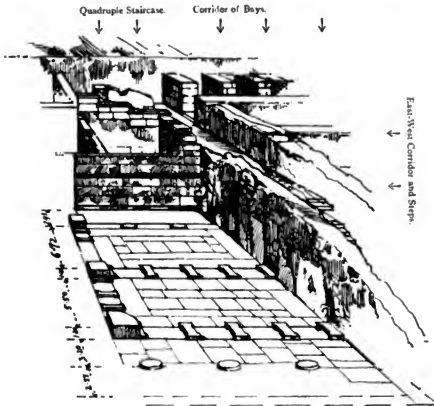


Abb. 88. Ansicht des Saales mit den Doppeläxten. (S. 85.)

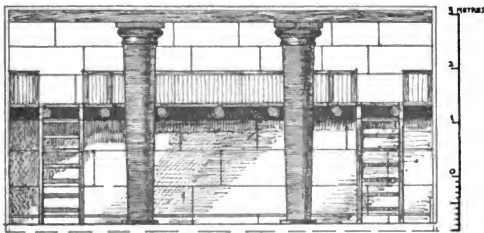


Abb. 89. Der Lichthof im Saale der Doppeläxten. Rekonstruktion mit den Säulen und der Gallerie. (S. 85.)

dem Saale hin durch eine Wand mit zwei Türen geschieden ist; im Saale finden sich wieder die drei Säulen, deren beide seitlichen hier auf großen Pfeilern des Untergeschosses anstanden (Abb. 86). So ist die Anlage des Megaron in beiden Palästen

ganz gleich gewesen, nur in der Art, wie der Saal mit den übrigen Räumen des Palastes in Verbindung stand, zeigen sich einige kleine Unterschiede. In Phaistos führte eine Tür in der rechten hinteren Ecke des Saales nach einer Treppe und je eine kleine Seitentür rechts und links nach anderen Gängen und Räumen. Der Saal von Knossos besaß nur einen Ausgang nach der hinter ihm liegenden Treppe. Dieser Ausgang lag aber in der Mitte der Hinterwand, und zwei dicht nebeneinander

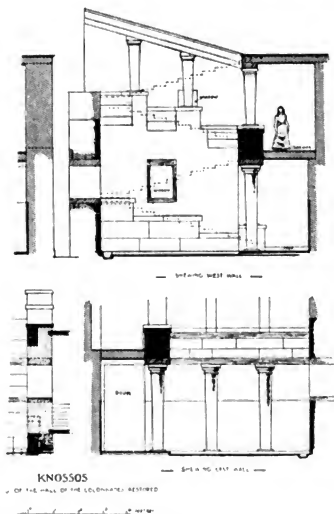


Abb. 90. Die Kolonnadenhalle in Knossos und die Treppen. (S. 86.)

stehende, kleine Säulen stützten den Türsturz, so dafs rechts und links freier Raum zum Durchgehen verblieb.

Die übrigen
bestimmbaren
Räume.

Die zahlreichen größeren und kleinen Räume, die in beiden Palästen in buntem Gewirr durcheinander gehen, lassen sich natürlich nicht alle nach ihrer Bestimmung erkennen; bei vielen aber ist dies doch möglich und sie sind teils durch diese Bestimmung, teils durch ihren Aufbau von größtem Interesse. Der langen Korridore mit den daran anschließenden Magazinen wurde oben schon gedacht. In manchen der großen Vorratsgefäße fanden sich noch Reste von Oliven, Korn und

anderen Früchten, während andere Öl, Wein und dergleichen Flüssigkeiten enthalten haben werden.

Andere Zimmer und Säle wieder dienten dem Familienleben. Sie sind mehr nach Art des Megarons hergestellt und enthalten einen Vorraum und das eigentliche Gemach mit Säulen. Ein gutes Beispiel für diese Wohnräume bietet der sogenannte Saal mit den Doppeläxten (Abb. 87 und 88). Den Namen hat dieser Raum von den zahlreichen in die Quadern eingeritzten Axtbildern erhalten, wie wir solche auch an den Pfeilern (Abb. 86) wahrnehmen. Eigentlich ein religiöses Symbol, das wir unten noch kennen lernen werden, ist die Axt hier wohl als Steinmetz-Zeichen gebraucht.

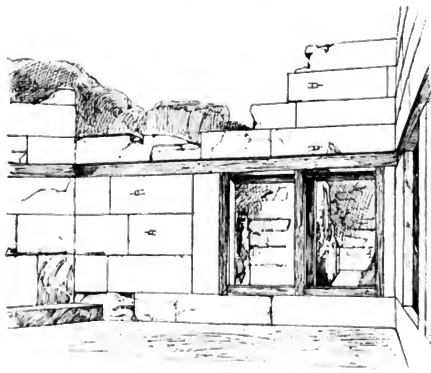


Abb. 91. Fenster im Palaste von Knossos. (S. 86.)

Der Saal ist auf dem Plane (S. 77, Abb. 82) ganz rechts leicht zu finden; Abb. 87 zeigt den Grundriss und Durchschnitt, Abb. 88 den heutigen Erhaltungszustand dieses wichtigen Saales. In diesen Räumen entwickelte sich in Knossos aus Gründen, die im Gelände liegen, ein ganz besonderer Stil der Einteilung. In diesem Palaste war nämlich der östliche Abhang des Hügels stark bebaut, so daß dort Gemächer in mehreren Stockwerken übereinander zu liegen kamen und durch Treppen in Verbindung gesetzt wurden. Diese Zimmer erhielten nun ihr Licht durch eine sehr sinnreiche, freilich nur im sonnigen Süden anwendbare Einrichtung. Die Säulen wurden hier nämlich nicht, wie im Megaron, nahe der Eingangswand aufgestellt, sondern stark gegen die Hinterwand hingerückt, und nur der Teil zwischen dem Eingang und den Säulen erhielt eine Decke, der zwischen den Säulen und der Rückwand blieb oben offen. Unsere Abb. 89 zeigt diesen Lichthof des Saales mit den Doppeläxten,

Die
Lichtschächte.

wie er von Evans in Zeichnung mit den Säulen wieder hergestellt wurde. Die Gallerie im Hintergrunde ist nach Maßgabe der Balkenspurcn an der Rückwand, die auch in Abb. 88 in dem schwarzen Striche kenntlich sind, mit Notwendigkeit zu ergänzen. An diesen Saal schließt links ein anderer an, der nach seiner Säulenstellung die Kolonnadenhalle genannt wird (Abb. 90). Hier sind auch die Stockwerke verbindenden und noch begehbaren Treppen deutlich zu erkennen. Nach solchen Gängen und Treppen hin war aber die Anlage von Lichthöfen nicht immer möglich, darum wandte man auch bereits Fenster an, die an den Manerlücken und dem verkohlten Rahmenwerke wieder erkannt werden konnten. In Abb. 90 oben sehen wir ein solches Fenster. Außerdem wurden alkovenartige, sonst dunkle Räume von durchgehenden Lichtschächten aus mittels Fenstern erleuchtet, wie Abb. 91 zeigt. Dadurch ward eine Art Lichtschacht gebildet, durch den der Raum stets die genügende Helligkeit erhalten konnte. Auch das Badezimmer, das wir bereits in Tiryns fanden, kehrt in Kreta nur viel reicher entwickelt wieder (Abb. 92). Hier ist das Becken für das Wasser von bedeutender Tiefe und ringsum von hoch aufgehendem Steinmauerwerk eingefasst. Eine Treppe führt, in einer Ecke sich wendend, von oben in die kühle Flut hinab; die Decke des Bannes wurde außer von den Wänden noch von einer vom Treppenpodest aus aufsteigenden Holzsäule getragen. Von ganz besonderem Interesse ist in Knossos der sogenannte Thronsaal. Von dem inneren Hofe aus betritt man eine von Pfeilern getragene Vorhalle, von der eine Tür in ein Gemach führt. In diesem sind an der der Tür gegenüber liegenden Wand und an der rechts steinerne Bänke angebracht, die einmal unterbrochen werden durch einen aus Stein gebildeten, aber deutlich Holzarbeit nachahmenden Thronsessel mit hoher Rückenlehne (Abb. 93). Auf diesem Throne hat der Herrscher Platz genommen, wenn er im Kreise seiner Räte Versammlung abhielt. Dem Thronsitze gegenüber befindet sich eine niedere Mauer, die zwei hölzernen Säulen als Unterlage diente. Dahinter ist ein Raum, der an die Lichtschächte erinnert, aber doch eine andere Bestimmung gehabt haben muß. Es führen nämlich einige Stufen hinab und die ganze Art der Anlage erinnert an die Badestuben. In Abb. 94 sieht man den Eingang nach diesem Becken zwischen der Bank und dem vorderen Manerpfeiler, so wie auch der Raum selbst links von der Bank zwischen den beiden Wänden kenntlich ist. Im Plane des ganzen Palastes findet man diesen Saal an der linken Seite des Mittelhofes ziemlich gegen die nordwestliche Ecke hin. Es scheint sicher, daß sich hier ein Wasserbecken befand. Aber zu welchem Zwecke? Man könnte beinahe auf den Gedanken kommen, daß das Hofzeremoniell bestimmte Waschungen vorschrieb, die hier vorgenommen werden sollten. Doch ist dies nur eine Vermutung, die vorläufig ihrer Bestätigung oder Widerlegung durch andere Denkmäler noch harret.

Die
Badezimmer.

Der
Thronsaal.

Übereinstimmung
von Knossos
und Phaistos.

Wir mußten bei der Beschreibung der Räume etwas sprunghaft vorgehen, uns bald hierhin, bald dorthin im Palaste wenden, da zwischen diesen Hauptsälen eine Menge anderer Gemächer liegt, die zu den verschiedensten, nicht immer mehr zu ermittelnden Zwecken dienten. Ein Blick auf den Grundriß wird aber überzeugen, wie planvoll und sinngemäß all' dies in die rechteckige Grundfläche angeordnet war, so daß von einem einheitlichen und von Anfang an fertig gedachten Plane geredet werden muß. Und ein vergleichender Blick auf die Grundrisse von

Knossos und Phaistos wird belehren, daß der allgemeine Plan in beiden Palästen der gleiche ist. Kleine Unterschiede in der Anordnung ergeben sich wohl durch das verschiedene Gelände, vielleicht auch durch die Wünsche der Besitzer. Auch in Phaistos liegt neben dem Megaron der Gang mit den Magazinen (Abb. 95), nur daß hier die Vorratsräume von beiden Seiten des Ganges abgehen. In diesem Korridore, der im Grundrisse (S. 50, Abb. 53) mit Nr. 26 bezeichnet ist, befindet sich auch ein Pfeiler, der denen von Knossos ganz ähnlich ist. Er hat auch hier die gleiche Auf-

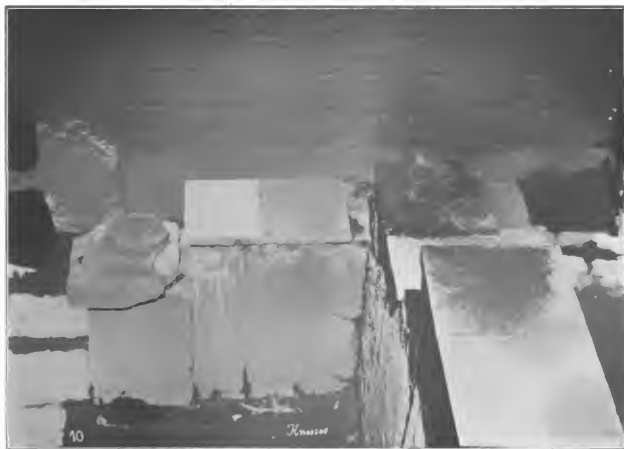


Abb. 92. Badezimmer im Palaste von Knossos. (S. 86.)

gabe wie in Knossos zu erfüllen, da er als Stütze einer Anlage von Gemächern im Oberstocke diente, die nach Maßgabe der Mauerzüge und sonstigen Stützen zu ebener Erde und nach den erhaltenen Spuren des längst verfallenen oberen Stockwerkes genau dieselbe Einteilung hatte, wie sie auch für den ersten Stock in Knossos neben dem Megaron zu ermitteln ist.

Über die Lage der Paläste zu den Höfen war schon oben S. 49 und 79 die Rede, und unsere Abb. 96 zeigt die nordwestliche Ecke des Mittelhofes in Phaistos und gewährt abermals einen Einblick in den Magazingang mit dem Pfeiler, über den hinaus man nach dem offenen Westhof sieht. Über die ganz gleiche Anlage und Bedeutung dieser Westhöfe werden wir weiter unten zu sprechen haben.

Der Palast
von Arne.

Die Ursachen zu der scheinbaren Uuregelmäßigkeit der als Burgen anzusprechenden außerkretischen Paläste haben wir schon kennen gelernt; aber auch hier trachtete man soweit möglich nach einer symmetrischen Anlage, dies beweist uns ein Bau, den wir als Mittelglied zwischen der festländischen Burg und dem kretischen Palaste ansehen dürfen; das ist Arne in Boeotien. Diese Ansiedlung liegt auf einer Insel im Kopais-See und bot darum schon ganz andere Bedingungen, als



Abb. 93 Der Thronsaal mit den Bänken und dem Throne. (S. 86.)

sie etwa in Tiryns oder Kreta vorhanden sind. Durch den See und die Sümpfe der Gegend ist die Insel selbst schon ein geschützter Ort und konnte leicht an ihren Rändern durch Mauern befestigt werden. Außerdem konnten die Bürger hier nicht in der Ebene unter der Obhut und Herrschaft des Königs verstreut wohnen, sondern auch für sie war die Insel der einzig mögliche Wohnort. Aus diesen Gründen fehlt scheinbar der Außenhof, er wurde durch die ganze Insel dargestellt und verband wie in Kreta Hofhaltung und Bürgerschaft. Zuerst möchte der Grundriss (Abb. 97) Befremden erregen, bald aber bemerkt man, daß er genau die Teile wie die anderen Paläste enthält und nach einem, den örtlichen Verhältnissen sehr gut angepaßten

Plane symmetrisch entworfen ist. Unser Plan zeigt den Ostflügel parallel mit dem Südflügel, damit die Symmetrie in der Anordnung der Räume deutlich hervortrete; die wirkliche Lage ist punktiert angegeben. Bei beiden Flügeln liegt das Megaron am äußersten Ende, dahinter folgen die Frauen- und Wirtschaftsräume. Das Megaron besteht aus Saal und Vorhalle. Letztere ist aber hier vorn geschlossen und von einem langen Gange aus zu betreten. Dieser Gang läuft die ganze Innenseite des



Abb. 94. Der Thronsaal mit dem vertieften Raume. (S. 86.)

Flügels entlang und auf ihn münden die Türen von sämtlichen Räumen. Seine Lage seitlich des Megaron entspricht der Lage der langen Magazingänge in Knossos und Phaistos.

Hier ist es nun Zeit, auch von den Befestigungsmauern zu sprechen, die wir bis jetzt unberücksichtigt gelassen haben. Diese Mauern zeigen nämlich an den verschiedenen Orten Unterschiede oder Übereinstimmungen in der Technik, die meines Wissens bis jetzt so gut wie unberücksichtigt geblieben sind, obschon wir wohl berechtigt sind aus diesen technischen Merkmalen wichtige Schlüsse zu ziehen, sei es

Die
Umfassungs-
mauern.

in Bezug auf die Datierung der Bauten, sei es auf die ethnographische Zugehörigkeit der Erbauer zu dem einen oder anderen der alten achäischen Stämme.

Bei den auf Hügeln liegenden Burgen, wie Troja und Tiryns, wurden die ganzen Hänge ringsum mit vorgelegten Mauern versehen, die von der Ebene ansteigend sich bis zur Burgfläche erhoben. Diese Mauern waren aus Steinen gefügt und trugen oben von der Höhe der Burgfläche an aufstrebende Mauern aus Lehmziegeln. Die Technik und Gestaltung dieser Untermauern ist nun eine recht ver-



Abb. 95. Phaistos. Der Gang mit den Magazinen. (S. 87.)

Troja. schiedene. In Troja ist sie aus kleinen unbehauenen, in den oberen Schichten dann auch aus etwas größeren behauenen Steinen gebildet und legt sich nicht glatt um den Hügel herum, sondern in gleichmäßigen Abständen sind Ecken angebracht, d. h. die Mauer springt etwas ein, das nächstfolgende Stück strebt dann wieder in die gleiche Linie mit der früheren Ecke, von der sie abgeht, zu gelangen (Abb. 98 und 99), und so erhält die Außenseite der Mauer das Aussehen einer Säge, da dieses abwechselnde leichte Vortreten und dann wieder Zurückspringen der Mauer sich rings um den Burghügel regelmäßig fortsetzt:



In Mykenae wieder ist die Burgbefestigung zwar nicht aus Quadern, sondern größtenteils aus nach unregelmäßigen Flächen zubehauenen Steinen errichtet, die ohne Mörtel sich durch ihre eigene Schwere tragen. Ein Blick auf die Abbildung des Löwentores (S. 63) zeigt dies deutlich. Eigentliches sogenanntes kyklopisches Mauerwerk zeigt am besten Tiryns. Von der Ebene an sind mächtige, viele Zentner schwere Steinblöcke, so wie die Natur sie bot, übereinander getürmt. Eine ungeheure Arbeit, die schon im Altertum die Verwunderung erregte und darum nicht als Menschen-

Mykenae.

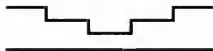
Tiryns.



Abb. 96. Phaistos. Der Mittelhof mit Blick in den Magazingang. (S. 87.)

werk, sondern als das der Kyklopen betrachtet wurde. Jedenfalls zeigt es aber, welche Geschicklichkeit dies Volk in der Handhabung technischer Hilfsmittel besaß (Abb. 100).

Eine ganz andere Art der Mauerbildung finden wir wieder in Arne und Knossos. An beiden Palästen sind die Mauern so gebildet, daß sie an ihren Endpunkten am stärksten sind, dann nach der Mitte zu springen sie im rechten Winkel etwas ein, so daß keine glatte Fläche entstand, sondern eine große, seichte Nische, und in dieser wieder eine kleinere. Die Form der Mauer ist ungefähr die der nebenstehenden Zeichnung:

Arne und
Knossos.

Erklärung
dieser
Unterschiede.

Woher stammen nun diese Unterschiede bei sonst gleichen Hauptgrundsätzen für die Anlage? Die kleineren Steine in den ältesten Schichten von Troja waren Tiryns und Mykenae gegenüber durch das an Ort und Stelle vorrätige Material bedingt. Für die Unterschiede zwischen Tiryns und Mykenae mag der Umstand angeführt werden, daß die Umwallungsmauer von Tiryns wohl etwas älter als die von Mykenae sein mag. Die Nischenbildung in Arne und Knossos, die man an letzterem Palaste besonders an der Wand der Magazine gegen den Westhof gut erkennen kann, scheint

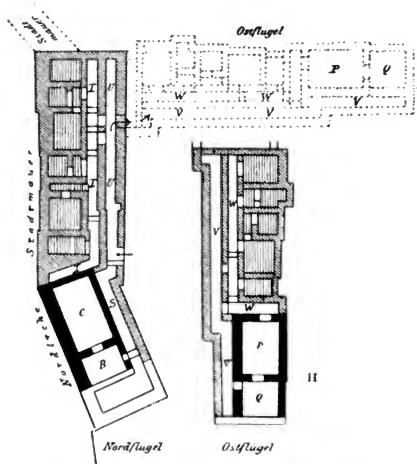


Abb. 97. Grundriss von Arne in Boeotien. (S. 88.)

mir eine Weiterbildung des in Troja angewandten Typus zu sein. Hier ist es bereits ganz zur architektonischen Schmuckform geworden. Man könnte meinen, daß die Erbauer von Arne und Knossos stammesverwandt gewesen, d. h. einander näher standen, als zu den ebenfalls verwandten Tirytern und Mykenacern; es kann aber auch sein, daß nur die Architekten beider Paläste aus einer gemeinsamen Schule hervorgegangen sind. Übrigens war Knossos keine Burg, also nicht nach strategischen Rücksichten erbaut, und in Arne sahen wir, daß, obwohl es ein befestigter Ort war, doch dem Palaste nicht so sehr die Rolle der eigentlichen Burg zufiel wie an andern Orten. Diese Gedanken ergeben sich bei einer stilistischen Vergleichung der ver-

schiedenen Befestigungs- und Ummauerungsarten. Ihre endgültige Aufklärung muß vorläufig noch weiteren Untersuchungen und Forschungen überlassen bleiben.

Eine andere Art des ägäischen Palastes scheint auf die Insel Kypros^{Der Leondari Vuno auf Kypros.} beschränkt gewesen zu sein. Erhalten ist uns ein einziger Bau dieser Art auf dem Leondari Vuno südlich von Levkosia, der heutigen Hauptstadt der Insel. Aus der Ebene erhebt sich mit fast senkrechten Abhängen ein oben fast ganz flacher Hügel.



Abb. 98. Troja, zweite Schicht. Ecke der Burgmauer gegen Nordwesten. (S. 90.)

† Eigene Aufnahme.)

Solcher Tafelberge gibt es in der großen Ebene Messaria in der Mitte von Kypros viele; sie sind dadurch entstanden, daß zahlreiche Wasserläufe die einst höher gelegene feste Decke der Ebene zernagt haben, so daß bis auf einige durch diese Hügel dargestellte Pfeiler die Sohle der Ebene jetzt tiefer liegt als vordem. Auf dem Leondari Vuno nun befand sich eine uralte Ansiedlung, wie Gräber und Gefäßscherben, die bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend hinaufreichen, beweisen. Der nördliche Teil der Hochfläche, der in unserem Plane (Abb. 101) dargestellt ist, war einst die Akropolis und bot der Herrscherwohnung Platz. Diese letztere stand

gerade da, wo durch eine Einschnürung die Oberfläche in zwei Teile, einen kleineren nördlichen, die Akropolis, und einen größeren südlichen geteilt wird. Der Grundriß (Abb. 102) zeigt eine auffallende Gestalt. Im Osten und Westen stand je ein großes Gebäude, dessen Mauern im Süden, also nach außen, bis zu 6 m dick sind und auch innen gegen Norden noch eine Stärke von über 4 m besitzen. Diese beiden Bauten sind durch eine Mauer miteinander verbunden. Da ich eine Säulenbasis an der Süd-



Abb. 99. Umfassungsmauern der zweiten Schicht von Troja, wobei verschiedene Erweiterungen der Burg zu bemerken sind. (S. 90.) (Eigene Aufnahme.)

seite zwischen beiden Häusern liegen fand, nehme ich an, daß diese Verbindungsmauer in etwas späterer Zeit die Rückwand einer nach Süden gewendeten Säulenhalle bildete. Das Bauwerk ist jedenfalls sehr alt, wenn ich es auch nicht, wie Ohmefalsch-Richter tut, bis zum Jahre 1000 v. Chr. ansetzen möchte. Dagegen spricht schon die Rusticatechnik der Verblendungsquadern. Der Typus der ganzen Anlage aber scheint ein sehr alter zu sein und hat sich auf Kypros an Bauerngehöften bis heute erhalten. In der Nähe des Leondari Vuno und auch sonst zuweilen auf der Insel sah ich Bauernhäuser, die ebenfalls aus zwei gesonderten und mit einer Mauer verbundenen

Gebäuden bestehen. Diese Art der Anlage wirft zugleich ein helles Licht auf eine alte Stelle in der ägyptischen Literatur, die selbst wieder ein Zeugnis für das hohe Alter des Typus bietet. Es ist dies die Reisebeschreibung des ägyptischen Priesters



Abb. 100. Gallerie in der Burgmauer von Tiryns aus kyklopischem Mauerwerk. (S. 91.)

Wen-Amon. Dieser Wen-Amon war ein Priester des Amon in Theben, der im 11. vorchristlichen Jahrhundert nach Byblos geschickt wurde, um Banholz aus dem Libanon zum Bane des Schiffes, das in Theben beim Amonfeste benutzt wurde, zu kaufen. Die

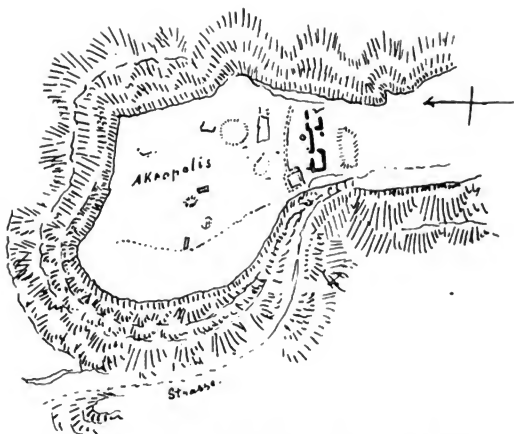


Abb. 101. Die Akropolis auf dem Leondari Vuno auf Kypros. (S. 93.)

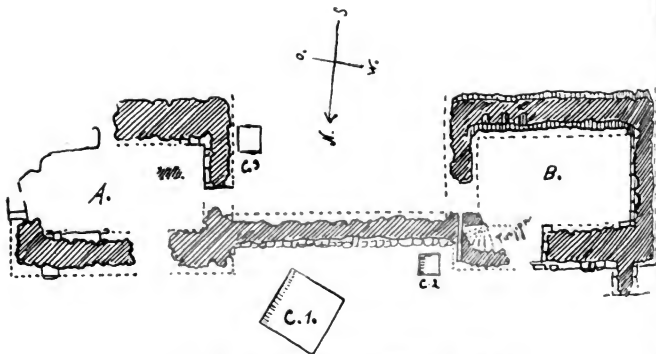


Abb. 102. Der Palast auf dem Leondari Vuno. (S. 94.)

mancherlei Gefahren und Abenteuer, die er auf dieser Reise zu bestehen hatte, schilderte er in einem ausführlichen Schriftstücke, das uns im Papyrus Golenischeff erhalten ist. Auf der Rückreise wird sein Schiff durch einen Sturm an die Küste von Kypros verschlagen; die Bewohner nahmen ihn feindlich auf. „Die von der Stadt zogen heraus gegen mich, um mich zu töten“, heißt es wörtlich in der Reisebeschreibung und weiter: „Ich wurde zwischen ihnen zum Wohnsitze der Hatiba, der Fürstin der Stadt, geschleppt. Ich traf sie, wie sie aus ihrem einen Hause heraus kam und in ihr anderes eintrat.“ Die Fürstin nimmt sich dann des fremden Priesters an, und die weiteren Begebenheiten sind leider nicht mehr in der

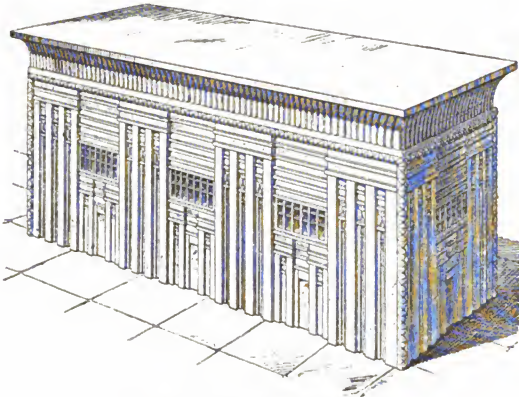


Abb. 103. Sarkophag des Menkeré. (S. 98.)

Überlieferung erhalten, da der Papyrus hier abbricht. Für unsere Zwecke ist aber gerade genug erhalten. Wenn die Fürstin aus ihrem einen Hause herauskommt, um gleich danach in ihr anderes einzutreten, so können wir nach dem Wortlaute uns ihren Palast kaum anders vorstellen, als die Ruinen des Leondari Vnno und die von mir gesehenen Bauernhäuser es darstellen.

So ist uns in einer sehr alten Literaturstelle, in einem bestehenden Denkmale und im Weitergebrauche bis heute in den Bauernhöfen eine besondere Art des ägäischen Palastes erhalten, die, soweit unsere heutige Kenntnis reicht, auf Kypros beschränkt geblieben scheint.

Wenden wir uns jetzt nach Ägypten und Vorderasien. Schon früher habe ich die leichte und vergängliche Bauart der ägyptischen Häuser erwähnt, die wir

Der ägyptische
Palast.

weiter unten genauer kennen lernen werden. Der Umstand, daß die Städte und Residenzen von den Pharaonen oft verlegt wurden, daß fast keine Spuren von Städten und Palästen sich bis heute erhalten haben, und die an Sarkophagen aus den Pyramiden nachgeahmten Hausformen beweisen, daß auch das Haus des Pharao nicht anders in seiner Anlage zu denken ist als die Häuser der Vornehmen. Es mag größer und prächtiger gewesen sein als alle andern, es wird mehr Nebengebäude besessen haben, auch der Garten ringsum, der auch bei einem einigermaßen besseren Hause nicht fehlen durfte, wird großartiger angelegt gewesen sein, das eigentliche Wohngebäude war, wie der hier abgebildete Sarkophag zeigt (Abb. 103), ein luftiger Bau größtenteils aus Palmenholz und für den König vielleicht auch aus kostbareren, aus der Ferne vom Libanon gebrachten Cedernholze errichtet.

Da die Gebäude selbst nicht erhalten sind, sind wir außer auf die Sarkophage noch auf die Gemälde an den Wänden von Gräbern angewiesen, deren eines in Tell-el-Amarna uns eine reiche Anlage zeigt, aber in der eigentümlichen ägyptischen Perspektive, die Grundriss, Durchschnitt und Vogelschau zugleich darstellt, so daß es oft nicht ganz leicht fällt, eine klare Anschauung zu gewinnen. Aber so viel wird aus derartigen Wandbildern ganz deutlich, daß auch bei fürstlichen Residenzen das Hauptgewicht nicht so sehr auf den eigentlichen Palast als Wohnraum, als vielmehr auf eine glänzende, reiche und abwechslungsreiche Einteilung des Grundplanes gelegt wurde. Gärten, Magazine, Ställe, Pavillons, Fischteiche, Wandelhallen und vieles andere mehr wechseln in bunter Reihenfolge miteinander ab, der Zusammenhang ist aber ein ziemlich lockerer, die Baulichkeiten scheinen alle aus leichtem Materiale errichtet, und es macht ganz den Eindruck, daß es den Erbauern mehr auf Mannigfaltigkeit und weite Ausdehnung zur Entfaltung der Pracht angekommen sei, als auf eine künstlerische Entwicklung der Architektur. Welch' ein Gegensatz gegen den klaren, wohl durchdachten Plan der ägäischen Paläste! Freilich müssen wir uns dabei stets vor Augen halten, daß die Beschaffenheit des Landes, das gebotene Baumaterial, das Klima und die psychologische Veranlagung der verschiedenen Völker miteinander zu den Unterschieden in dem architektonischen Empfinden beigetragen haben.

Der Palast
Vorderasiens.

Ganz andere Gestaltungen entwickelten sich wieder in Vorderasien. Im Gegensatz zum ägäischen Palaste und zum Garten des ägyptischen fehlte dem babylonisch-assyrischen der Außenhof ganz. Die zahlreichen Gemächer wurden um den Innenhof oder die Innenhöfe herumgruppiert. Die Nachrichten in den Keilschriftberichten der assyrischen und babylonischen Könige geben uns keinen Aufschluß über Grundriss und Aufbau der Paläste, da, obwohl die Könige oft in ruhmrednerischer Weise über ihre Bauten sprechen, von der Einteilung niemals die Rede ist, sondern immer nur von dem Glanz und der Pracht des wertvollen verwendeten Materials. Einige derartige Berichte seien zur Erläuterung hierher gesetzt. So schreibt Assurnasirbal in der sogenannten Jagdschrift: „Das Haus . . .; welches meine Residenz (war) und welches . . . und den großen Unterbau, welche verfallen waren, baute ich von ihren Fundamenten bis zu ihrem Dache . . . — Den Graben meiner Stadt Assur, welcher zu Schanden und voll Erde war, grub ich neu vom Stadttore . . . bis zum Tigrisstore. Stadttorflügel . . . die unbrauchbaren, schaffte ich

weg, fertigte hohe Flügel aus Aschuhu-Holz, überzog sie mit Bronze-Beschlag. Die großen Mauern meiner Stadt Assur fertigte ich neu nach ihrem Umfange, schüttete Erdmassen um sie nach oben hin auf; einen Palast aus Cedern-, einen aus Urkarinu-, einen aus Butni-(Pistazien-), einen aus Tarpi-(Tamarisken-)Holz baute ich in meiner Stadt Assur. Löwen aus Stein, zwei lamann aus ... Stein, aus hellem Pili-Stein stellte ich her und errichtete sie in ihren Toren.“

Tiglath-Pileser I. erzählt in der Prismainschrift, wie er seine Feinde besiegt und dann neue Tempel gebaut habe, danach fährt er fort: „Paläste, die Königssitze in den großen Städten in den Grenzbezirken meines Landes, welche während der Regierungszeit meiner Väter, während gewaltiger Zeiträume verlassen wurden, verfallen und zerstört waren, baute ich aus und vollendete ich ... Cedern-, urkarinu-, allakani-Holz aus den Ländern, welche ich erobert hatte, diese Holzarten, welche



a



b

Abb. 104. Blockhaus aus Smaland,
b der Grundriss dazu. (S. 103.)



a



b

Abb. 105. Blockhaus aus Jemtland,
b der Grundriss dazu. (S. 103.)

unter den Königen, meinen Vorgängern, keiner gepflanzt hatte, nahm ich mit und pflanzte sie in den Parks meines Landes an. Auch kostbare Gartenpflanzen, welche es in meinem Lande nicht gab, nahm ich mit; in den Parks Assyriens pflanzte ich sie.“

Derartige Berichte gibt es noch viele, sie lauten aber alle ungefähr so wie diese beiden Beispiele; der König erzählt mit Eitelkeit und Hochmut, die aus jedem Worte herauszuhören sind, von seinen Taten, wie er grimmige Feinde besiegt, unwegsame Länder, die vor ihm keiner betreten, erobert habe; nach diesen gegen das Ausland gerichteten Unternehmungen wendet er sich dann Friedenswerken zu, befestigt die Grenzen des Reiches, schmückt und sichert die Hauptstadt und baut vor allem an seinem Palaste, der in unerhörter Pracht, wie es keiner seiner Vorgänger erreichte, erstrahlen soll. Aber eben da es dem Herrscher nur auf die Verherrlichung seines Namens, nicht aber auf eine verständliche Schilderung ankam, erfahren wir nur von kostbaren Holzarten, die von weit her geholt werden mußten, von Bronzebeschlägen und Bildwerken aus teurem Gesteine, und hören nichts über die Art und Weise, wie das Material zusammen ein Ganzes bildete. Hier kommen uns nun die Ausgrabungen zu Hilfe, die, seit 1845 de Layard seine Untersuchungen

Die Aus-
grabungen der
Deutschen
Orient-
Gesellschaft.

in Nimrud begann, nie mehr ganz geruht haben, und die nun seit einer Reihe von Jahren in größtem Maßstabe und mit großartigen Erfolgen von der Deutschen Orient-Gesellschaft in Assur und Babylon betrieben werden.

Die bekannt gewordenen Paläste Vorderasiens zeigen alle die gleiche Anlage der Kammern, Säle, Gänge, die sich um die Innenhöfe herum lagern, wie wir es schon oben an dem Beispiele des Sargon-Palastes (S. 52 f., Abb. 55 und 56) gesehen haben. Aber die Funde in den Ruinenstätten bringen uns jetzt auch willkommene Aufklärung über die Art, wie der in den Inschriften allein angeführte Schmuck in den Räumen verteilt und angebracht wurde. In der Erzählung Asurnasirbals lasen wir oben, daß er Löwen aus verschiedenem, wertvollen Gesteine in den Toren seiner Paläste angebracht habe. Diese Mehrzahl dürfen wir aber nicht so verstehen, als habe er sich in Assur mehrfach Paläste erbaut, sondern mit diesem Namen belegt er die einzelnen Teile in dem Großen und Ganzen der Anlage, die zum Teil schon von seinen Vorgängern fertiggestellt war, von ihm nur erweitert oder, wo sie schadhafte war, was bei dem vergänglichen Materiale des Lehmziegels oft vorkam, wieder in Stand gesetzt wurde. Einzelne Prunksäule hat er aus den genannten kostbaren Holzarten errichten, d. h. verkleiden oder mit Decken versehen lassen, nicht etwa besondere Paläste erbauen lassen. Die erwähnten Löwen in den Toren erhielten bereits durch die Ausgrabungen Layards ihre Bestätigung. Eines der ersten Ergebnisse seiner Nachforschungen war die Aufdeckung eines riesigen Kopfes, der einer vollständig erhaltenen geflügelten Löwenfigur mit menschlichem bärtigen Antlitze angehörte. Bald folgte in geringer Entfernung ein zweiter solcher Löwe, und wieder etwas weiter ein anderes Paar von gleichen Flügelgestalten. Je zwei standen immer zu beiden Seiten des Einganges in einen Saal, die Köpfe nach außen gewendet; sie waren als Wächter des Tores hier aufgestellt. Seit diesen Zeiten haben sich die Funde bedeutend vermehrt. Viele der europäischen Museen besitzen derartige geflügelte Löwen und Stiere, und die Unternehmungen der Deutschen Orient-Gesellschaft bringen von Jahr zu Jahr immer mehr wertvolles Material zu Tage, das uns gestattet, sowohl die Anlage der Paläste als ihren Schmuck deutlich zu erkennen. Wir wissen jetzt, daß diese Herrscherwohnungen auf mächtigen gemauerten Terrassen erbaut wurden, derer auch in den Keilschriftberichten des öfteren Erwähnung getan wird. Diese Terrassen, die oft eine gewaltige Höhe besitzen, boten oben eine Fläche von beträchtlicher Ausdehnung als Unterlage für die Mauern des Aufbanes. So hat die Terrasse für den Palast Tnkulti-Ninib I. in Assur, der im 14. bis 13. Jahrhundert v. Chr. erbaut und von W. Andrae im Jahre 1906 ausgegraben wurde, den stattlichen Flächeninhalt von 40 000 qm. Die Datierungen solcher Paläste und die Kenntnis ihrer Erbauer verdanken wir der Geflogenheit der assyrischen Könige, zahlreiche Ziegel, die mit dem Namen des Herrschers in Keilschrift versehen sind, in die Terrassen einbauen zu lassen, und dann im Aufbaue an Pfeilern und sonstigen geeigneten Orten in längeren Inschriften die ganze Geschichte des Baues zum Ruhme des Bauherrn zu erzählen.

Die Mauern des Tnkulti-Ninib-Palastes, die aus Lehmziegeln bestanden, hatten eine teilweise noch erhaltene Fundamentschicht von gelben Kalksteinblöcken, so daß danach der Grundriß zu bestimmen ist. Außer den eben erwähnten riesigen Wächtern

am Eingange hatten alle diese Paläste auch im Innern noch mancherlei künstlerischen Schmuck; denn die Lehmziegelwände boten zu eintönige und unschöne Flächen dar.

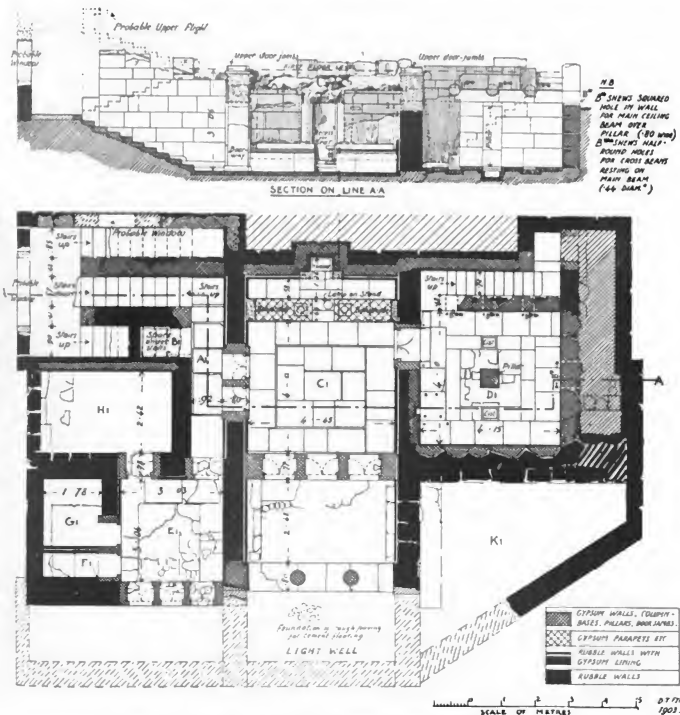


Abb. 106. Grundriss und Durchschnitt der Königs-Villa zu Knossos. (S. 104.)

als dafs sie der Prachtliebe hätten genügen können. Dieser Schmuck war von zweierlei Art. Entweder wurden die Mauern mit großen Alabastertafeln verblendet,

die in Relief Taten des Herrschers und sonstige figürliche Darstellungen mit langen auch über die Reliefgestalten hinweggehenden Keilinschriften zeigen, oder man verkleidete die Wände mit farbigen glasierten Ziegeln, die entweder Ornamente, deren schon oben S. 60 gedacht wurde, oder in langen Friesen Löwen, Greife, Drachen und andere Fabelwesen reihenweise hintereinander schreitend darstellen. Viele tausende solcher Ziegel wurden von Koldewey im Schutte von Babylon gefunden und von der Deutschen Orient-Gesellschaft nach Berlin gebracht, wo es bereits gelungen ist, mehrere Löwen und Greife wieder zusammenzustellen, so daß sie nun dem Beschauer wieder in alter Farbenpracht entgegenleuchten und ihm eine gute Anschauung von der großartigen Dekorationsbegabung jener Zeiten geben. Eins jedoch fällt hier als höchst bezeichnender Unterschied gegen die ägäischen Paläste sofort in die Augen. In Agäa ist die Dekoration aus der Technik, aus der Konstruktion mit Notwendigkeit erwachsen, in Mesopotamien hat sie damit gar nichts zu tun, im Gegenteil, sie verhüllt die freilich in der Konstruktion sehr nüchterne Architektur vollständig. Sie wirkt nicht anders, als wenn gemusterte Vorhänge an die Wände gehängt worden wären, was sicher auch oft der Fall gewesen ist. Die mesopotamische Dekoration wirkt nicht in der Architektur, lebt nicht deren Bedeutung, sondern hat ihren Wert nur in sich selbst und führt ein eigenes Sonderleben neben und, vielleicht könnte man sagen, trotz der Architektur.

Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen den drei besprochenen Palästen. Sie alle müssen einst ihre Entwicklung von der runden Form der Hütte oder des Zeltes genommen haben, die durch die Natur selbst bedingt ist. Darum finden wir Hütte oder Zelt bei allen Völkern der Erde am Anfange der Architektur stehen, und der Rundbau ist nicht, wie vielfach behauptet wurde, für gewisse Gegenden bezeichnend und durch Kulturbefruchtungen zu anderen Völkern gelangt, sondern ist in jedem Lande der Erde mit Notwendigkeit neu erfunden worden. Der frühere oder spätere Übergang aber zum halbrunden und weiter zum eckigen Baue, die mannigfachen verschiedenen architektonischen Gestaltungen, das Raumgefühl, die Art der Dekoration und viel anderes mehr, kurzum die ganze weitere Entwicklung hing, wie bereits betont wurde, von dem Materiale, dem Klima und nicht zum geringsten Teile von den psychologischen Verschiedenheiten der Völker und ihrer Rassenzugehörigkeit ab.

Das einfache
Haus.

Bis jetzt haben wir die Paläste kennen gelernt, also eine bereits sehr entwickelte Gestalt des Hauses, das dem Herrscher zur Wohnung aber auch zur Entfaltung von Macht und Pracht diente. Der Sprung von der geringen Hütte zu der am reichsten entwickelten Art des Hauses mag vielleicht überraschen, ist aber durch die Natur unseres Denkmäler-Vorrates geboten. Denn die Vornehmen werden zuerst zu einer festeren Bauart, als die Hütte sie bietet, übergegangen sein, während das Volk noch lange in Hütten oder einfach errichteten Häusern lebte, von denen wegen der Vergänglichkeit des Materials in den meisten Ländern keine Spuren auf uns gekommen sind; und daß an Grabmälern oder anderen Bauten sich nicht jede Übergangsstufe erhalten hat, nachdem die Gestalt der Hütte oder des Blockbaues einmal angenommen und durch ihr Alter eine gewisse Heiligkeit gewonnen hatte, ist wohl selbstverständlich. Erst an viel späteren Grabfassaden treten dann auch wieder

Formen reicherer Entwicklung auf. Und dennoch sind uns nicht alle Spuren vom Werdegange des Hauses verschwunden, wir können sie im Palaste entdecken. Dieser stellt ja selbst ein Haus dar, in dessen Plane sich durch den Reichtum seines Besitzers aus Gründen der Sicherheit und der Hofhaltung sich noch mancherlei Räume angegliedert haben. Aber der Grundkern der ganzen Anlage muß uns Schlüsse auf das einfache Haus gewähren. Als diesen Kern haben wir aber in der ägäischen Kultur bereits das Megaron erkannt, und wenn wir dieses allein betrachten, auch vielleicht seinen ornamentalen Schmuck uns weg denken, so haben wir die einfachste Form des Hauses, Wohnraum und Halle. Dafs dies wirklich die Grundlage

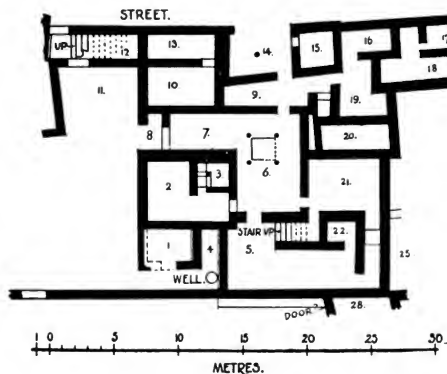


Abb. 107. Grundriß eines Hauses in Palaikastro. (S. 105.)

jeder weiteren Entwicklung des Hauses, wenigstens für die arischen Völker ist, zeigt vor allem der Umstand, dafs, wie schon oben erwähnt wurde, der Grundriß sich in Mitteleuropa, besonders im Bauernhause vieler Gegenden Deutschlands und Skandinaviens bis heute erhalten hat. Unsere Abbildungen 104 und 105 zeigen Blockhäuser aus Smaland und Jemtland. Wir sehen, der Grundriß von Abb. 105 entspricht dem von Troja noch ohne Säule; die beiden Längsmauern sind an der einen Schmalseite über das Gemach hinausgezogen, so dafs die offene Vorhalle entsteht (vgl. S. 76). In Smaland dagegen (Abb. 104) ist nur das Dach, nicht aber die Wände länger als der Innenraum, so dafs hier eine von Pfeilern getragene Vorhalle gebildet wird, die auch bei der Entwicklung des griechischen Tempels eine Rolle spielt.

Ich kann mich unmöglich der Annahme anschließen, die besonders von Sophus Müller und Oscar Montelius vertreten wird, dafs dieser Grundriß in verhältnismäßig

späten Zeiten von Agäa nach Mittel- und Nordeuropa kam, die sich nur auf die Behauptung stützt, daß die arischen Völker den viereckigen Grundrifs erst im Süden durch Berührung mit Vorderasien kennen gelernt hätten. Ich meine vielmehr, daß auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung das Material, besonders die Holzbalken, wie wir schon in Kleinasien sahen, zur Umgestaltung des runden in den eckigen Grundrifs führten, und daß also diese Form von verschiedenen Völkern selbständig gefunden wurde. In Mitteleuropa aber haben wir, wie wir später sehen werden, den viereckigen Grundplan schon in den Pfahlbauten der Steinzeit; und so halte ich dafür, daß der Megarongrundrifs von den arischen Völkern im Norden erfunden worden und von ihnen nach dem Süden mitgebracht worden sei, wo er sich dann allmählig zu den prächtigen Palastbauten entwickelte. Auch an neugriechischen Bauernhäusern hat sich der Megarongrundrifs ebenso wie im Norden bis heute erhalten; auch hier ist die Vorhalle auf Stützen, die den Eingang beschattet, von besonderer Wichtigkeit.

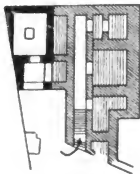


Abb. 108.
Haus in Mykenae. (S. 105.)

Wie wir aber auf Kreta die ägäische Kultur am reichsten entwickelt finden, so sind auch in Kreta die ersten Spuren wirklicher Häuser überliefert. Diese Überlieferung ist doppelter Art, es gibt dort noch erhaltene Grundrisse und kleine bildliche Darstellungen. Betrachten wir zuerst die erhaltenen Anlagen. Unter diesen gibt es in der Nähe der Paläste Gebäude, die zwar kleiner als diese sind, aber doch in ihrer baulichen Ausstattung zeigen, daß es Villen für den Herrscher oder Wohnsitze von Vornehmen gewesen sind. Sie sind eigentlich nur verkleinerte Paläste. Eine andere Gattung waren wirklich die Häuser einfacher Leute. Solche sind besonders im Osten von Kreta bei Praisos und Palaikastro aufgedeckt worden.

Die sogen.
Königsvilla
von Knossos.

Unter den Villen, die, wie schon gesagt, den Palästen sehr ähnlich sind, nur auf kleinerem Raum weniger Gemächer enthalten, ist die von Evans nahe bei Knossos entdeckte dadurch besonders interessant, daß der Hauptsaal auf den ersten Blick dem Megaron von Tiryns täuschend ähnlich sieht. Erst bei näherem Zusehen entdeckt man die Unterschiede. Wir sehen einen Saal, von dem drei Flügeltüren zwischen den Anten und zwei Pfeilern nach einer Vorhalle führen, deren Dach von zwei Säulen getragen wird (Abb. 106). Aber diese Vorhalle führt nicht in das Freie, sondern mündet in einen Lichtschacht, wie er in Knossos allgemein in Gebrauch war. Die Maße sind alle bedeutend kleiner als in den Palästen, so beträgt die Breite des Megaron nur 4¹/₂ m; da bei dieser geringen Spannung gar keine Unterstützung nötig gewesen wäre, dennoch aber zwei Säulen gegen den Lichthof hin stehen, zeigt dies, wie fest diese einst aus technischer Notwendigkeit erwachsene Grundrifeinteilung im Empfinden des ägäischen Baukünstlers haftete. Der Saal des Megaron war durch eine Balustrade an dem einen Ende abgeteilt, so daß ein schmaler Hinterraum entstand, dessen Wand in der Mitte eine Nische zeigt, in der ein auf Stufen stehender Thron aufgestellt war. Auch diese Villa stand auf tieferem Gelände als ihre Umgebung. Treppen führen zu ihr herab, und dadurch kam der Eingang in das Megaron hier ausnahmsweise an die Langseite.

Im Osten der Insel sind von dem Engländer Bosanquet mehrere Siedlungsplätze ausgegraben worden, die von dem Hoflager des Herrschers weit entfernt auch einfachere Anlage zeigen. Die Häuser enthalten dieselbe Anordnung der Räume wie die uns bereits bekannten Anlagen, nur ist natürlich alles kleiner und je nach Bedarf scheinen Gemächer zugefügt oder verändert worden zu sein, so daß es zuweilen Mühe kostet, den ursprünglichen, diesen Bauten gemeinsamen Grundgedanken herauszufinden; aber er ist zu finden, wie wir an dem beigegebenen Plane (Abb. 107) sehen werden.

Es ist ein Haus von Palaikastro. Der mit 11 bezeichnete Teil ist der Hof, der ursprünglich von dem Raume 12 aus betreten wurde. Als hier bei einem Umbau wegen eines aufgesetzten Oberstockes die Treppe hinkam, mußte ein neuer Eingang, der hier nicht mitgezeichnet ist, geschaffen werden. Bei 8 ist der Eingang nach

Das bürgerliche Haus auf Kreta.

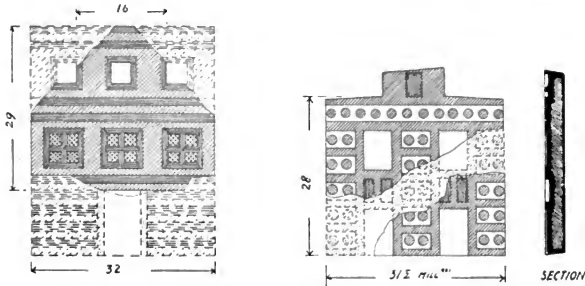


Abb. 109. Fayence-Täfelchen aus Knossos, Häuser darstellend. (S. 106.)

dem Hauptraum 7 und 6. Dieser Raum entspricht dem Megaron, wie die vier im Quadrat stehenden Säulen beweisen. Der ganze Saal ist gut gepflastert, nur zwischen den Säulen ist der Boden vertieft. Ob hier einst ein Herd stand, oder ob dies Viereck einst anderen Zwecken diente, konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden. Sehr sonderbar ist die L-förmige Gestalt dieses Megaron, es ist aber wahrscheinlich, daß es einmal ein regelmäßiges Viereck bildete, und die Räume 2 und 3 erst später aus Raummangel so hineingebaut wurden, als man sich ein Badezimmer errichten wollte, denn der Raum 3 ist ein Bad von gleicher Anlage wie in den Palästen. Die Bestimmung der übrigen Räume ist natürlich nicht mehr festzustellen, und ihre sehr unregelmäßige Anordnung zeigt, daß sie zu verschiedenen Zeiten je nach Bedarf angelegt wurden. Den Kern des Ganzen bildet aber doch die uns bereits bekannte Anlage. Einen etwas anderen Grundriss hat ein Gebäude auf der Burg von Mykenae, das als Wohnhaus angesprochen wird (Abb. 108). Wir erkennen links ein dem Megaron entsprechendes Zimmer mit einem Herd, einer Vorhalle und einem Hof davor,

rechts läuft ein Gang, von dem andere Gemächer abzweigen. Dies erinnert an Arne. Die Grundlage ist also deutlich; Weiteres läßt sich, da die Stelle in jüngerer Zeit öfters überbaut wurde, nicht sagen.

Der
mutmaßliche
Stadtplan
von Knossos.

Außer diesen Resten wirklicher Häuser fanden sich im Palaste von Knossos zahlreiche kleine Fayence-Täfelchen (Abb. 109 und 110), die ihrer ganzen Erscheinung nach nur als Ansichten von Häusern gedeutet werden können. Ja sogar die Technik, in der diese Häuser errichtet waren, gibt sich in diesen kleinen Nachbildungen noch deutlich kund. Es waren Fachwerkbauten, die aus Holz und Lehmziegeln bestanden. Offenbar deuten die Kreise die uns bereits sattsam bekannten Rindhölzer an, die dunklen senkrechten und wagrechten Streifen sind Balken, und die helleren Zwischenräume Schichten von Lehmziegeln. Die Häuser besaßen ein Erdgeschoss und einen Oberstock, zuweilen scheint auf dem flachen Dache noch ein kleines Mittelmach aufgesessen zu haben. Ein oder zwei Türen führten von außen in das Haus, und

auch Fenster waren vorhanden, die entweder viereckig aus der Mauer ausgespart sind oder eine Säulenstellung aufweisen, die vielleicht auf dahinterliegende gallerieartige Räume schließen läßt. Leider ist aus diesen Bildchen nur die Fassade und die Art, wie diese errichtet war, zu erkennen, für den Grundriß und die sonstige Anordnung des Baues gestatten sie keinen Aufschluß; geht ja aus diesen Abbildungen nicht einmal hervor, ob sie nach alter Art

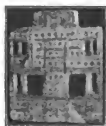


Abb. 110. Hausdarstellungen von Knossos.
(S. 106.)

in einem Hofe standen oder ob diese Fassade nach einer Straße mündete. Wozu dienten überhaupt diese kleinen Nachbildungen von Häusern? Waren sie vielleicht Teile eines uralten Stadtplans oder sonst einer Ansicht der Stadt Knossos? Fast scheint es so, denn eine Stadt hat sich sicher bereits damals westlich vom Palaste befunden. Wenn es aber eine Darstellung der Stadt Knossos gewesen ist, dann war auch die ganze Umgebung mit aufgenommen, denn viele gleichzeitig mitgefundene, aber leider arg zerstörte Fayence-Blättchen, die offenbar mit diesen Häuschen in Verbindung stehen, stellten Bäume, Gelände und Menschen dar. Es scheint also eine Gesamtansicht von Knossos und des unmittelbar dazugehörigen Landes dargestellt gewesen zu sein. Für die altgewohnte Anlage des großen Hofes mit dem Hause dem Eingange gegenüber blieb aber in der Stadt kein Raum mehr, das Grundeigentum wurde ein geringeres, die Bauten rückten näher aneinander und daraus ergaben sich Veränderungen des Grundrisses, die wir am griechischen und römischen Hause noch kennen lernen werden.

Babylonisch-
assyrische
Baupläne.

Der mutmaßliche Stadtplan von Knossos ist aber nicht der älteste uns erhaltene. Bei Telloh, der in das graueste Altertum zurückreichenden Stadt Lagasch zwischen Euphrat und Tigris, wurden zwei Sitzbilder des Gudea ausgegraben, die diesen Priesterfürsten als Bauherrn darstellen. Jeder der beiden Statuen ist eine Tafel auf die Kniee gelegt; während die eine leer ist, liegt auf der anderen ein Maßstab und ein Griffel, und auf der Platte ist mit eingeritzten Linien der Plan einer

Festung mit Toren, Türen und Wällen gezeichnet. Aber natürlich sind aus jenen entlegenen Zeiten um 3000 v. Chr. keine Reste von Privathäusern auf uns gekommen. Auch hier werden ein Palast, eine Burg, die in Kriegszeiten auch dem in Hütten verstreut umwohnenden Volke ebenfalls zum Schutze reichen konnten, die ersten festen Bauwerke gebildet haben, denen das Haus des Bürgers erst allmählich nach-

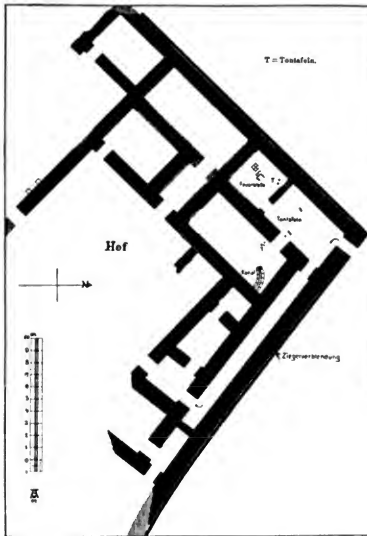


Abb. 111. Haus in Fara. (S. 108)

folgte. Das vorderasiatische Museum zu Berlin besitzt zwei Tontafeln, etwa von 700 v. Chr., auf denen ganz wie auf unseren Grundrissen Wohnhäuser gezeichnet sind. Türöffnungen wurden durch Unterbrechung der parallelen Mauerstriche angegeben, und dazu sind alle Maße ganz genau in Keilschrift verzeichnet. Diese Maße geben nicht nur die lichten Weiten der Räume, sondern auch die Mauerstärken an. Auch in diesen Plänen sind die Zimmer um Innenhöfe gruppiert. Aus ungefähr derselben und auch wohl aus etwas älterer Zeit haben die deutschen Ausgrabungen

Erhaltene
babylonisch-
assyrische
Wohnhäuser.

im babylonischen Fara, in Assur und sonst zahlreiche Grundmanern von Häusern zu Tage gefördert, die ein gutes Bild des entwickelten Wohnhauses geben. Was bereits am Palaste auffiel, die Lage des Hofes als Innenhof, ist auch an den Privatwohnungen wieder zu finden. Die beiden Abb. 111 und 112 zeigen ein Haus in Fara und eines von Assur. In beiden liegt der Hof in der Mitte der ganzen Anlage, die Zimmer

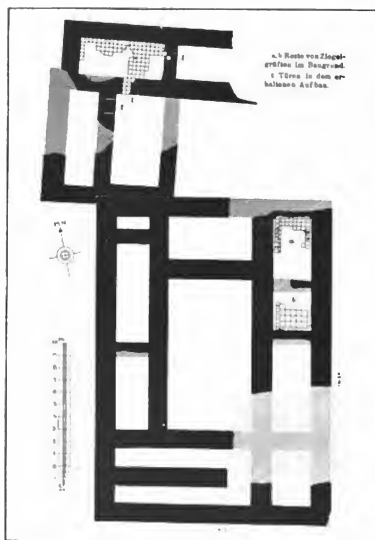


Abb. 112. Haus in Assur. (S. 108.)

sind im Viereck ringsherum gelegt. Außerdem ist aber dieser Hof für einen des Hauses nicht ganz Kundigen auch ziemlich schwer zu erreichen; denn von dem an der Ecke einer Langseite befindlichen Eingange aus gelangt man zuerst in einen engen Gang, der um mehrere Ecken in den Hof führt, so daß dieser gegen unwillkommene Eindringlinge leicht zu verteidigen ist. Noch mehr durch Außenräume verbant ist der Hof in der großen Anlage des sogenannten „roten Hauses“ in Assur (Abb. 113), in der auch deutlich zu erkennen ist, daß die Haupträume (3 und 12)

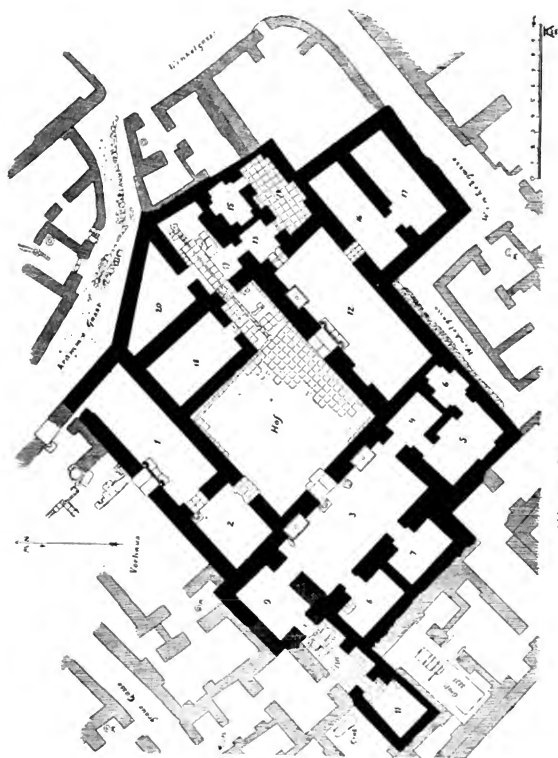


Abb. 113. Das „rote Haus“ zu Assur. (S. 108.)

nur von dem Hofe aus zu betreten waren und durch zweiflügelige Türen, deren Zapfenlager noch erhalten sind (Abb. 114) gegen den Hof abgeschlossen werden konnten. Wenn an anderen Grundrissen die Eingänge oft ganz zu fehlen scheinen, da das aufgehende Mauerwerk keine Durchbrechung aufweist, so ist dafür die Erklärung Andraes, des verdienstvollen Leiters der Grabungen in Assur, wohl die einzig richtige. Wegen des lockeren Bodens mußten die Bauten ziemlich tief fundamentierte werden und wurden in ihren unterirdischen Teilen aus Steinen gebaut. Vom Boden an bestand der Aufbau aus Luftziegeln, die längst verschwunden sind. Ausgegraben konnten also nur die den Oberbau tragenden, einst unter der Erde

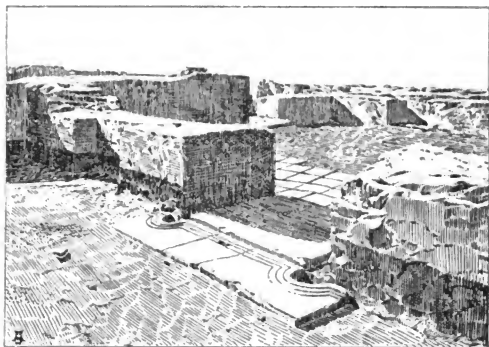


Abb. 114. Tür vom Hofe des „roten Hauses“ zu den Gemächern. (S. 110.)

verborgen gewesen und darum keiner Türen bedürftigen Grundmauern werden. Noch einige andere Eigentümlichkeiten weisen diese Häuser auf. Fast alle besitzen Vorrichtungen um das im Hause überflüssige Wasser durch Rinnen abzuleiten (Abb. 115), sie sind also kanalisiert, und sogar Abortanlagen, ganz ähnlich wie die heute im Orient üblichen, kamen zum Vorschein. Dies haben wir schließlich in den ägäischen Palästen, die älter sind als diese Häuser, auch schon gefunden; aber durch einen merkwürdigen Umstand unterscheiden sich diese Häuser von denen bei anderen Völkern ganz besonders. Sehr oft befanden sich unter dem Fußboden der einzelnen Zimmer gewölbte und offenbar mit der Bewohnung des Hauses gleichzeitige Gräber. In dem Plane des roten Hauses sind drei solche Gräber eingezeichnet und zwei sind unter dem Fußboden des anderen Hauses von Assur bei *a* und *b* aufgedeckt worden.

Der Aufbau dieser Häuser bestand aus an der Luft getrockneten Lehmziegeln. weitere konstruktive Teile wie in Ägäa sind hier nicht wieder entdeckt worden,

auch wird der Aufbau wohl sehr einfach gewesen sein, und besonders nach außen, nach der Straße, dürften sie, wie noch heute die Häuser des Orients, sich recht schmucklos und eintönig mit ihren glatten Lehmwänden dargeboten haben; das, was wir Fassade im künstlerischen Sinne nennen und was am Palaste in Ägäa bereits so voll entwickelt erscheint, konnte sich wegen der starken Betonung des Innenhofes, auf den die Hauptgemächer mündeten, in Mesopotamien nicht entwickeln.



Abb. 115. Kanalisierung eines Hauses in Assur. (S. 110.)

Wie wir auf Kreta und in Babylonien gezeichnete Pläne gefunden haben, so sind uns auch solche aus Ägypten, sei es als Malerei in Gräbern, sei es in plastischen Modellen, erhalten. Es ist ja natürlich, daß sowie man nicht mehr einfache Hütten baute, man für die größeren Gebäude der Vorlagen bedurfte, nach denen sich die Arbeiter richten konnten. Sogar zu der jüdischen Stiftshütte, die doch nur ein großes und reich geschmücktes Zelt gewesen, hatte ein Modell als Vorbild gedient. Dies geht aus II. Mosis 25, 8.9 hervor: „Und sie sollen mir ein Heiligtum errichten, daß ich mitten unter ihnen wohne. Genau nach dem Modell der Wohnung und aller ihrer Geräte, das ich dir zeige, sollt ihr es errichten.“

Ägyptische
Baupläne.

So ein ägyptischer Bauplan ist freilich für unsere Begriffe etwas sonderbar und nicht sofort verständlich. Sehr treffend bemerkt Perrot, ein ägyptischer Bauplan sehe so aus, als habe der Architekt Grundrifs, Aufrifs und Durchschnitt durcheinander geworfen, sich hier der Vorteile der einen Art, dort der andern bedient, wie es ihm gerade nötig schien zur Erreichung seiner Hauptabsicht alles, sowohl das Äußere als das Innere, in einem Bilde auf einmal zu zeigen. Man könnte diese Art vielleicht mit unsern modernen Pharusplänen vergleichen, wo um das schnellere Auffinden wichtiger Gebäude zu erleichtern, diese in den als Grundrifs entworfenen Stadtplan in perspektivischer Ansicht eingezeichnet sind. Der Zeichner konnte sich gleichsam in der Schilderung nicht genugtun, alles wollte er zur Darstellung bringen, sowohl die Fassade des Hauses als die Geräte, die in den Zimmern sich befanden, und er

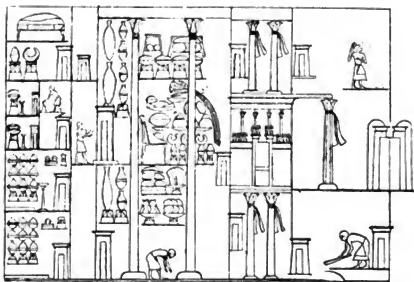


Abb. 116. Haus des Merjre, Seitenansicht, aus einem Grabgemälde. (S. 112.)

half sich zu diesem Zwecke so, daß er das hintereinander Liegende übereinander darstellte, wie es auch sonst bei naiver Kunstübung oft vorkommt. Klar wurden diese Zeichnungen dadurch natürlich nicht. Dies zeigen die drei nebenstehenden Abbildungen 116, 117 und 118. Sie stellen das Haus eines Hohenpriesters namens Merjre' (d. h. der vom Sonnengott Geliebte) dar und sind in seinem Grabe zu Tell el Amarna abgebildet. Ich glaube mit Erman, daß beide Abbildungen dasselbe Haus, einmal von der Seite (Abb. 116) und einmal von vorne gesehen (Abb. 117) darstellen und nicht, wie Lenormand meinte, zwei verschiedene Häuser desselben Besitzers. In der Seitenansicht sehen wir rechts und links des großen Speisesaales, dessen Decke auf hohen Säulen ruht, einmal fünf, auf der anderen Seite drei Räume, die übereinander zu stehen scheinen, in Wirklichkeit nebeneinander lagen, wie auch das große Eingangstor nicht in Seiten-, sondern Vorderansicht dargestellt ist. Auch bei der Vorderansicht des ganzen Hauses sind alle Räume übereinander dargestellt, wenn sie hintereinander zu denken sind, und die Säulen, die vor dem Vorzimmer mit

Laube standen, sind, um dieses ganz zu zeigen, einfach seitwärts gerückt worden. Die Abb. 118 zeigt, wie ein heutiger Architekt den Grundriss dieses Gebäudes entwerfen würde, und wird dem aufmerksamen Leser auch mancherlei dentlicher machen; für den Ägypter dagegen erreichten die beiden Darstellungen im Grabe die gewünschte Dentlichkeit vollständig. Was an diesem Hause und den Darstellungen vieler anderen

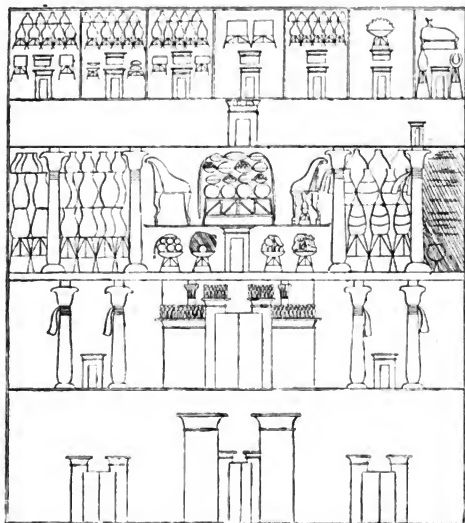


Abb. 117. Haus des Merjre. Vorderansicht, aus einem Grabgemälde. (S. 112.)

auffällt, ist, daß wir hier den Vorhof wieder finden; die Anlage ist also den Bedürfnissen eines ackerbauenden, ansässigen Volkes, das die Ägypter auch wirklich waren, entwachsen. An den Stadthäusern hatten diese Vorhöfe nur die Breite des Hauses selbst, Villen am Lande aber standen nach Ausweis der Grabgemälde oft in einem weiten von Mauern umgebenen Garten.

Andere kleinere Gebäude sind uns nicht in Malerei, sondern in kleinen Ägyptische Modellen erhalten. Zumeist stellen sie wohl die Wohnungen ärmerer Leute dar, oder manches Mal auch Wirtschaftsbauten, die aber doch auch einen Begriff von den Hausmodelle.

Häusern selbst geben. Häufig findet man in Museen plastische Darstellungen von einfachen Häusern mit einem Hofe davor und mit einer Treppe, die auf das niedrige, flache Dach führt. Das Haus in unserer Abb. 119 dürfte wohl nicht zum Wohnen bestimmt, sondern ein Kornspeicher gewesen sein, wie die Löcher im Dache zum Einschütten des Getreides andeuten. Andere solche Modelle, z. B. eines im Albertinum

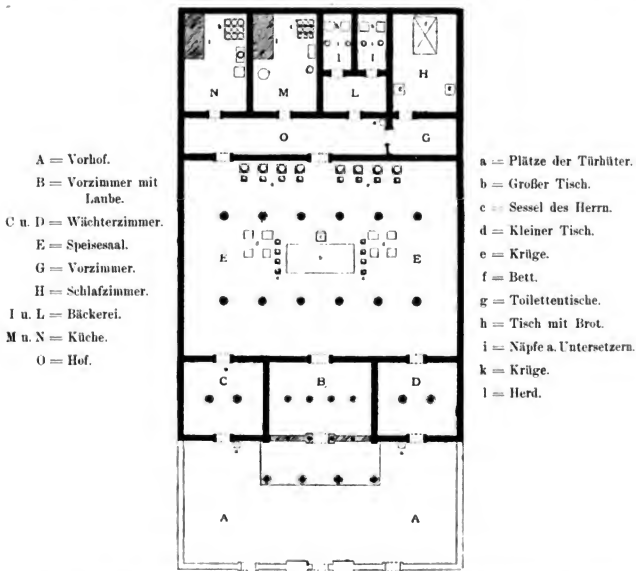


Abb. 118. Haus des Merjre. Grundriss nach den beiden vorigen Bildern hergestellt. (S. 113.)

zu Dresden, zeigen im Hofe verstreut herumliegende Teile von Ochsen, dürften also eine Fleischerwerkstätte darstellen. Eine andere Art von Modellen bilden mehrstöckige und wahrscheinlich aus Holz gebaute Häuser ab. Vorn bildet das flache Dach eine Plattform, von dem durch eine Holzsäule gestützt noch ein Obergeschoss von kleinerem Grundrisse sich erhebt (Abb. 120). Auch die steinernen Sarkophage mancher Könige stellen den Palast des Herrschers dar (vgl. Abb. 103). Diese zeigen

deutlich, dafs auch die Könige in leichten zum großen Teile aus Holz errichteten Gebäuden wohnten. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, dafs diese leichte Bauart der Grund sei, warum uns von den altägyptischen Städten nichts erhalten ist.

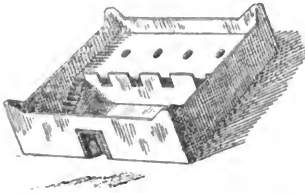


Abb. 119. Modell eines ägyptischen Hauses. (S. 114.)

Bei diesen Modellen und Nachbildungen konnte die Umgebung natürlich nicht mit dargestellt werden, und sie sagen uns darum nichts davon, ob die Originale in einem Hofe standen, noch weniger zeigen sie die weiten Gartenanlagen, die für jeden

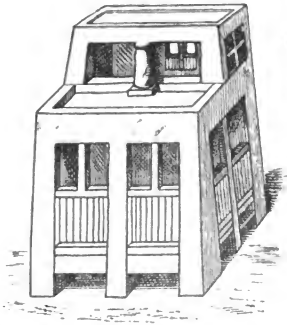




Abb. 120. Modell eines ägyptischen Holzhauses. (S. 114.)

Ägypter ein unabweisliches Bedürfnis waren und die Hauptquelle seiner Lustbarkeiten bildeten. Darüber geben uns die Wandgemälde in den Gräbern und auch die Literatur erwünschten und reichlichen Aufschluß. Aus den Bildern erfahren wir aber auch noch etwas anderes, nämlich dafs diesen Häusern auch öfters ein Name beigelegt

wurde und man sie dementsprechend mit Aufschriften versah. So findet sich auf der einen Darstellung über der Tür eine hieroglyphische Inschrift, die anzeigt, daß das Gebäude  *per nefer*, d. h. „das schöne“ oder „gute Haus“ benannt war. Den inneren  Schmuck dieser Häuser werden wir später, wenn von den Säulen die Rede sein wird, kennen lernen.

Es war ein weiter Weg, den die Entwicklung der menschlichen Wohnung von der natürlichen Höhle bis zu dem reichen und prächtigen Palaste in Ägäa, Mesopotamien und Ägypten zurückgelegt hat. Dieser Weg war aber in allen diesen Ländern ein verschiedener. Welche unter den verschiedenen möglichen Richtungen hierbei ein Volk einschlug, das hing von der Lebensweise und den durch diese mitbedingten Anschauungen sowie von seiner künstlerischen Begabung ab, und war weiters in hohem Maße von dem Materiale bestimmt, das die Natur in den einzelnen Ländern dem Menschen zur Verfügung stellte. Geographische Bedingungen und psychologische Rasseigentümlichkeiten bewirkten es, daß die Gestaltungen des Hauses so mannigfaltige werden konnten.

Dritter Abschnitt.

Der Zusammenschluß der Einzelhäuser zu Gemeinwesen.

Die letzten Stufen der Entwicklung des Hauses, die wir beobachtet haben, reichen bereits in Zeiten herein, da das Haus nicht mehr als Sondergebilde dand, sondern im Zusammenhange mit anderen Gebäuden, als Teil einer Ortschaft mancherlei Umwandlung durch die Beziehungen zur Umgebung erlitten hatte.

Die Gründe und die Art des Zusammenschlusses mehrerer Häuser zu einem größeren Ganzen waren von mancherlei Art. Schon zur Zeit der natürlichen Höhlenwohnungen war eine größere Anzahl Menschen zusammengestellt, teilweise infolge von Verwandtschaft untereinander, teilweise zum Zwecke der größeren Sicherheit des Einzelnen. Wir müssen wohl annehmen, daß an solchen Siedlungsplätzen stets eine Sippe oder wohl auch mehrere untereinander verwandte Sippen zusammenlebten. So bildete sich schon hier eine Art von Gesellschaftsordnung und Arbeitsteilung aus. Der Stammvater der Familie, nach dessen Tode der Älteste oder durch seine Persönlichkeit und Taten Einflußreichste, führte die Herrschaft über die andern. Von den für die ältesten Zeiten zu ermittelnden Fällen von Mutterrecht, das sich bei einzelnen Völkern in Kleinasien bis in historische Zeiten herein erhalten zu haben scheint, bei dem die Zugehörigkeit zur Familie sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater richtete, sehe ich hier ab, da die sich daraus ergebenden rechtlichen und kultischen Verhältnisse noch nicht ganz einwandfrei erkannt scheinen.

Die Arbeitsteilung regelte sich nach den Geschlechtern. Die Männer zogen aus, um auf der Jagd die Nahrung zu gewinnen, die Frauen waren daheim mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, zu denen auch das Weben, Flechten und die Herstellung irdener Gefäße gehörte. In Winterszeiten, oder wenn sonst die Männer nicht ausziehen konnten oder mußten, mag diesen die Verfertigung der steinernen Geräte und Waffen, später das Hämmern und Schmieden der Bronze obgelegen haben.

Dann bei ackerbauender Lebensweise errichtete sich jeder seine Hütte und den Hof auf seinem Grundstück, das er bebaute, und das ihm seinen Unterhalt bot. Dadurch aber konnten die Menschen nicht mehr so dicht beisammen wie in der Höhle wohnen, es trat eine Gliederung nach Haushaltungen ein; der Einzelhof entstand. Die einander zunächst liegenden Hütten und Höfe werden aber auch wieder den zunächst verwandten Mitgliedern einer Sippe gehört haben, so daß die

Bedeutung
der Sippe.

Der
Einzelhof
und das
Sippendorf.

Beziehungen der einzelnen untereinander aufrecht blieben, und auch mancher der Sippe gemeinsame Besitz von allen zusammen bewirtschaftet werden konnte. Auf diese Weise waren auch die Einzelhöfe nach zusammengehörigen Gruppen eingeteilt, die bereits ein höheres Ganzes bildeten. Ähnliches hat sich in einzelnen Gegenden Deutschlands bis heute erhalten, wo ein Dorf oft aus einer Anzahl einzelner Gehöfte besteht, und von dem einen zu dem andern oft ein weiter Weg über Felder und durch Wälder zurückzulegen ist. Mögen auch jetzt in solchen verstreuten Dörfern unter vielen Haushaltungen der einzelnen Höfe Verwandtschaftsgrade bestehen, so sind sie doch nicht mehr von der einschneidenden Bedeutung, wie es im arischen Altertum der Fall gewesen ist. Dafs sowohl Germanen als Griechen und Italiker ursprünglich in Gehöften hausten, die nach der Verwandtschaft in Gruppen geteilt waren, bezeugen uns zahlreiche antike Schriftsteller. Für die Germanen wird es von Cäsar und Tacitus übereinstimmend berichtet. Tacitus erzählt in seiner *Germania*: „Sie wohnen verstreut und vereinzelt; je nach Gefallen an einer Quelle, einem Felde oder Haine errichten sie ihre Weiler, die nicht nach unserer Art verbunden zusammenhängen. Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum, sei es aus Schutz gegen Feuersbrünste, sei es aus Unkenntnis zu bauen.“ Aus diesen Worten geht der Gebrauch des Hofes um das Haus wohl deutlich hervor. Etwas anderes ist es mit der Frage, standen solche Einzelhöfe dorftartig nahe beieinander, oder waren sie weit voneinander entfernt. Wenn Schrader annimmt, die Worte „sie wohnen verstreut“ beziehen sich auf die Weiler als einer Gruppe von Gebäuden, und diese Gruppen seien als zerstreut zu denken, so klingt mir dies etwas gesucht, weil es wohl natürlich ist, dafs die Dörfer und Flecken nicht dicht aneinander lagen. Ich kann nicht umhin anzunehmen, dafs Tacitus mit seiner Schilderung die Lage der Höfe, die gemeinsam durch ihre Zugehörigkeit zu einer Sippe als ein Ganzes betrachtet wurden, innerhalb dieser Gruppe im Auge habe, d. h. dafs wir uns selbst in einer bereits Dorf genannten Siedlung die Wohnstätten der einzelnen Familien nicht zu nahe beieinander, sondern über ein großes Stück Gelände verstreut vorstellen müssen; dafs also mehr ein geistiges Band als unmittelbar anschauliche Nähe den ersten Begriff des Dorfes bildete. Ein weiteres Band der Einigung, das aus der Familienverfassung der Sippe entsprang, war das, dafs der Grund und Boden ganz oder zum größten Teile Gesamteigentum der Sippe war. Der Stammvater der Sippe, nach ihm sein ältester Sohn und so weiter, führte die Herrschaft nicht nur über die Mitglieder, sondern auch über den gemeinsamen Grund und Boden, der im gemeinschaftlichen Interesse bewirtschaftet wurde.

Auch die vergleichende Sprachforschung führt zu demselben Ergebnisse, da vom Sanskrit bis zu den europäischen Sprachen die Ausdrücke für Sippe aus der gleichen Wurzel stammen, und diese Worte dann nicht nur für die Sippe, als eine Gemeinschaft von Menschen, sondern auch für das Dorf gebraucht wurden. Andere Ausdrücke wieder, die nur einzelnen Sprachen, nicht allen gemeinsam sind, führen auf andere, aber ähnliche Begriffe; so entspricht das griechische Wort für Dorf „*kome*“ (κομη) dem althochdeutschen „*haims*“, unserem Heim.

Neben diesen Siedlungen, die Elard H. Meyer treffend „Haufendorf oder Sippendorf“ nennt, war frühzeitig eine andere Art in Gebrauch, das Pfahldorf.

Bei der Besprechung des Hauses lernten wir die Pfahlbauten bereits kennen. Da diese Bauten aus Gründen der Sicherheit und zu gemeinsamem Schutze erfunden wurden, ist es natürlich, daß hier auf der großen mit Brettern und Bohlen über den senkrecht eingerammten Pfählen errichteten Fläche mehrere Hütten oder Häuser zusammen Platz fanden, so daß wir hier die älteste Form unserer heutigen Dörfer, wo die Wohnungen nahe voneinander in einer übersichtlichen Gruppe vereinigt werden, erblicken dürfen. Auf S. 44, zu der die Abb. 48 gehört, wurden diese Anlagen bereits genauer geschildert. Außer anderem kulturgeschichtlich Interessantem ist der Umstand besonders wichtig, daß in den Pfahlbauten der Übergang von der runden Anlage der Hütte zu dem viereckigen Grundrisse stattgefunden zu haben scheint. Gerade hier mußte sich die neue Form bald entwickeln, weil sie sich aus der Natur der Holzbalken mit Notwendigkeit ergab, da diese von selbst zu dem Blockbau, wie wir ihn ja bereits kennen lernten, führte. Schon die auf den eingerammten Pfählen errichtete Plattform, als Untergrund für die Ansiedlung, mußte, da sie aus langen, geraden Balken gebildet wurde, eine rechteckige oder quadratische Gestalt annehmen, wie sie auch für die schweizer Pfahlbauten nachgewiesen ist (vgl. auch die Terremaren). Daraus ergab sich aber des weiteren, daß die Einteilung der Plattform nun auch am leichtesten mittels viereckiger Hütten, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, bewerkstelligt werden konnte. Außerdem ist dabei zu erwägen, daß die Bewohner dieser Seedörfer, die in der Bearbeitung des Holzes, sei es für die Terrasse im Wasser, sei es für ihre aus mächtigen Baumstämmen gehöhlten Kähne, eine so große Geschicklichkeit verrieten, und das Ineinander- und Aneinanderfügen von Balken, wie die erhaltenen Überreste zeigen, so gut verstanden, wohl bald zum Blockbau übergegangen sein werden. Natürlich ist daneben die runde geflochtene Hütte nicht völlig verschwunden, hat sie sich doch, wie wir früher sahen, noch bis heute vielfach im Gebrauch erhalten. Von diesem Flechtwerke stammen auch technische Ausdrücke für die Wand in verschiedenen arischen Sprachen her, und auch das Wort „Wand“ selbst hat uralte Erinnerungen davon gewahrt, da es von „winden“, „wenden“ abzuleiten ist, während unser Zimmer, das von dem gotischen Zeitwort *timrjan* „zimmern“ abzuleiten ist, ebenso wie verwandte griechische Wortstämme auf den Blockbau weisen.

Das
Pfahldorf.

Diese Pfahlbauten scheinen nach den Orten, da die ältesten Funde dieser Art gemacht wurden, eine ursprünglich keltische Sitte gewesen zu sein. Und darauf weist auch der Umstand, daß sie sich in den nördlichen keltischen Gegenden, in Irland, Schottland und in kleinerer Anzahl auch in England, bis gegen das 7. nachchristliche Jahrhundert in Gebrauch erhalten haben. Sie führen hier den Namen „Crannogs“ und waren ebenso wie die Pfahlbauten Ansiedlungen, die in Sümpfen und Seen auf Plattformen, die auf Pfählen ruhten, errichtet und mittels einer Brücke mit dem Festland verbunden waren. Auch die Crannogs sind natürlich wie auch die schweizer und sonstigen Pfahlbauten nicht mehr erhalten, aber die Stellen, da sie einst standen, sind heute noch an den eingerammten Pfählen und den Kulturschichten am Grunde des Sees oder Meeres kenntlich. Diese Kulturschichten geben auch die Mittel zur Datierung. Die Crannogs scheinen demnach mit den Kelten nach den britischen Inseln gelangt zu sein, und hier eine in Mitteleuropa von diesem Volke

Die
Crannogs.

erfundene Siedlungsart noch bis in verhältnismäßig späte Zeiten fortgesetzt zu haben. Wir werden noch mehrfach Gelegenheit haben, zu beobachten, daß sich gerade in Irland und Schottland einige älteste Bau- und Siedlungsweisen viel länger als in anderen Ländern erhalten haben.

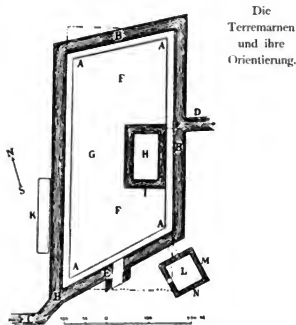
Aber nicht nur die Pfahlbauten im Wasser waren eine dorfähnliche Zusammenschließung mehrerer Wohnstätten zu einem gemeinsamen größeren Ganzen, auch die Terremarnen Italiens, die bereits bekannten Pfahlbauten auf trockenem Boden, zeigen eine regelmäßige Anlage viereckiger Holzhäuser, zwischen denen sich Straßen und Wege in mehr oder minder rechten Winkeln kreuzen. Da nun neuerdings eine solche Terremarne auch in Süditalien bei Tarent entdeckt wurde, waren einige Forscher schnell bei der Hand, sowohl den viereckigen Grundriss der Häuser als die Technik der Pfahlbauten für nicht arisch und vom Orient über Griechenland eingeführtes Kulturgut zu erklären. Dieser Ansicht widersprechen aber gar mancherlei wichtige Umstände. Wenn nämlich auch die eigentlichen Pfahlbauten ebenso wie die italischen Terremarnen nach der Bronzezeit wieder außer Gebrauch kamen und andere Siedlungsweisen geübt wurden, so hat sich doch sowohl die Technik des Holzbaues als die Anlage der Ortschaften auf Plattformen im Wasser noch lange bis in historische Zeiten herein erhalten. Von den Paeoniern, einem thrakischen, also arischen Stamme im Südosten Mitteleuropas und im Norden der Balkanhalbinsel, berichtet uns Herodot im fünften Buche folgendes: „Mitten im See (es ist der Prasiasssee hier gemeint) stehen Gerüste auf hohen Pfählen errichtet, die mittels einer schmalen Brücke einen Zugang vom Festlande aus haben. Diese unter den Gerüsten stehenden Pfähle stellten vor Alters alle Bürger gemeinsam auf, dann aber bedienten sie sich eines Gesetzes und stellen sie nun so an. Aus einem Gebirge, dessen Name Orbelos ist, bringt derjenige, der heiratet, für jede Frau drei Pfähle und stellt sie darunter (unter das Gerüst, d. i. die Plattform). Jeder nimmt aber zahlreiche Franen. Sie wohnen nun auf diese Weise. Jeder besitzt auf dem Gerüste eine Hütte, in der er haust, und eine Falltüre, die durch das Gerüste hinunter nach dem See führt. Die kleinen Kinder aber binden sie mit einem Seil am Fuße fest, aus Furcht, sie könnten herunterfallen. Den Pferden und dem Zugvieh geben sie Fische zur Nahrung.“ Diese Schilderung Herodots von Pfahlbauten in ganz historischer Zeit stimmt aber mit den schweizer Funden getreulich überein, und wir gewinnen hier eine anschauliche Vorstellung nicht nur von der Errichtung dieser Niederlassungen, sondern auch von dem Leben in denselben. Daß Pferde und Vieh von den Paeonen mit Fischen gefüttert wurden, mag befremdlich erscheinen. Es gibt aber zweierlei Erklärungen dafür. Erstens wurden von den alten Schriftstellern den weiter wohnenden Völkern gerne fabelhaft und überraschend klingende Züge angedichtet. Doch kannte Herodot nach der ganzen Art der Schilderung die Paeonen wohl zu gut, als daß wir dies hier annehmen dürften. Dann bleibt die zweite Erklärung möglich nach noch heute bestehenden Zuständen. Im hohen Norden Skandinaviens sollen die Pferde in sehr strengen Wintern, wenn kein Pflanzenfutter zu haben ist, mit gedörrten Fischen gefüttert werden, und daran sollen sie sich so gewöhnen, daß man dann auch in guten Jahreszeiten die Stangen, an denen die Fische gedörrt werden, sehr hoch machen muß, um den Pferden das Erreichen der beliebten Speise unmöglich zu

Thrakische
Pfahldörfer.

machen. Trifft aber dieser Vergleich zu, dann dürften wir hierin einen Beweis finden, daß die Paeoner ursprünglich aus viel nördlicheren Gegenden gekommen seien, wo sie diese Art von Fütterung sich angewöhnten und dann im Süden auch unter günstigen Bedingungen beibehielten; vielleicht wegen des großen Fischreichtums im Prasiasssee, von dem uns Herodot weiter berichtet, daß man bloß einen Korb ins Wasser zu hängen brauche, um ihn nach kurzer Zeit voll Fischen wieder herauszuziehen. Dann könnten die Paeoner aber auch den Pfahlbau oder Blockbau aus nördlicheren Gegenden mitgebracht haben, was entschieden gegen die Auffassung der Beeinflussung vom Orient, wo außerdem bei den damaligen Kulturvölkern Pfahlbauten unbekannt sind, spricht.

Daß auch die Terremarnen Italiens ursprünglich von Pfahlbauten im Wasser ihre Entwicklung nahmen, zeigt deutlich der Umstand, daß man sie zum Schutze gegen Feinde mit einem breiten und tiefen Wassergraben umgab. An der Terremarne von Castelazzo di Fontanellato in der Provinz Parma (Abb. 121) ist die viereckige Anlage gut zu erkennen. Der Graben *B*, der das Ganze umzieht, ist 30 m breit und 3,50 m tief, dahinter erhob sich ein 15 m breiter Erdwall *A*. Der Graben hatte von einem Bache aus einen Zufluß bei *C* und einen Abfluß bei *D*. Um das Abfließen von zu viel Wasser zu verhindern, war dieser Abzugskanal nur 0,60 m tief, so daß das Wasser im Graben immer mindestens 2,90 m hoch stehen mußte. Die Brücke, die wir schon an anderen Pfahlbauten kennen gelernt haben, findet sich auch hier bei *E* wieder. Außerdem zeigt diese Terremarne noch einige höchst wichtige Eigentümlichkeiten, indem sie bereits Eigenschaften besitzt, deren Bedeutung für die Anlage italischer Städte weiter unten zu besprechen sein wird.

Hier sei vorläufig nur auf das Vorhandensein der folgenden Eigenschaften hingewiesen. Das Innere der Anlage war durch zwei in den Axen des Viereckes laufende Straßen *FF'* und *G*, die sich im Mittelpunkt rechtwinklig schnitten, in vier gleiche Teile geteilt. Hierdurch und durch den Verlauf des Umfassungsgrabens war die ganze Ansiedlung orientiert. Ebenfalls orientiert war aber auch noch der Teil *H* im Innern in der Mitte der östlichen Langseite gelegen. Dieser Raum wurde von einem besonderen 6 m tiefen Graben *I* umgeben, und alle Forschungen nach Resten von Wohnungen und Geräten des täglichen Lebens waren hier vergebens. Es war also ein dem täglichen Gebrauche entzogenes Stück, ein geheiligter, orientierter Platz, ein *templum*, das für die spätere Anlage italischer Städte von größter Bedeutung war (vgl. im nächsten Abschnitt das über römische Städtegründungen Gesagte). Auch zwei Begräbnisplätze waren vorhanden. Diese lagen aber außerhalb des bewohnten Raumes bei den Punkten *K* und *L*. Der größere, quadratische war wiederum von einem



Die
Terremarnen
und ihre
Orientierung.

Abb. 121. Anlage von Castelazzo di Fontanellato. (S. 121.)

Wassergraben *M* umgeben. Die Toten wurden verbrannt und die Gebeine in Aschenurnen beigesetzt. Hierbei wurde aber für die Stadt der Toten die gleiche Anlage wie für die Lebenden gewählt. Auch die Urnen waren auf der Plattform eines Pfahlbaues dicht nebeneinander beigesetzt worden. Bei *N* fanden sich die Spuren der Stelle, wo die Leichenverbrennung stattfand. Die hohe Wichtigkeit dieser Eigenschaften, der Orientierung, der Teilung durch zwei axial laufende und sich schneidende Hauptstraßen, des *templum* und der Begräbnisplätze unmittelbar vor der Stadt werden wir später voll würdigen lernen. Auch die Anlage des Erdwalles hinter dem Graben, und die im Walle steckenden Pallisaden werden wir später an italischen Städten wiederfinden. Eine ganz ähnliche Anlage wurde in der Terremarne Colombare di Bersano in der Provinz Piacenza entdeckt. Diese Terremarnen gehören der Bronzezeit an; sie sind also jünger als die steinzeitlichen Pfahlbauten, und ihre Anlage wurde von einem Volke, das ursprünglich höher oben in Mitteleuropa ansässig war, in die neuen italischen Wohnsitze mitgebracht.

Blockhaus-
dörfer
Mitteleuropas.

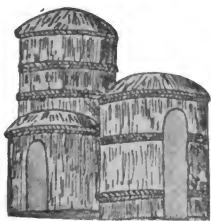


Abb. 122. Runde Holzbauten von dem Relief der Marcussäule in Rom. (S. 122.)

Der Blockbau, sei es im Wasser, sei es auf festem Lande, war überhaupt in Mitteleuropa wohl mindestens von der Bronzezeit an allgemein in Gebrauch, wie unter anderem die Reliefs an der Marcussäule zu Rom beweisen, wo mehrere solcher Ortschaften abgebildet sind (Abb. 122). Hier sehen wir wohl noch runde Gebäude, die aus aufrechtstehenden Balken gebildet sind. Die Balken wurden mit starken Seilen mehrfach miteinander verknüpft und verbunden. Unter diesen Darstellungen an der römischen Säule ist jedoch auch ein Gebäude zu sehen, das in unserer Abbildung leider fehlt, das einen viereckigen

Grundriss aufweist. In Skandinavien ist der Blockbau bis heute die nationale Bauart geblieben.

Steinzeitliche
Dörfer
Mitteleuropas.

Neben dieser Holzarchitektur blieb in anderen Gegenden die aus Erde und Reisig errichtete Hütte noch lange in Gebrauch. Doch auch an diesen können wir nachweisen, daß sowohl der Übergang vom runden Grundrisse zum viereckigen, als auch der Zusammenschluß mehrerer Häuser zu einem Dorfe bereits in der Steinzeit vor sich ging. Erst jüngst wurde bei Plön in Norddeutschland eine Ansiedlung aus der Steinzeit aufgedeckt. Diese bestand aus vier Hütten. Die Reste dieser Hütten bestehen aus einer 1 m breiten und 0,5 m hohen Schicht von Lehm und geschlagenen Flintsteinen, die ein nach Nordosten offenes Oval oder eigentlich Rechteck mit abgerundeten Ecken mit Seitenlängen von 5 zu 5,5 m bilden (Abb. 123). Das Innere dieses Raumes war mit Steinen gepflastert, und ebenfalls von Steinen waren die Ränder der Umfassung gebildet. Zahlreiche Kohlenreste fanden sich im Innern. Die Auffindung von vier solchen Wohnstätten nahe beieinander, denen die anderer noch folgen kann, zeigt, daß wir es hier bereits mit einer, wenn auch vielleicht kleinen, dorfartigen Ansiedlung aus der Steinzeit zu tun haben. Was aber besonders wichtig

ist, das ist der Umstand, daß hier kein kreisrunder, sondern ein ovaler Grundriß der Hütten vorliegt. In diesem Grundriß beruht der Übergang von der runden zur viereckigen Bauart. Wäre diese, wie besonders Sophus Müller und Oscar Montelius meinen, vom Orient aus eingeführt worden, so müßte logischer Weise die Entwicklungsstufe des Ovals in Europa fehlen, denn zu allen Zeiten hat man wohl etwas Fertiges von einem Volke zum andern übernommen, nicht aber ganze Entwicklungsreihen sklavisch nachgeahmt. Die Entwicklung hat also auch in Europa selbständig und ohne fremden Einfluß eingesetzt, wozu wohl praktische Gründe des Materiales beigetragen haben, wie ja auch die aus mächtigen Steinplatten errichteten Riesenstuben (vgl. Abb. 16, S. 24) bereits die viereckige Anlage zeigen. Solcher ovaler Hütten



Abb. 123. Steinzeitliche Hütte bei Plön. (S. 122.)

wurden außer in Norddeutschland noch viele im Elsaß, am Neckar, in den Nordalpen, in Bosnien und Italien gefunden.

Aber auch der weitere Schritt, die Ecken nicht mehr abzurunden, sondern den Bau ganz im Viereck zu errichten, geschah bereits in der Steinzeit. Gute Beispiele dafür bieten viereckige Hütten bei Großgartach und die sehr wichtigen Funde auf dem Schultzenberge bei Fulda (Abb. 124), wo schon die eckige Steinsetzung um die Herdstelle eine gleiche Gestalt des ganzen Baues anzeigt.

Natürlich ging diese Entwicklung des Grundrisses nicht immer gleichmäßig und gleichzeitig vor sich; in einigen Gegenden behielt man den seit Alters gewohnten Grundriß der Häuser noch lange bei, in wieder anderen Ländern ist er bis heute neben dem viereckigen in Übung geblieben. Man denke hierbei nicht etwa an die christlich-kirchlichen Rundbauten, oder an Magazine und Küchenräume, welche letztere auch in deutschen Burgen und Schlössern noch das ganze Mittelalter und bis in das 17. Jahrhundert in Gebrauch blieben. Auch dafür werden wir im weiteren Verlaufe noch Gründe kennen lernen; hier aber haben wir es nur mit wirklichen Wohnbauten zu tun, die sich zu einem größeren Ganzen, zu einem Dorfe oder einer Stadt zusammenschlossen. Sehr merkwürdig ist dabei der Umstand, der entschieden gegen

die Meinung jener, die alles vom Orient ableiten, spricht, dafs, wie wir eben sahen, die Entwicklung des runden Grundrisses in den ovalen und von da in den eckigen vom Norden Deutschlands aus durch ganz Mitteleuropa bis nach Italien zu verfolgen ist, und zwar so, dafs sich die älteren steinzeitlichen Denkmäler im Norden, die jüngeren bronzezeitlichen im Süden finden, so dafs der nordsüdliche Weg dieser



Abb. 124. Steinzeitliche Hütte am Schultzenberge bei Fulda. (S. 123.)

Gegen die
leider
noch nicht
ausgestorbene
Phöniker-
hypothese.

Kulturformen sich von selbst dartut. Dahingegen auf dem Wege, der für den orientalischen Einfluß in Anspruch genommen wird, nämlich auf dem Seewege um die Küsten Europas herum, hat sich gerade die runde Gestalt am längsten gewahrt. Als Kulturträger werden nämlich immer noch die Phöniker angesehen, die auf ihren Handelsreisen zur See über Griechenland, Italien, Sardinien, Südfrankreich, Spanien, die britischen Inseln und die nordfranzösische Küste, alles Heil den armen, nach der Ansicht der Orientschwärmer in Barbarei schmach tenden europäischen Völkern gebracht haben sollen. Diese Phönikerhypothese löst sich bei genauerem Zusehen

wie eine Seifenblase in Nichts auf. Als Handelsvolk, das Griechenland, die Südküste Italiens und andere Gegenden des mittelländischen Meeres bereist, treten die Phöniker nicht vor dem 8. vorchristlichen Jahrhundert auf. Vorher scheinen sie sich auf den Handel zu Lande mit den ihnen zunächst liegenden Völkern Asiens beschränkt zu haben, denn selbst das so nahe von der syrischen Küste gelegene Kypros war ihnen größtenteils noch unbekannt, wie der schon oben erwähnte Reisebericht des Wen-

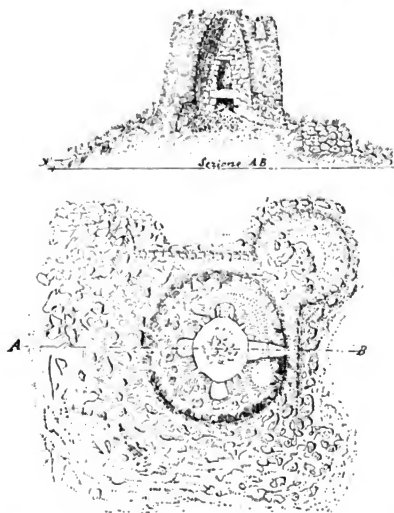


Abb. 125. Grundriss und Durchschnitt des Nuraghen Santu Milinu bei dem Dorfe Nuragus. (S. 126.)

Amon bezeugt. Denn als dieser Ägypter in einem phönikischen Schiffe nach Kypros verschlagen wird, können sich die Phöniker mit den Kypriern nicht verstehen, und endlich muß ein des Ägyptischen Mächtiger als Dolmetsch dienen. Zu jener Zeit fehlten aber auch noch die späteren phönikischen Handelskolonien nicht nur im fernerer Becken des mittelländischen Meeres, sondern sogar noch in Kypros vollständig; denn überall, wo die Phöniker solche begründeten, geht schon aus den archäologischen Funden hervor, daß diese Niederlassungen viel jüngeren Ursprungs sind. Ferner wird ein Volk, das selbst niemals eine eigene Kultur hervorgebracht

hat, sondern eine Mischkultur aus assyrisch-babylonischem und ägyptischem Lehngehalte hatte, das dann später wohl eine ausgedehnte Schifffahrt betrieb, aber nur zum Zwecke des Handels, um teils eigene, teils fremde Erzeugnisse im Auslande zu verkaufen und von den besuchten Völkern wertvolle Waren heim zu bringen, kaum befähigt sein, fremden Völkern eine besondere Kultur zu übermitteln. Drittens sind sowohl der Übergang vom runden zum eckigen Hause als die Siedlungsarten unvergleichlich älter, da sie schon gegen das Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends in Mitteleuropa zu beobachten sind, und da gegen diese Zeiten der Beginn der phönikischen Handelsfahrten sehr, sehr jung erscheint, so daß dies Volk damals noch ganz belanglos für ganz Europa war. Und schließlich fällt am meisten ins Gewicht

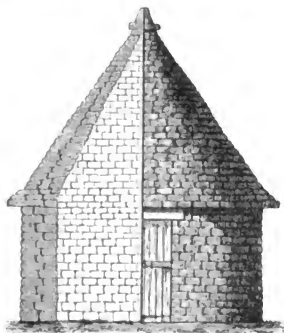


Abb. 126. Moderne Steinhütte in Südfrankreich.
(S. 127.)



Abb. 127. Grundriß der Hütte Abb. 126.
(S. 127.)

der Umstand, daß wir eben diese Übergänge in Mitteleuropa vor sich gehen sehen, während gerade in den später von den Phönikern bereisten Küstengegenden sich der runde Grundriß am längsten, zum Teil bis in unsere Tage hinein erhalten hat.

Langes
Nachleben
der
Rundhütte
im Süden.

Auf der Insel Sardinien wurde für die Herrscherwohnung die runde turm- oder kegelförmige Gestalt von den prähistorischen bis in ziemlich späte historische Zeiten beständig beibehalten. Dies beweisen die vielen tausende von heute noch erhaltenen „Nuraghen“ auf dieser Insel. Wir werden diese höchst interessanten Bauten bald noch näher kennen lernen, hier möge ein Blick auf Abb. 125, die den Nuraghen bei Nuragus im Grundriß und Durchschnitt zeigt, nur von der allgemeinen Gestalt ein Beispiel bieten. Den Nuraghen ähnliche Bauten sind die sowohl im Altertum als auch in neuerer Zeit errichteten Truddhus in Apulien, sowie mehrere alte Rundbauten in Ligurien. Daß diese Bauart in Sardinien noch nicht ganz ausgestorben ist, zeigen die oben erwähnten modernen Steinhütten Sardiniens (Abb. 8

und 9, S. 15), und in viel größerem Maßstabe werden derartige Hütten aus Stein in Südfrankreich heute noch errichtet (Abb. 126 und 127). Auch auf den Balearen, in Spanien und Portugal bediente man sich bis in späte Zeiten mit Vorliebe des runden Grundrisses.

Alle diese Rundbauten zeigen deutlich ihre Abkunft von der vorgeschichtlichen Hütte, die auch in den unserer geschichtlichen Erkenntnis verborgenen ältesten Zeiten nicht nur aus Holz und Reisig, sondern auch schon aus Lehm und Steinen errichtet wurde. Sehr wohl erhalten ist uns eine solche vorgeschichtliche Hütte in Nordfrankreich (Abb. 128), die besonders darum interessant und wichtig ist, weil wir an ihr auch noch den Dromos, den gebauten Gang der von außen in ihr Inneres führt, erkennen können. Dieser Gang ist uns sonst nur an Gräbern, besonders den schon oben erwähnten mykenischen Kuppelgräbern und den nordischen Ganggräbern bekannt. Er muß aber einstmals auch an den Wohnstätten angebracht worden sein. Erst als die Menschen aufhörten, den Eingang in die Wohnung niedriger als die umgebende Erde zu legen, konnte der Gang in Wegfall kommen, doch mag auch die gerade am arischen Hause so wichtige Vorhalle noch eine Erinnerung daran gewahrt haben, obwohl für ihr Bestehen auch noch andere Ursachen maßgebend waren.

Nach dem Gesagten geht wohl deutlich hervor, wie wichtig der Zusammenschluß mehrerer Häuser zu Dörfern für die Entwicklungsgeschichte des Grundrisses gewesen, und daß den Pfahlbauten eine große Rolle hierbei zufiel. Doch lernten wir sowohl ovale als eckigen Grundriss und die Vereinigung zu größeren oder kleineren Gemeinwesen auch schon an den nach alter Art errichteten Hütten kennen. Während von diesen Dörfern in Mitteleuropa selbst nur ab und zu noch Spuren, wie z. B. die von Plön und Fuldä, gefunden werden, weil der Boden seit Jahrhunderten so oft durchwühlt worden ist, haben sich in anderen Ländern noch die Reste großer Ansiedlungen erhalten. In Griechenland gelang es an der antiken Stadt Orchomenos die ganze Entwicklungsreihe nachzuweisen. Im grauesten Altertum schon war die



Abb. 128. Grundriss einer vorgeschichtlichen Hütte in Nordfrankreich. (S. 127.)

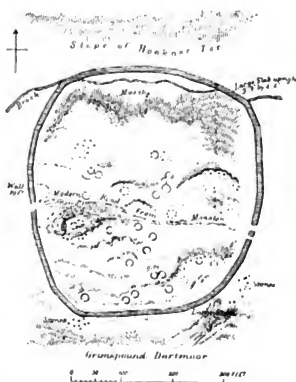


Abb. 129. Altbritisches Dorf. (S. 128.)

Siedlungsschichten von Orchomenos.

Stelle bewohnt; ging der Ort durch Brand, Krieg, Krankheit oder andere Ursachen zu Grunde, so mag das Land durch einige Zeit brach gelegen haben, die ärmlichen Hütten fielen ein, und die herabstürzenden oberen Teile, zumeist aus Lehm bestehend, bedeckten die Grundmauern mit einer schützenden Schicht. Bald entstand auf dieser Schicht eine neue Ansiedlung, die aber, da man die einfachen Wohnungen, wie es auch heute noch im Orient meistens der Fall ist, nicht unterkellerte, die Reste der früheren nicht zerstörte. So ging es durch die Jahrhunderte und Jahrtausende fort, und so kommt es, daß in Orchomenos noch sieben Siedlungsschichten übereinander gefunden wurden, ähnlich wie Schliemann und Dörpfeld in Troja deren neun nachgewiesen haben. In Orchomenos nun entspricht die vierte Schicht von oben an gezählt nach den Vasenfunden der mykenischen Zeit, also dem 2. vorchristlichen Jahrtausend; die nächste Schicht darunter, das ist die fünfte, weist rechteckige

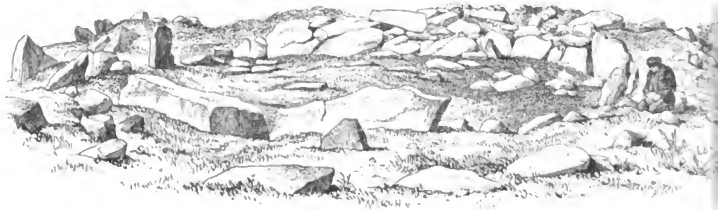


Abb. 130. Rundhütte bei Castor; Dartmoor. (S. 129.)

Häuser auf, die sechste elliptische Bauten und Vasen des sogenannten Kamaresstiles, der in Kreta dem eigentlich mykenischen Stile vorhergeht, und endlich die siebente, unterste Schicht enthält die Grundrisse runder Hütten.

Im Jahre 1907 wurde bei Canatello auf Sizilien ein ganz ähnliches steinzeitliches Dorf ausgegraben. Fünf runde Hütten standen auf einem kreisrunden gepflasterten Platze, und einige von diesem Platze ausgehende Straßen weisen ebenfalls Pflasterung auf. Bis in viel spätere Zeiten, bis in die Bronze- und Eisenzeit herein haben sich solche Siedlungsstätten, wie schon oben erwähnt wurde, auf den britischen Inseln in Gebrauch erhalten. In dem Bezirk Dartmoor in England wurde schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein solches vorgeschichtliches Dorf erkannt und aufgenommen (Abb. 129). Auf dem Plane sind die Reste von fünfundzwanzig runden Hütten eingetragen. Einst mögen es viel mehr gewesen sein, aber schon diese Zahl ist hinreichend, um den einstigen Bestand einer nicht unbedeutenden Ortschaft, die jedenfalls die Mitglieder einer größeren Sippe beherbergte, zu erweisen. Aber dies Dorf war auch noch von einem schützenden Erdwall rings umgeben. Es war also ein befestigter Ort, der auch in kriegerischen Zeiten verteidigt werden konnte, ebenso wie den Pfahlbauten das Wasser nach Abbruch der Brücke und den

Rundhütten-
dörfer
in England.

Terremarnen Wall und Wassergraben in Zeiten der Bedrängnis Schutz gewährte. Auch dieser englische Wall ward von einer Erdaufschüttung gebildet, wie wir es an den Terremarnen schon kennen lernten.

Die Hütten selbst hatten einen Unterbau von Steinen, wie die Umgebung sie lieferte (Abb. 130). Der Aufbau auf dieser Grundlage konnte verschieden sein; entweder nach alter Art aus Reisiggeflecht mit Lehmverkleidung, oder es konnten auch hier Steine, die in größeren Platten brechen und so ein gesichertes Auflager untereinander leicht gestatten, übereinander gelegt werden, so daß die oberen Reihen immer ein wenig überkragen, und die Kreise nach oben hin immer enger werden, wie wir es schon bei den Kuppelgräbern kennen lernten. Derartige Bauten werden von den englischen Archäologen nach ihrer beiläufigen Ähnlichkeit mit einem Bienenkorbe Bienenkorbhütten genannt. Beispiele dieser Art haben sich im Norden sowohl



Abb. 131. Bienenkorbhütte von Brown Willy in Cornwall. (S. 129.)

als Wohnstätten als auch als Gräber noch wohl erhalten (Abb. 131). In Irland und Schottland, also in Gegenden, die am längsten im ungestörten Besitze von keltischen Völkerschaften waren, blieben derartige, fast an die Nuraghen Sardiniens erinnernde Bauten am längsten in Gebrauch und wurden sogar noch in christlicher Zeit nicht nur noch weiter benützt, sondern als Klosteranlagen auch neu errichtet. Wie das oben erwähnte Dorf von Dartmoor, bestehen auch diese Anlagen immer aus einer Anzahl von runden Steinhütten, die gemeinsam von einer ebenfalls nahezu kreisförmig oder elliptisch verlaufenden Mauer umfriedet werden. Eine der ansehnlichsten Gründungen dieser Art, die sicher noch in vorchristliche Zeiten hinaufreicht, ist Cahernamatirech in der Grafschaft Kerry auf Irland. Im Grundriß (Abb. 132) zeigt sich deutlich die gleiche Abstammung wie in den älteren Dörfern. Die runden Steinhütten, die Cloghann genannt werden, sind von einer breiten Mauer, die in ihrem Innern, ähnlich der Burgmauer von Tiryns, gedeckte Gänge enthält, umgeben. Aber gegen diese Dörfer macht Cahernamatirech doch einen in sich geschlossenen, strafferen Eindruck. Die Hütten rücken näher aneinander, die Mauer schließt sich dichter an, und die Art des Einganges mit dem Vorhofe und den Wachthäusern, sowie die gedeckten Gänge in der Umfassungsmauer geben dem Ganzen das Ansehen einer

Cahernamatirech.

Burganlage, die wir später genauer kennen lernen werden. Die Hütten selbst sind von der Art der Bienenkorblütten, ganz und gar aus Steinen errichtet, ebenso wie die Umfassungsmauer (Abb. 133). Die Steine, die in großen Platten gebrochen wurden, sind nach Art des kyklopischen Mauerwerks aufeinander getürmt und halten sich gegenseitig durch ihre eigne Schwere. Die Cloghauns selbst bestehen aus denselben Steinplatten, die nach Art der Kuppelgräber geschichtet sind (Abb. 134).

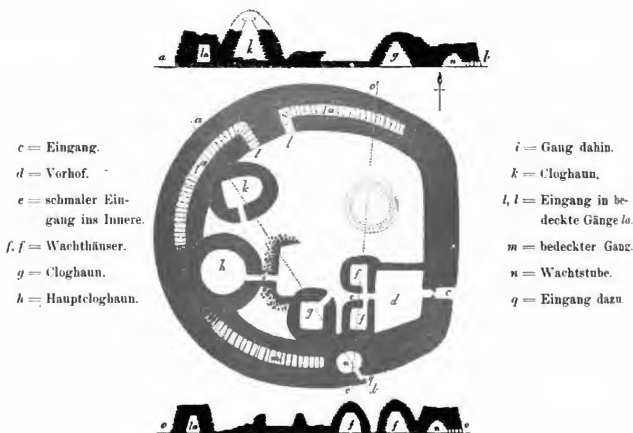


Abb. 132. Cahernamatreach in Irland. (S. 129.)

Der weiße Stern (x) über dem Eingange bezeichnet die Stelle, von der aus die Abb. 133 aufgenommen ist. Die Zeichnung über dem Plan ist ein Durchschnitt nach der Linie *a b*, die Zeichnung unter dem Plan ein Durchschnitt nach *a o*.

Langes
Nachleben
dieser
Siedlungsart
in Irland und
Schottland.

Leider müssen auch diese Zeugen längst vergangener Zeiten vor den Bedürfnissen des heutigen Lebens immer mehr zurückweichen, und so kommt es, daß in Irland und Schottland solche Anlagen fast nur noch auf den kleinen, unbewohnten und schwer zugänglichen Inseln erhalten sind. Manche dieser Anlagen stammen erst aus christlicher Zeit und sind befestigte Klosteranlagen, ein Zeichen, wie tief diese Bauart im Empfinden des Volkes wurzelte. Die wichtigsten noch erhaltenen Wohnstätten sind die folgenden: auf der kleinen Insel *Skellig Michael* oder St. Michael's rock befindet sich eine Klosteranlage. In *Ardoileau* oder High Island umgibt ein Steinwall die Klostergebäude, und auch die Kirche ist nach Art der Cloghauns erbaut.

St. Molaise on Inismary auf einer Insel in der Bay von Sligo ist eine ganz ähnliche Anlage, ebenso wie auch *Oilen Tsenach* oder St. Sennachs Island an der Küste von Kerry. Weiter wären zu erwähnen *Kilmalkedur* in Kerry, *Loch Colcumille* in Skye, *Eden na Naomh* auf einer der großen Garveloch-Inseln. Die Anlage ist hier der von *Skellig Michell* ganz ähnlich. *Brough of Deerness* auf Orkney eine ganze Gruppe solcher Bauten, die hier aber ovalen Grundrifs haben. Auch viereckiger Grundrifs kam an in solcher Technik errichteten Kirchen zuweilen vor. Auf der kleinen Insel Nord Rona liegt *Tcampull Ronan* mit vier nach oben schief ansteigenden, geraden



Abb. 133. Cahernamatirech. (S. 130.)

Wänden. Ähnlich aber mit abgerundeten Ecken sind *Tcampull Solo-Sgeir* und *Tcampull Beannachadl*.

Nicht nur das lange Nachleben solcher uralter Siedlungsformen ist in diesen nordkeltischen Ländern interessant, sondern ganz besonders der Umstand, daß hier alle Entwicklungsstufen sich nebeneinander bis in späte Zeiten erhalten haben. In den Cloghauns blieb im Norden, wie in den Truddhus und Nuraghen im Süden, das runde Steinhaus in Geltung; doch kommen auf den britischen Inseln auch das ovale, das viereckige mit runden Ecken und das mit rechten Winkeln vor. In den Crannogs wieder blieb die Sitte der Pfahlbauten im Wasser noch lange lebendig. Und dies alles bei einem und demselben Volke und auf verhältnismäßig kleinem Gebiete, wie es für die gesamte europäische Kultur Irland und Schottland doch nur darstellen.

Erklärung
dieser
Erscheinung.

Diese aus den Denkmälern selbst gewonnene Erkenntnis gibt uns ein ganz anderes Bild als es uns S. Müller, Montelius und die anderen, die alles vom Orient ableiten, malen wollen. Statt daß wir auf dem Handelswege der Phöniker, die uns von ihren Handelsfahrten nach England, wo sie Zinn geholt haben sollen, alle möglichen Kunstformen und sonstige Kulturgüter von dieser Nordwestecke Europas aus angeblich brachten, den schnellsten Fortschritt und die lebhafteste Übernahme fremder Formen finden, sehen wir gerade das Gegenteil. Alle Arten der dorfartigen Siedlung, die wir in Mitteleuropa für die Steinzeit und Bronzezeit nachweisen können, die



Abb. 134. Inneres eines Cloughaun. (S. 130.)

später aber anderen Gestaltungen wichen, haben sich im Norden auf den Inseln gerade wie auch auf den südlichen Eilanden am längsten und bis in späte historische Zeiten ihre Geltung gewahrt und sind in Gebrauch geblieben. Die Erklärung ist sehr einfach. Die Entwicklung ging im Herzen Europas vor sich; Sardinien, Spanien und die englische Inselgruppe lagen in der Außenzone dieser Kultur, wo die neuen Errungenschaften nicht so bald bekannt wurden. Daher ist gerade in diesen äußeren Grenzgebieten noch vieles lebendig geblieben, was im Drange der Entwicklung an den eigentlichen Kulturherden schon viel früher von anderem abgelöst worden war.

Auch das Nebeneinanderbestehen in Irland von zwei so verschiedenen Siedlungsarten, wie die zu Lande und die im Wasser sind, kann nicht weiter Verwunderung erwecken. Die Kelten müssen schon in sehr frühen Zeiten auf den

britischen Inseln Fuß gefaßt haben. In ihren mitteleuropäischen Wohnsitzen hatten sie aber beide Arten der Anlagen kennen gelernt und zum Teil selbst mit erfunden, der eine Stamm wohl diese, der andere die andere. Beide brachten sie zugleich in ihre neuen Wohnsitze mit und bedienten sich ihrer, wie es eben die Natur des Ortes, da sie sich niederließen, am wünschenswertesten erscheinen ließ und am leichtesten gestattete. Dieselbe Erscheinung, daß ein und dasselbe Volk sich auf diese zwei verschiedenen Weisen ansiedelt, findet sich auch im Südosten Europas bei den schon oben erwähnten Paeonern wieder. Herodot berichtet nämlich, daß, als Megabazos von Dareios zur Unterjochung der Paeoner ausgesandt wurde, ihm dies nur bei dem auf dem Festlande angesessenen Teilen des Volkes gelang. Diejenigen hingegen, die in Pfahldörfern im Prasiassie hausten, waren durch diese Wohnart so gut geschützt, daß sie dem Schicksale ihrer Stammesbrüder entgingen.

Alle diese betrachteten Dorfsgattungen waren, wenigstens für die ältesten Zeiten, „Haufendörfer“, das heißt die einzelnen Wohnstätten lagen nicht in geraden Reihen nebeneinander, sondern waren je nach der Lage des Besitzes jedes einzelnen, oder nach Wahl der angenehmvollsten Plätze scheinbar regellos über das Dorfgebiet verstreut. Als Ganzes zusammengefaßt und gegen feindliche Angriffe geschützt ward die Ansiedlung auf zweierlei Art. Erstens durch ihre Lage, entweder auf einem Berge oder sonst einem erhöhten Punkte, von dem man die Ebene, in der wohl auch die Felder und Weiden lagen, übersehen konnte, oder im Wasser; zweitens durch künstliche Befestigungsmittel, einen aufgeschütteten Erdwall, einen Graben, durch beides zusammen und schließlich auch durch Mauer. Das ältere ist wohl der Erdwall, der auch bei der Gründung italischer Städte, als *terrens murus*, noch lange von Wichtigkeit war. Die Mauer tritt zwar auch schon in sehr alten Zeiten auf, aber sie hatte hier eine etwas andere Aufgabe zu erfüllen. Nicht als vom Boden aus aufstrebende Wand hatte sie nämlich anfänglich zu dienen, sondern sie war zuerst eine sogenannte Futtermauer. Die Ansiedlung auf der Anhöhe war nach zwei Gesichtspunkten zu schützen, erstens gegen etwaiges Abrutschen der Hügelabhänge, wie es bei Regengüssen und sonst leicht vorkommen konnte, wodurch die gegen den Abhang hin liegenden Gebäude in ihrem Bestande bedroht wurden, zweitens mußte das Ersteigen der Abhänge durch Feinde erschwert werden. Das einfachste und wirksamste Mittel für beides war, die Hügellehne so mit Steinen zu verkleiden, daß diese dem Seitenschub der Erdmassen entgegenwirken konnten, und daß die Böschung eine steilere wurde, so daß ein Ersteigen unmöglich gemacht ward. Auf diesen steinernen Futtermauern wurden dann zuweilen noch andere Schutzbauten errichtet, die entweder aus Palisaden bestehen konnten, oder wie in Troja oben aufgesetzte Mauern aus Lehmziegeln waren und in derselben Technik wie auch an den Häusern errichtet wurden. In Tyrus und bei der ältesten Befestigung der Akropolis von Athen bestanden die Futtermauern aus ungeheuren kyklopischen Blöcken. Herodot berichtet aber im siebenten Buche über die Meinungsverschiedenheit, die in Athen ob der Auslegung des Delphischen Orakels, die bekannte hölzerne Mauer betreffend, vor der Seeschlacht von Salamis herrschte, indem einige das Orakel auf die Schiffe bezogen, andere auf die Dornenhecke, die seit alters die Burg umgeben habe. Da aber nun die alte, aus dem zweiten Jahrtausende stammende, kyklopische Mauer noch

Natürlicher
und
künstlicher
Schutz
der ältesten
Siedlungen.

hente erhalten ist, so muß diese lebende Hecke entweder statt einer aufsteigenden Mauer oben darüber gepflanzt gewesen sein, oder, und dies wird wohl der Fall gewesen sein, sie kann auch am Fuße der Befestigung und selbst in einiger Entfernung davon, den Zugang an die Mauer erschwert haben. Solche lebendige Mauern, wie sie die Hecken darstellen, die ja von verschiedenen, besonders dornigen Pflanzen sowohl im Norden als im Süden noch heute zum Schutze um Felder oder einzelne Gehöfte angelegt werden, haben im Altertum oft wirklich ganze Dörfer umgeben. Von den Britanniern zur Zeit Cäsars berichtet Strabo: „Ihre Städte sind Eichenwälder. Sie umzäunen nämlich mit gefällten Bäumen einen weiten Umkreis und daselbst bauen sie Hütten und bauen Ställe für das Vieh, aber nicht für lange Zeit“. Also auch die Einwohner Britanniens fanden in den dichten Wäldern ihrer Heimat natürlichen Schutz, den sie nur durch gefällte Bäume noch verstärkten. Den Schlufs der Stelle „aber nicht für lange Zeit“ meine ich nur auf das Einbringen des Viehes in den Stall beziehen zu dürfen, weil das Vieh sonst wohl bei gutem Wetter meist auswärts auf der Weide war. Richtige Hecken als Umwallung der Dörfer beschreibt Julius Cäsar im zweiten Buche seines gallischen Krieges bei den Nerviern: „Um räuberische Einfälle der Reiterei ihrer Nachbarn“ — die Nervier selbst waren nämlich unberitten — „zu verhindern, schnitten sie dünne Bäume an und bogen sie um, so daß die neuen Zweige dicht und in die Breite wuchsen; dazwischen pflanzten sie Brombeeren und Dorngebüsch. So stellten sie Hecken her, die nach Art einer Mauer Schutz gewähren und durch die man nicht nur nicht eindringen, sondern nicht einmal hindurch sehen konnte.“

Erinnerung
an
schützende
Hecke
im Sprach-
gebrauch.

Auch für diese uralte und einfachste Befestigungsart hat die Sprache in mancherlei Ausdrücken noch mehrfache Erinnerungen bewahrt. Nach den Auslegungen vieler Sprachforscher sind mehrere Worte, die hente Dorf und selbst Stadt bedeuten, ursprünglich von solchen Hecken abzuleiten. Das englische Wort *town* ist sprachlich gleich mit unserm Zaun und mit dem keltischen *dunum*, das oft als zweiter Teil von Stadtnamen vorkommt, z. B. in Lugdunum, dem alten Namen von Lyon, und auch in Londinium, d. i. London, dürfte dies Wort enthalten sein. Auch Ortsnamen, die mit Hag gebildet sind, wie vor allem „der Hag“ in Holland, haben die gleiche Bedeutung. Ähnliches ist auch in anderen Sprachen, z. B. in den slavischen, nachgewiesen worden.

Denkmäler und die Entwicklung der Sprache stimmen also darin überein, daß kleine von irgend einer Art Schutzwehr umgebene Dörfer am Anfange unseres europäischen Siedlungswesen anzunehmen sind. Natürlich hat daneben der Einzelhof auch durch alle Zeiten bestanden, wie es auch unbefestigte Dörfer stets gegeben hat. Auf dieser Kulturstufe standen die Arier als sie in unvordenklichen Zeiten aus dem Norden Europas südwärts zogen und die griechische und italische Halbinsel besiedelten. Aus ihrer Heimat brachten sie die Gewohnheit, in Dörfern zusammen zu leben, mit, aber im Süden entwickelte sich bald eine neue Form der Ansiedlung, die Stadt, während in Mitteleuropa bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte das Dorf allein in Übung blieb. Die Entstehung der Städte wird uns erst in den späteren Abschnitten zu beschäftigen haben, wir müssen noch etwas bei den Dörfern verweilen.

Wie lange im Norden das befestigte oder unbefestigte Dorf die einzige Siedlungsart blieb, und dafs diese auch im Süden lange vor Gründung von Städten bestand — wie sie ja auch nie und nirgends ganz aufgehört hat —, dafür haben wir außer an den besprochenen Denkmälern auch bei vielen antiken Schriftstellern Zeugnisse. Tacitus und Cäsar bekunden für die Germanen und Kelten die ausschließliche Wohnart in Dörfern oder in Einzelhöfen. Zwar erzählt Cäsar in seinem Gallischen Kriege, dafs die Helvetier, als sie auf Anstiften des Orgetorix auswandern wollten um in Gallien mehr Macht und Land zu gewinnen, alle ihre Ortschaften und Einzelhöfe samt allen Vorräten verbrannten. Jeder nahm für drei Monate Vorrat mit. Durch diese Maßregel wollten die Helvetier sich selbst jede Möglichkeit der Rückkehr verhindern, damit sie um so standhafter die Mühen des Marsches und der geplanten Eroberung ertrügen. Unter diesen Ortschaften soll nun Cäsar nach der allgemein gebräuchlichen Übersetzung etwa zwölf Städte und vierhundert Dörfer unterscheiden. Aber Cäsar gebraucht hier den Ausdruck *oppidum*, der zwar in Italien selbst zu der Bedeutung einer Stadt, besonders Landstadt, gekommen war, ursprünglich aber jeden umfriedigten Raum, z. B. auch die Schranken des Circus, dann einen befestigten Wohnplatz, besonders auf einer Anhöhe, bezeichnete. Ein *oppidum* kann demnach unter Umständen eine Stadt sein, aber dieser Begriff ist nicht stets mit dem Worte notwendig verbunden. In den nächsten Abschnitten wird noch von den verschiedenen Bezeichnungen der Städte bei Griechen und Römern die Rede sein. Und Cäsar selbst gebraucht das Wort auch in anderem Sinne. Im fünften Buche des Gallischen Krieges sagt er: „Von ihnen“ — den Gesandten unterworfenen Stämme — „erfuhr Cäsar, dafs in der Nähe das oppidum Cassivellaunum gelegen sei, durch Wälder und Sümpfe geschützt, und dafs dort eine große Menge von Menschen und Vieh versammelt sei. Die Britannier sprechen nämlich von oppidum, wenn sie unzugängliche Wälder mit Wall und Graben befestigt haben, wo sie sich, um feindlichen Einfällen zu entgehen, zu versammeln pflegen. Er rückte daher mit seinen Legionen vor und fand den Ort wirklich durch Natur und Menschenwerk ausgezeichnet gesichert; dennoch beschloß er ihn von zwei Seiten anzugreifen.“

Man ersieht daraus, dafs wir auch bei den Helvetiern nicht an eine eigentliche Stadt zu denken brauchen, und dafs diese *oppida* wohl einfach mit Mauern umgebene feste Plätze auf den Bergen gewesen seien, die man sich vielleicht ähnlich den oben beschriebenen Ansiedlungen in Irland vorstellen darf, von denen Cahernamatreach ein gutes Beispiel bietet.

Spuren ähnlicher befestigter Wohnstätten haben sich auch vielfach in Mitteleuropa, in Deutschland, Österreich und Frankreich gefunden. Aus neolithischer Zeit sind umwallte Höhensiedlungen unter anderen bekannt bei Peu-Richard in Westfrankreich, dann aus dem nordöstlichen Frankreich, in Niederösterreich zwischen dem Manhartsberge und der March, am Vitisberge bei Eggenburg, in Heidenstatt bei Limberg und an vielen anderen Orten. Viele Ansiedlungen sind nur noch daran zu erkennen, dafs zahlreiche vorgeschichtliche Gräber noch erhalten sind, während die Hütten der Lebenden spurlos verschwunden sind. An anderen Stellen wurden die schon früher erwähnten Hausgruben entdeckt, und am besten konnten natürlich die befestigten Plätze bis in unsere Tage herein kenntlich bleiben. Alle drei Arten von

Dörfer in den
Berichten
des Tacitus
und Cäsar.

Erhaltene
Reste
befestigter
Dörfer in
Mitteleuropa.

Überresten sind in der nächsten Umgebung von Ödenburg beobachtet und erforscht worden. Die ganze Gegend muß darum durch lange Zeiten dicht bevölkert gewesen sein. Es wurden an wichtigsten Fundplätzen nachgewiesen ein Gräberfeld aus der La Tène-Zeit am Wienerberge, ein doppelter Ringwall, also ein befestigter Ort, am Gaisberg; Wohngruben sind im Leithagebirge auf dem Burgstallberg und ferner am Warischberge oder Karlshöhe; Tumuli, das sind Grabhügel, finden sich auf allen Höhen um Ödenburg herum und gehören zumeist der sogenannten Hallstadtzeit an. Unter allen diesen einst bewohnt gewesenen Anhöhen ist der wichtigste ein zweiter ebenfalls Burgstall genannter Berg näher an Ödenburg als der vorher erwähnte. Auf ihm ist noch so viel gut erhalten, daß wir nun nach den Untersuchungen von Professor L. Bella und Dr. O. Müller eine gute Vorstellung der Siedlungsart gewinnen. Auf unserem Plane (Abb. 135) ersieht man aus den beigesetzten Höhenzahlen, daß die Ansiedlung auf einer Kuppe liegt, die nach drei Seiten hin durch ihre höhere Lage die Umgebung beherrscht, nach Süden zu steigen höhere Hügel an. Ringsum reicht der Blick nach den eben genannten anderen einst besiedelten Bergen, so daß die Erforscher dieses Gebietes in ihrem Berichte sagen konnten: „Von allen diesen Punkten kann man die Höhe des Burgstalles überblicken; es breitet sich somit um diese Höhe ein festgeschlossener Kranz prähistorischer Ansiedlungen aus, welche man vom Gipfel des Burgstalles überblicken kann.“

Nur direkt gegen Süden ist der Ausblick durch vorliegende Gebirgshöhen benommen.

Vielleicht darf hieraus der Schluß gezogen werden, daß die einstigen Bewohner des Burgstalles Wert darauf legten, einen Punkt zu besitzen, von welchem aus alle Orte des Gaus durch Feuersignale bei Nacht oder durch Ranchsäulen bei Tag alarmiert werden konnten.“

Eine viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende währende Geschichte mitteleuropäischen Siedlungswesens ist hier auf dem Burgstalle durch die Ausgrabungen aufgedeckt worden. In allerältester Zeit war der Ort wahrscheinlich noch unbefestigt, denn im nordöstlichen Teile finden sich außerhalb des Walles Topfscherben, die erstens von Wohnstätten herrühren müssen, da es sonst schwer erklärlich wäre, wie sie sonst über den Wall hinauskommen konnten, und zweitens älter sind als der Wall selbst, weil dieser in seiner Erde die gleichen Scherben enthält, demnach aus der Kulturschichte einer älteren Ansiedlung aufgeworfen wurde. Nachdem dieser älteste Ort einige Zeit bestanden hatte, fühlte man das Bedürfnis ihn durch Wall und Graben zu befestigen. Man errichtete also ringsum eine Erdaufschüttung, die einen Umfang von etwa 2000 m besitzt, und deren größte Länge 900 m beträgt bei einer größten Breite von 350 m. Dieser Wall zeigt, je nachdem es die größere oder geringere Steilheit des Berges erreicht, verschiedene Gestaltung und Höhe, und ihm vorgelagert waren ebenfalls mit Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit verschiedene Vorschancen, die das Herannahen des Feindes erschwerten. Zwei davon sind in dem Plane verzeichnet.

Innerhalb dieser Umwallung finden sich die Spuren von Hütten. Diese Reste sind Gruben von 4—6 m Durchmesser und 1,2—2 m Tiefe. Diese Gruben sind erfüllt von Gefäßscherben, Hüttenlehm, d. h. Lehmresten die vom Wandbewurf herkommen,

Wetzsteinen und Spinnwirteln, Tierknochen, Asche und in den oberen Lagen finden sich einige Bronze- und sogar Eisengeräte. Ganz unten liegen schlechte, mit freier Hand ohne Töpferscheibe gefertigte Gefäße, weiter nach oben folgen Reste jüngerer Zeiten und an einer Stelle wurden sogar Bruchstücke eines römischen Ölkruges gefunden. Daraus ergibt sich, daß dieser Platz durch viele Jahrhunderte hindurch von den vorgeschichtlichen bis in die ältesten geschichtlichen Zeiten hinein bewohnt gewesen ist.

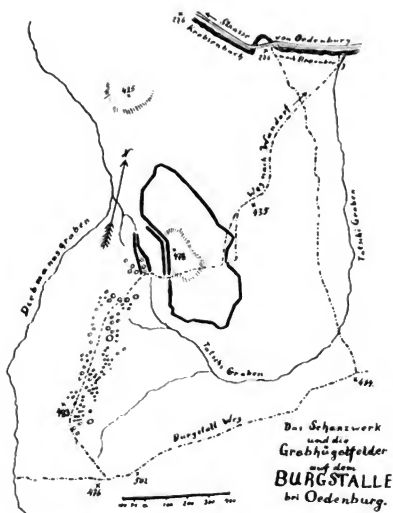


Abb. 135. Plan vom Burgstall bei Odenburg. (S. 136.)

Außer der Lage und den Zeugen einer langen Bewohnung ist aber noch ein dritter, hier besonders gut erkennbarer Umstand von Wichtigkeit. Im Südwesten, außerhalb der Umwallung, befindet sich eine große Anzahl von Grabhügeln; hier war also der Begräbnisplatz dieser Niederlassung. Wie aus dem Plane ersichtlich wird, ziehen sich diese Grabhügel von einem hochgelegenen Punkte aus über einen Bergrücken bis zu der tiefer als die Ansiedlung gelegenen Vorschanze. Dies ist darum von Bedeutung, weil, wie später genauer erläutert werden wird, der Begräbnis-

v. Lichtenberg. Haus, Dorf, Stadt.

platz bei den arischen Völkern stets außerhalb des Wohnortes der Lebenden und tiefer als dieser, oder durch eine Schlucht von ihm getrennt gelegen war.

Römische
Berichte über
germanische
Dörfer.

So sehen wir bis in die römischen Zeiten herein in Mitteleuropa das Dorf als die wichtigste Siedlungsart. Ja noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert konnte Ammianus Marcellinus berichten, daß die Germanen am Rhein eroberte römische Städte verbrennen, doch nicht selbst zur Wohnstatt erklären, denn „sie scheuen die Stadtmauern als wie mit Netzen umspannte Gräber“. Dies widerspricht nur scheinbar dem Umstande, daß wir doch umwallte Dörfer kennen. Mauern wurden damals tatsächlich noch nicht errichtet, und ein Erdwall erlaubt schließlich doch mehr freien Ausblick und freie Bewegung, als eine senkrecht aufsteigende Mauer, die jegliches Hinausschauen ins freie Gelände verhindert. Außerdem wissen wir aber, daß es bei den Germanen sowohl als bei anderen mitteleuropäischen Völkern zahlreiche unbefestigte Orte gab, wie wir es auch in Griechenland wiederfinden werden. Das offene Dorf war das ursprünglichere. In Kriegszeiten, wenn Belagerung zu befürchten war, wurden die Orte je nach Bedarf befestigt, wobei dann der Wall auch später, da er sich bewährt hatte, stehen blieb und erhalten wurde. Was aber den Germanen an den Städten so unangenehm war, das waren weniger die Befestigungsmauern, sondern, wie uns Tacitus berichtet, die fest aneinander gebauten Häuser der Städte. Jeder hatte in dem Dorfe, sei es befestigt oder offen gewesen, seine Hütte und darum ein ihm gehöriges Stück Landes, so daß sie einzeln und getrennt voneinander auch im Dorfe wohnten. Felix Dahn führt dies in seiner Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker treffend auf den tiefen Individualismus der Germanen und den mächtigen Drang nach Sonderung zurück. Freilich erzählt Tacitus an anderer Stelle auch von den Tenctern, daß sie beim Aufstande des Civilis an die Kölner das Ansinnen stellten, die Mauern einzureißen mit der Begründung, „auch die wilden Tiere vergessen, wenn sie eingesperrt sind, ihre Tapferkeit“. Dies legt den Gedanken nahe, daß befestigte Orte wirklich nur als Zufluchtsstätten in Kriegszeiten, nicht aber als dauernde Niederlassungen benutzt wurden. Ähnliches fanden wir schon bei den Britanniern, und auch im ältesten Griechenland gab es solche befestigte Schutzorte für die in offenen Dörfern wohnenden Ansiedler.

Griechische
Berichte über
griechische
Dörfer.

Bei den Germanen hat sich das Dorf als einzige Art des gemeinsamen Wohnsitzes bis zum Beginn des Mittelalters erhalten. Die Griechen und Römer hingegen gelangten schon bald nach der Einwanderung in ihre südlicheren Wohnsitze zur Errichtung von Städten. Dennoch bekunden sowohl die Denkmäler als die Nachrichten aus dem Altertum, daß auch hier das Dorf die ursprüngliche und lange vor der Stadt bestehende Siedlungsart gewesen, die natürlich auch später neben den Städten weiter bestand und bis heute besteht. Die Berichte von Thukydides, Strabon, Pausanias und anderen Schriftstellern stimmen darin überein, daß sich die griechischen Stämme, nachdem sie in Hellas von Norden her eingewandert waren, zuerst in Dörfern, und zwar zumeist in offenen Dörfern, niedergelassen haben. Bei vielen Stämmen, wie z. B. den Aetolern, Akarnaniern und Ozolischen Lokrern, dauerte dieser Zustand bis in späte historische Zeiten hinein, bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. Wie bei den Germanen waren auch hier die Dörfer zuerst Sippendörfer; wie sich überhaupt für die ältesten Zeiten darstellt, daß die Germanen und Hellenen die größten kulturellen

Ähnlichkeiten besitzen und am nächsten miteinander verwandt erscheinen. Wenn dahingegen bei Homer fast jeder Ort mit dem Namen „Stadt“ (πόλις) belegt wird, so beweist dies nur, daß dieses Wort ursprünglich einen anderen Sinn hatte. Es bezeichnete die Burg, die befestigte Wohnung des Machthabers, die Akropolis. Näheres darüber wird weiter unten zu sagen sein.

Wenn mehrere solcher Sippendörfer untereinander in verwandtschaftlicher Beziehung standen, oder wenn es die gemeinsame Sicherheit verlangte, so vereinigten sie sich zu Gauverbänden, die sich auch in der späteren politischen Einteilung von Hellas und seinen einzelnen Staaten noch deutlich widerspiegelt. Eine Erinnerung an die einstige gemeinsame Sippe hat sich in der Sage erhalten, wo die mythischen Begründer der Ortschaften in ein genealogisches Verhältnis, als Söhne, Enkel, Neffen, zum Landesheros gesetzt wurden. Oft geschah es, daß ein solcher Gauverband ein gemeinschaftliches Heiligtum hatte, an dem die Einwohner des ganzen Landes zu besonderen Festen zusammen kamen. Es wurden hier religiöse Feiern mit politischer Bedeutung abgehalten. Aus derartigen Verbänden sind dann zuweilen in späterer Zeit Städte entstanden. Ein gutes Beispiel hierfür, sowie für die Auffassung des Wortes Stadt bei Homer gibt Strabon im dritten Abschnitte seines achten Buches. Er erzählt daselbst: „Die jetzige Stadt Elis war zu Zeiten Homers noch nicht gegründet, sondern das Land war nach Dörfern besiedelt. Das hohle Elis aber wird es nach einer Zufälligkeit genannt, weil der größte und beste Teil so ist. Erst spät, nach den Perserkriegen, zog man aus vielen Dörfern in die hentige Stadt Elis zusammen. Aber auch fast alle anderen Orte in der Peloponnes, die der Dichter aufzählt, mußte er mit wenigen Ausnahmen nicht Städte sondern Dörfer nennen, da jedes aus mehreren Dorfvereinigungen besteht, aus denen später die bekannten Städte zusammengezogen wurden. Z. B. wurde Mantinea in Arkadien aus der Zusammensetzung von fünf Dörfern der Argeier gebildet, Tegea aus neun, aus ebensoviele gründete entweder Kleombrotos oder Kleonymos Heraia. So wurde auch Aigion aus sieben oder acht Dörfern zu einer Stadt zusammengezogen, Patrai aus sieben, Dyme aus acht. Ebenso ist auch Elis aus umliegenden Flecken zur Stadt umgebildet worden“.

In dieser Stelle haben wir einen deutlichen Beweis, wie lange die Erinnerung an die ursprüngliche Dorfsiedlung und an das höhere Alter der Dörfer vor den Städten fortlebte. An anderer Stelle hebt Strabo bei Schilderung späterer historischer Zustände in der Landschaft Achaia, als man in Hellas bereits seit langer Zeit Städte kannte, hervor: „Die Jonier wohnten in Dörfern, die Achaier aber gründeten Städte“. So hatten die am spätesten unter den hellenischen Stämmen in Griechenland eingewanderten Jonier auch die alte gemeinarische Siedlungsart am längsten beibehalten.

Daraus erklärt es sich auch, warum man in Troja und an anderen Orten die sogenannte Unterstadt, d. h. eine ummauerte Ansiedlung mit Hausresten unterhalb der Burg vergeblich gesucht hat. Man hatte sich von diesen Städten eben eine falsche Vorstellung gemacht, indem man meinte, sie nach Art späterer Städte sich vorstellen zu müssen. Wohl gab es einzelne Städte schon in sehr frühen Zeiten, wie z. B. in Knossos und Phaistos auf Kreta, zu Arne, auch in Mykenae scheint der von Strabo geschilderte Zusammenschluß schon sehr bald erfolgt zu sein. Zumeist aber waren die Untertanen des Herrschers auf der Burg ringsum auf dem flachen

Entstehung
von Städten
durch
Zusammen-
siedlung
von Dörfern.

Laude in Einzelhöfen oder kleinen Dörfern verstreut. Lange Zeit mögen diese Dorfbewohner auch noch in Hütten oder sehr einfachen Lehmhäusern gewohnt haben, so daß im Gebiete der Burg wohl Scherben von Gefäßen aber keine Spuren von Mauern aus jenen ältesten Zeiten uns erhalten geblieben sind.

Dorf-
entwicklung
erläutert an
Canatello,
Orchomenos
und Gurnia.

Zuweilen mögen kleine Ansiedlungen schon sehr bald sich um eine Burg oder den Palast eines Vornehmen herumgelegt haben, und so Orte entstanden sein, die vielleicht früh den stolzen Namen Stadt trugen, in Wirklichkeit aber nur kleine Dörfer gewesen sind. Auch hierfür bietet uns wieder die Insel Kreta die besten Beispiele. Seit 1901 machte eine Amerikanerin, Miss Harriet A. Boyd, Ausgrabungen zu Gurnia an der romantisch schönen Mirabellabucht, in deren Gebiete auch sonst viele prähistorische Wohnstätten in den letzten Jahren zu Tage kamen. Bei diesen Ausgrabungen zu Gurnia nun wurde eine Ansiedlung gefunden (Abb. 136), die sich um einen kleinen Palast herumlagerte. Die Entdeckerin nennt diesen antiken Ort eine Stadt, und die Berechtigung dazu liegt dadurch vor, daß er nicht aus einer Vereinigung von Hütten besteht, was damals noch bei sehr vielen Dörfern der Fall gewesen ist, sondern daß die Bewohner bereits in Häusern mit Steinfundament und auflagernden Lehmziegelmauern wohnten, und diese Häuser dicht aneinander gebaut, enge und winkelige Gassen bilden. Da der ganze, einen sehr flachen Hügel bedeckende Ort aber nur sehr kleine Ausmaße zeigt — sowohl in nordsüdlicher als ostwestlicher Richtung beträgt seine größte Ausdehnung nur 140 m —, dürften wir wohl das Recht haben, in ihm nur eine dorftartige Ansiedlung zu erkennen. In diesem also, sowie in den noch runde Hütten aufweisenden tiefsten Schichten von Orchomenos und in der prähistorischen Niederlassung von Canatello auf Sizilien, haben wir doch wenigstens einige Beispiele antiker Dörfer, die uns zugleich auch ein Bild der Entwicklung bieten.

In Canatello finden wir einen kreisrunden, gepflasterten Platz, um den herum die Grundrisse von runden Hütten nachweisbar sind; einige ebenfalls gepflasterte Straßen gehen sternförmig von dem Platze ab. Diese Anordnung lehrt ungefähr folgendes. Eine Anzahl Familien, die durch gleiche Sippe, aus Gründen des Ackerbaues oder sonstiger Interessen, zusammensiedelten, und von denen jede in ihrer eigenen Hütte wohnte, errichtete ihre Wohnstätten nahe voneinander, so daß alle einzelnen Hütten ein gemeinsames Ganzes bildeten. Nach außen hin mögen sie das zunächst liegende Land nach einzelnen Besitztümern verteilt haben, in der Ansiedlung selbst aber blieb ein Raum, eben der gepflasterte Platz, den gemeinsamen Interessen vorbehalten. Hier mögen die Bewohner ihre Beratungen, ihre Feste, vielleicht auch in kleinerem Maßstabe bereits Märkte abgehalten haben, denn die strahlenförmig ausgehenden Straßen zeigen, daß schon damals der Ort nicht gegen die Außenwelt abgeschlossen war, sondern mit anderen Dörfern und Ortschaften in Verkehr gestanden und mit ihnen durch Wege und Straßen Verbindung gehabt haben muß. Einfach mag das Leben dieser Leute nach unseren Begriffen verlaufen sein, in der Art der Siedlung aber sehen wir das Vorbild für manchen Zug der späteren Entwicklung. Ist ja auch jetzt noch im deutschen Dorfe und dem anderer arischer Länder der Platz die wichtigste Stelle, wo sich die Jugend im Sommer unter der Linde im Tanze dreht, wo das Gemeindehaus und das Gasthaus stehen; von diesem Platze gehen die

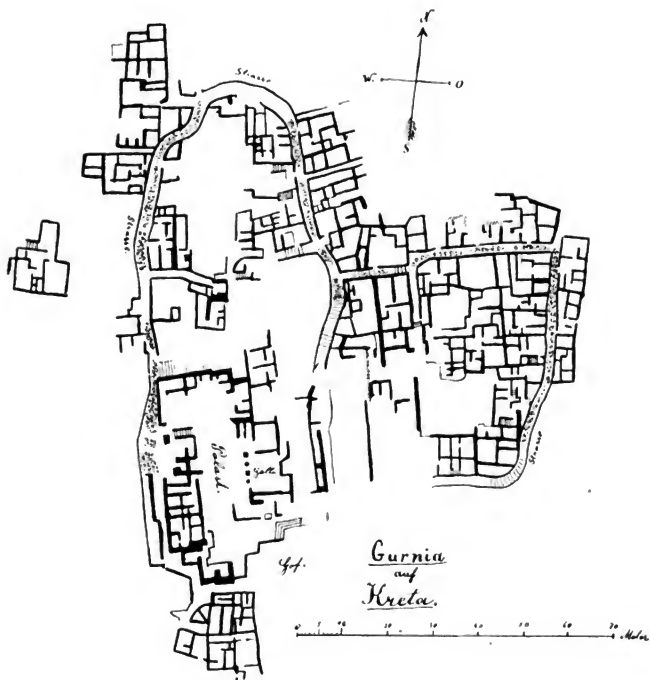


Abb. 136. Grundriß von Gurnia. (S. 142.)

Hauptwege ab, oder er liegt an der großen, viele Orte miteinander verbindenden Hauptfahrstraße. Eine solche Anhäufung mehrerer Hütten zu einem größeren Ganzen, also ein Zusammenwohnen wegen gemeinsamer Interessen, ist auch in den unteren Schichten von Orchomenos bereits wahrzunehmen, und wir haben schon früher gesehen, daß hier außerdem auch der allmähliche Übergang von der runden Hütte zur ovalen und weiter zum rechteckigen Hause gut zu beobachten ist. Wieder eine Stufe weiter ist Gurnia.

Um einen Palast, der entweder einem vornehmen Vasallen eines der großen Könige, die in Kreta herrschten, gehörte, oder vielleicht Sommersitz eines der Könige selbst war, hat sich ein kleiner Ort herumgelagert. Die Häuser stehen nicht mehr vereinzelt, gleichsam nach Belieben der Besitzer umher, sondern sie sind aneinander gebaut, stehen sich in Reihen gegenüber und bilden so bereits ein System von Straßen und Gassen (Abb. 136). An den Häusern ist der im vorigen Abschnitt geschilderte Grundriß wohl zu erkennen, aber so wie in Praisos und Palaikastro durch mannigfache An- und Umbauten oft sehr verwischt. Die Straßen sind eng und winkelig, oft, wie der Grundriß zeigt, von Treppen unterbrochen, also für Wagenverkehr nicht zu gebrauchen. Die Bevölkerung wird eine ländliche gewesen sein, die hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, von dem Ertrage ihrer Felder und Viehzucht lebte. Die ganze Art der Anlage wird im nächsten Abschnitte noch einmal ihre Wichtigkeit für unsere Erkenntnis ältester Siedlungsweise bewähren.

Kretische
Metochien.

Aber noch eine Eigentümlichkeit kretischer Dörfer, die heute noch wie vor Jahrtausenden in Gebrauch ist, bleibt zu besprechen. Sehr viele Dörfer, die im Tale oder der Ebene gelegen sind, besitzen hoch oben im Gebirge eine sogenannte Metochie, das ist ein Filialdorf. Da nämlich bei dem herrlichen Klima in Kreta schon früh im Jahre geerntet werden kann, ziehen alle Bewohner eines Dorfes nach der Ernte ein bis mehrere Stunden weiter hinauf in die rauheren Berge, wo ein zweites Dorf steht, in dem jeder wieder sein Häuschen hat. Hier kommen die Leute gerade zur richtigen Zeit an, um nun oben ihre Felder und Fruchtbäume zu bestellen. So ist immer einige Monate im Jahre das eine der beiden Dörfer verödet, während im anderen reges Leben herrscht. Ich selbst habe solche Metochien im östlichen Kreta hoch in den Bergen angetroffen, die damals im März noch keine Einwohner bargen; diese fand ich dann unten im Tale im Hauptdorfe. Zur Erläuterung dieser Einrichtung sei hier ein persönliches Erlebnis eingeschoben.

Ich kam mit zwei Maultieren und dem Agogiaten, der Vermieter der Reittiere, Führer und Diener zugleich ist, von Kavusi aus hoch im Gebirge auf eine Pfafshöhe. Das trübe Wetter hatte sich mittlerweile in einen eisigen Nordsturm mit Regen- und Hagelschauern verwandelt, so daß wir freudig erregt waren, als wir wenig tiefer als die Pfafshöhe ein ganz ansehnliches Dorf liegen sahen. Bald waren wir bei den ersten Häusern angelangt und erhofften ein wärmendes Mangal, an dem wir uns und unsere durchnässten Kleider trocknen konnten. Aber welche Enttäuschung! Das erste und alle folgenden Häuser blieben trotz unseres Pochens fest verschlossen, kein Mensch, kein Tier ließ sich sehen oder hören, kein Rauch stieg auf. Wir waren eben in der Metochie. Mit Mühe fanden wir zwei Menschen und zwei Maultiere unter einem zwei kleine Häuser verbindenden flachen Dache dicht

aneinander gedrängt einen Unterschlupf vor den Unbilden des Wetters, und ich beratschlagte schon ernstlich mit dem Führer, ob wir nicht, obwohl es noch nicht Mittag war, die eine Hütte erbrechen und uns, so gut es eben gehe, ein Lager für die Nacht bereiten sollten. Da hellte es sich nach etwa zwei Stunden doch so weit auf, daß wir uns wieder auf den Weg machten. Nach etwa zwei weiteren Stunden kamen wir im Tale in dem Dorfe Rukaka an, in ebendem Dorfe, zu dem die Metochie gehörte. Ein biederer Schuster, bei dem ich Essen und Unterkunft fand, erklärte mir nun die Eigentümlichkeit der Metochien, daß die Hütte, vor der ich gewartet,



Abb. 137. Hausreste auf dem Sipylos, eine Metochie. (S. 144.)

gerade sein Eigentum sei, und frug mich allen Ernstes, warum ich denn nicht die Tür eingetreten habe, darinnen hätte ich doch einen besseren Unterschlupf und gleich hinter der Tür einen großen Krug Wein gefunden.

So wie ich es da fand, so war es auch schon vor Jahrtausenden, zu Zeiten als die kretischen Herrscherpaläste in Glanz und Pracht standen. In demselben Gebirge über Kavusi, in dem ich diese neue Metochie sah, besuchte ich auch eine antike. Auf einem hohen, ständig windumwehten Felsengrat, das also schon darum im Winter unbewohnbar wäre, wurden die Reste mehrerer Häuser ausgegraben, die durch die darin gefundenen Gefäßscherben sicher in die mykenische Zeit datiert werden können. Für eine dauernde Niederlassung wären weder die klimatischen Verhältnisse günstig, noch auch der Platz selbst, der gerade nur soviel Raum bietet,

dafs einige Häuser dort stehen können. Die Annahme liegt also hier sehr nahe, dafs wir es hier mit einer uralten Metochie zu tun haben, die nur kurze Zeit während der schönen Sommermonate bewohnt war.

Anderwärts auf hellenischem Boden sind solche Metochien meines Wissens noch nicht nachgewiesen, sie scheinen aber doch zuweilen auch anderwärts vorgekommen zu sein, denn die merkwürdigen, aus dem Felsen herausgearbeiteten Hausreste auf dem Sipylos in Kleinasien (Abb. 137) kann ich nicht anders als wie ebenfalls als eine Metochie auffassen. Etwas ähnliches, wenn auch nicht das gleiche, findet sich in Europa. In Norwegen werden wohl nicht ganze Dörfer in den Bergen angelegt, aber jeder Bauer besitzt im Gebirge sein eigenes, zweites Haus, in dem er die Sommermonate verbringt; dieses Haus trägt den Namen Säter-Hydde. In anderer Art, freilich nur der Viehzucht und Käserei dienend, mögen auch die Sennhütten in den Alpen auf den gleichen ursprünglichen Gedanken zurückgehen, wenn auch hier nicht das ganze Dorf auswandert.

Vierter Abschnitt.

Die Entwicklung der ältesten Stadt.

Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden, was im Altertum eigentlich das unterscheidende Merkmal zwischen Dorf und Stadt gewesen sei. Diese Frage ist für die ältesten Zeiten nicht leicht zu beantworten. Einigen Aufschluß gibt uns aber der Gebrauch der Bezeichnungen bei alten Schriftstellern, und dann die Betrachtung der ökonomischen und politischen Verhältnisse. Wie im Lateinischen so gibt es auch im Griechischen mehrere Namen für Ansiedlungen, die wir zu unterscheiden haben; und zwar finden sich zwei Ausdrücke für den Begriff des Dorfes und zwei für die Stadt. Das Dorf heißt *kome* (κομη) und *chorion* (χοριον), die Stadt *asty* (αστυ) und *polis* (πολις). Die Unterscheidung dieser Begriffe ist nicht ganz einfach und hat selbst im späteren Altertum bereits Schwierigkeiten der Erklärung geboten. Das allgemein gebrauchte Wort für Dorf, das diesen Begriff schlechthin bezeichnete, war *kome*; *chorion* dagegen, was die allgemeine Bedeutung „Gegend“, „Platz“, „Stelle“ hat, war eine besondere Art des Wohnens auf dem Lande; es konnte ein Landsitz, eine Villa oder nach dem Gebrauche einiger Schriftsteller, wie Demosthenes, Herodot und Xenophon, auch ein kleiner befestigter Ort, ein kleines Kastell sein. Erst im Mittलगriechischen scheint dieses Wort für Dorf überhaupt in Gebrauch gekommen zu sein, bis es im Neugriechischen den Ausdruck *kome* fast ganz verdrängte. Wir haben schon gesehen, daß von Strabo und anderen die Ansiedlung in Dörfern als die ursprüngliche angesehen wurde, und daß die Städte in späterer Zeit aus der Zusammenziehung mehrerer Dörfer entstanden seien. Dies bringt uns vielleicht im Zusammenhange mit anderen gleich zu erwähnenden Nachrichten auf die Spur, wo und wie wir die Unterscheidung der Begriffe zu suchen haben.

Über den Unterschied der Ortsbezeichnungen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst nach dem, was wir bereits im vorigen Abschnitte aus den archäologischen und kulturgeschichtlichen Umständen kennen gelernt haben, wie die Siedlung von Dörfern geschah, und dann werden uns die späteren Berichte wohl auch manche Andeutung über die Entstehung der Städte bieten. — In ihrer europäischen Heimat lebten die arischen Völker in Dörfern, die eine Sippe in sich schloß, die Einwohner waren also miteinander verwandt. Da die Stämme wieder aus mehreren miteinander in verwandtschaftlicher Beziehung stehenden Sippen entstanden, und da das Sippen- oder Geschlechtsdorf sich bei

Germanen und Slaven bis in sehr späte Zeiten, bis in das 16. Jahrhundert, erhielt, müssen wir annehmen, daß auch auf der Wanderung der Stämme nach Süden, in die neuen Wohnsitze in Hellas und Italien, dieser Gebrauch und diese Einteilung beibehalten wurden. Darauf weist auch ganz deutlich Aristoteles in seiner Politik hin (I, 6). wenn er erklärt: „Die für den ganzen Tag bestehende Gemeinschaft ist von Natur aus die Familie, deren Mitglieder nennt Charondas ‘die von demselben Brotkorb Lebenden’, und der Kreter Epimenides nennt sie ‘die von derselben Krippe Lebenden’. Die erste Vereinigung mehrerer Wohnsitze zu nicht nur eintägigem (zu dauerndem) Gebrauch ist das Dorf (κώμη). Ganz besonders scheint natürlich das Dorf eine Kolonie der Familie zu sein, deren Mitglieder einige ‘die von gleicher Milch’, d. i. Kinder und Kindeskind, nennen“. ... „Die Vereinigung aber mehrerer Dörfer ist schließlich die Stadt (πόλις)“.

Ehe ich die weiteren Schlüsse daraus ziehe, muß ich bei den sehr interessanten von Aristoteles nach anderen Schriftstellern zitierten und darum hier zwischen Anführungszeichen gesetzten Worten etwas verweilen. ‘Die von gleicher Milch’ sind natürlich die Blutsverwandten; der Ausdruck des Epimenides lautet griechisch ὁμοκύβητον, was von κύβη die Krippe abzuleiten wäre, einige Philologen wollen dagegen ὁμοκίβητον schreiben, und dies besagt dann ‘die zusammen im Rauche des Herdes Weilenden’. Welche Schreibung auch bevorzugt wird, die Bedeutung bleibt immer dieselbe, nämlich die der Hausgemeinschaft. Der von Charondas gebrauchte Ausdruck lautet ὁμοσκήνιον und ist von σκήνη (sippe) abzuleiten, was Gefäß, Behälter, besonders Brotkorb, Brotsack bedeutet. Hesychios erklärt in seinem Lexikon das Wort als ‘die am gleichen Tische Essenden’. Auch dies weist mit Bestimmtheit auf die Familie hin. Der Anklang an das germanische Wort für Familie „die Sippe“ ist natürlich nur ein rein zufälliger und äußerlicher, aus dem keine weiteren Schlüsse gezogen werden dürfen.

In den Dörfern gab es noch keine Trennung nach Gewerben.

Der Familienverband war also wie bei allen arischen Völkern so auch bei den Griechen die Grundlage jeder späteren staatlichen Verfassung. So geschah auch die älteste Besiedlung Griechenlands nach Dörfern, die man als die bereits bekannten Sippendörfer zu betrachten hat. Ursprünglich war ein solches von einer Sippe bewohntes Dorf auch eine wirtschaftliche Gemeinschaft. Der Grund und Boden gehörte allen zusammen, gemeinsam wurde er auch bestellt. Diese Gemeinsamkeit des Besitzes wurde durch gänzliche oder teilweise Aufteilung des Landes an die einzelnen Familien zwar bald aufgehoben, aber die Landwirtschaft blieb auch dann der hauptsächlichste Erwerbszweig, nicht im Sinne des Handels mit den Erträgnissen des Bodens, sondern daß jeder für seinen eigenen Bedarf sorgte. Auch was man sonst im Hause brauchte, Geräte, Gefäße, Stoff für die Kleidungsstücke, fertigte sich jeder selbst, oder die Frauen sorgten dafür. Bloß etwaiges Rohmaterial, das man nicht durch eigene Arbeit gewinnen konnte, besorgte man sich von außerhalb, die Bearbeitung war Sache des Einzelnen. Ein eigentliches Handwerk, d. h. die ausschließliche Herstellung besonderer Gebrauchsgegenstände durch einen Einzelnen, gab es in den Dörfern wohl lange Zeit nicht. Ja selbst Metall scheint oft im Hause aus dem erhandelten und als Vorrat aufbewahrten Rohmaterial zu den eben nötigen Geräten verarbeitet worden zu sein. So verstehe ich wenigstens die Rede des

Achilles im 23. Gesange der Ilias. Bei der Leichenfeier für Patroklos veranstaltet Achilles Kampfspiele; dabei bringt er auch eine eiserne Kugel, die dem, der sie am weitesten schleudern kann, als Preis zufällt. Dazu fordert er mit folgenden Worten auf:

„Auf hier, wen es gelüftet, sich hier zu versuchen im Wettkampf!
Dehnt sein fettes Gefilde sich noch so weit in die Ferne,
Dann hat er gewiß für fünf umrollende Jahre
Reichlich zu seinem Bedarf; nie muß aus Mangel an Eisen
Pflüger und Hirt hingehen zur Stadt; denn reichlich genügt es.

Das Kochen, Backen, das Verfertigen der Gewänder und das Weben des Stoffes dazu, sowie die Töpferei waren zuerst Arbeit der Frauen. Man lebte also auf den Dörfern von Viehzucht und Ackerbau, und alles andere, dessen man benötigte, bereitete man sich größtenteils auch selbst. Handwerkliche Berufe sowie der Handel spielten also auf dem Lande, in den Dörfern, eine geringe Rolle; jede Familie sorgte für ihre Bedürfnisse selbst.

Wie lange diese einfachen Verhältnisse in Gebrauch blieben, zeigen uns die Schilderungen Homers und Hesiods, und ist auch sonst aus alten Sagen und Überlieferungen zu erschließen. Odysseus pflügte selbst auf dem Felde, Paris hütete die Herden seines Vaters, Penelope ist noch heute das Vorbild einer guten Hausfrau, Nausikaa geht selbst, ebenso wie Gudrun in der Edda, mit ihren Mägden zum Strande um die Wäsche zu waschen. Hesiod betrachtet als Bedingung eines gedeihlichen Hausstandes außer dem Besitze von Haus und Weib auch den eines Pflugstieres und führt aus, daß keine Arbeit schände, wohl aber Untätigkeit zur Schande gereiche. Derartige Stellen, die die hohe Bedeutung der Landwirtschaft und das im Hause zu eignem Bedarfe, nicht um Gelderwerb betriebene Handwerk erweisen, ließen sich aus der alten Literatur noch in Menge anführen, und alles was sich über die älteste Kultur aller arischen Völker aus der Sprache, den archäologischen Funden und anderen Hilfsmitteln erschließen läßt, führt zu dem gleichen Ergebnisse.

Erst später, als mit dem Anwachsen der Einwohnerzahl auch die Bedürfnisse sich steigerten, sowie in den Orten, die bei einer Burg gelegen eine reichere Lebensführung ermöglichten, entwickelte sich allmählig eine Arbeitsteilung; d. h. während die einen nach wie vor das Land bebauten, widmeten sich andere ganz einem oder mehreren Handwerken, die sie um Lohn für die anderen ausübten und dadurch ihren Lebensunterhalt erwarben. In dieser Vergrößerung der Ortschaften und der beruflichen Zweiteilung der Einwohner dürfen wir die ökonomischen Ursachen für die Entstehung der Städte erblicken. Die günstig am Meere, Flußläufen oder viel gebrauchten Straßen gelegenen Orte wandelten sich so allmählich vom Dorfe zur Stadt um. Ähnliches geht noch heute vor sich.

Wichtiger aber waren im Altertum die politischen Verhältnisse. In der ganzen alten Geschichte ist zu bemerken, daß Städte nicht so sehr von selbst entstanden sind, als daß sie ihre Entstehung dem Willen eines Machthabers verdanken, also wirklich als fertiges Gebilde zu einem ganz bestimmten Zeitpunkte gegründet wurden. Solche Städtegründungen, die ja auch in unserer Zeit noch vereinzelt vorkommen — ich brauche nur an Karlsruhe, an Freudenstadt in Württemberg und

Ökonomische
Gründe
für Stadt-
gründungen.

Politische
Gründe
für Stadt-
gründungen.

andere Beispiele zu erinnern —, waren im ganzen Altertum sowohl im Orient als in Europa die Regel, und doch herrscht auch hier ein großer Unterschied zwischen Morgen- und Abendland.

Ägyptische
Residenzen.

In den großen asiatischen Staaten und besonders in Ägypten waren die Städtegründungen rein willkürliche Taten der Herrscher. Der ägyptische König pflegte, wenn er den Thron bestieg, seine Residenz nicht da beizubehalten, wo sie sein Vorgänger hatte, sondern er baute sich eine neue, und die gesamte um den königlichen Palast gelegene Hauptstadt mußte mit übersiedeln; so kam es dazu, daß Städte wie Theben, Memphis und andere des öfteren ihren Platz wechselten, d. h. an einem Orte verlassen wurden um wenige Kilometer davon neu zu entstehen. Bei der schon oben besprochenen leichten Bauart der Häuser war dies in Ägypten leicht möglich; auch brauchte die Stadt ja nicht sehr weit verlegt zu werden. Der König baute seine neue Residenz in einem anderen Teile der alten Stadt, damit wurde der Schwerpunkt verlegt und die Stadt selbst rückte dementsprechend nach. Für den religiösen Kult blieb Theben mit seinen Tempelbezirken des Amon, unter denen der heute nach dem Dorfe Karnak benannte auch in seinen Ruinen noch durch seine riesigen Ausmaße Bewunderung erregt, stets die Hauptstadt; aber ihren Palast und damit eine andere Stadt, die nach ihren Namen benannt wurde, errichteten sich die Könige neu. Hieraus und aus der bestimmten Nachricht über Amenemhet III., der sich im Faijum neben der von ihm gegründeten Residenz eine Pyramide baute, zieht Erman den scharfsinnigen und gewiß richtigen Schlufs, daß auch bei den älteren Königen, wenn in den Berichten über jeden einzelnen von seiner Stadt und seiner Pyramide die Rede ist, nicht das gerade von den ältesten Pyramiden am weitesten entfernte Memphis, sondern eben diese neue Residenz zu verstehen sei, und daß Memphis erst seine Bedeutung erlangte, als König Pepy es zu seiner Hauptstadt machte, und sich in der Nähe seine Pyramide baute, die, ebenso wie seit dieser Zeit die Stadt, den Namen Mennufer erhielt.

Vorder-
asiatische
Residenzen.

Ähnlich war es auch in Mesopotamien. Hier waren zwar die Städte fester als in Ägypten gebaut, und die auf großen Ziegelterrassen errichteten Herrscherpaläste, die auch den Tempel und die Zikkurat, den großen Stufenturm umschlossen, konnten nicht so leicht an willkürlich gewählten anderen Orten immer wieder von neuem gegründet werden. Dennoch erfahren wir auch hier aus den Berichten vieler assyrischer und babylonischer Könige, daß sie sich einen neuen Palast, der auch ihren Namen trug, erbauten. Diese neuen Paläste waren zwar oft nur neue Säle und sonstige Anbauten, dennoch verursachten sie häufig auch Erweiterungen der Terrasse, und wir wissen, daß durch solche Neubauten große, ältere Teile der Paläste, in der Zeit, da sie nicht gebraucht wurden, verfielen, bis sie dann von späteren Königen, die ihre Residenz wieder dahin verlegten, von Grund aus in Stand gesetzt oder ganz frisch errichtet wurden. Die in den erhalten Fundamenten bei den Ausgrabungen nun wieder gefundenen Bauinschriften, sowie die mitverbauten Ziegel und Cylinder mit dem Namen der Herrscher lassen uns diese Veränderungen, Erweiterungen, Um- und Neubauten deutlich erkennen. Immerhin mögen diese Residenzverschiebungen auch bedeutende Verschiebungen des Schwerpunktes in der Stadt zur Folge gehabt haben.

Ganz anders war es in Hellas. Hier geschahen die Städtegründungen durch Synoikismos, durch Zusammenziehung mehrerer, kleinerer Gemeinden, und sie geschahen zu politischen Zwecken. Zweierlei Art konnten diese Gründungen sein. Entweder vereinbarten mehrere, ursprünglich wohl auch in verwandtschaftlichen Beziehungen stehende Dörfer sich zu einem größeren Ganzen zu vereinigen, wie wir dies schon im vorigen Abschnitte bei Elis kennen lernten, oder einer der auf den Burgen sitzenden Herrscher gewann so viel Übergewicht an Macht vor den anderen, daß er die im Lande und unter anderen Burgen liegenden Ortschaften zwingen konnte, seinen Wohnsitz als den politischen Mittelpunkt des Landes anzuerkennen.

Ein vortreffliches Beispiel hierfür bietet die Gründung von Athen, die uns von Thukydides überliefert ist. Dieser Gründung ist das 15. Kapitel seines zweiten Buches gewidmet, hier heißt es: „Attika war von Kekrops und den ersten Königen an bis zu Theseus immer nach Gemeinden besiedelt, die ihre eigenen Rathäuser und Obrigkeit hatten; und so lange sie nichts zu befürchten hatten, kamen sie auch nicht zum Könige zur Beratung zusammen, sondern sie regierten und berieten sich selbst; und einige von ihnen bekriegten sich auch, wie z. B. die Eleusinier mit Emulpos den Erechtheus. Als aber Theseus, der nicht nur klug sondern auch mächtig war, herrschte, ordnete er alles andere im Lande, und nachdem er den Rat und die Regierung der anderen Gemeinden aufgelöst hatte, vereinigte er alle in der jetzigen Stadt und wies ihnen nur eine Ratsversammlung und ein Rathaus an, und obwohl sie wie vormdem jede ihre eignen Angelegenheiten verwalteten, zwang er sie doch sich nur einer, eben dieser Hauptstadt zu bedienen, die, da in ihr die Steuern aller zusammenflossen, von Theseus groß und mächtig den Späteren hinterlassen wurde. Seitdem veranstalten die Athener noch heute der Göttin öffentlich das Fest der Synoikien. Vorher aber bildete nur die jetzige Akropolis und der hauptsächlich an ihrem Südfuße gelegene Teil die Stadt.“ Darauf folgen noch einige für die älteste Umgrenzung der Stadt sehr wichtige topographische Angaben, und dann setzt Thukydides fort: „Es wird aber wegen dieser alten Besiedlung die Akropolis noch bis heute von den Athenern die Stadt (πόλις) genannt. Wegen dieser seit Alters geübten selbständigen Siedlungsweise auf dem Lande, und da auch nach der Vereinigung gleichwohl die meisten in alter Zeit und später bis zu diesem Kriege nach alter Gewohnheit auf dem Lande geboren waren und mit ihrer Familie dort wohnten, vollzogen die Athener den Umzug nicht leicht.“

Der Krieg, von dem hier die Rede ist, ist der im Jahre 431 v. Chr. ausgebrochene peloponnesische; die Athener hatten also bis zu dieser Zeit meistens auf dem Lande gewohnt, und da es nun geraten erschien, um vor feindlichen Überfällen gesichert zu sein, in die Stadt zu übersiedeln, kam ihnen dies sehr schwer an.

Die große Bedeutung dieser Stelle für unsere Erkenntnis, wie eine antike Städtegründung zu Stande kam und wie man sich eine solche Stadt zu denken hat, liegt wohl klar zu Tage. In Attika, und so war es auch im übrigen Hellas, gab es eine Reihe von Herrscherburgen, in denen Adlige wohnten und das rings umliegende Land beherrschten. Diese Adligen standen miteinander in Beziehung, und der angesehenste war, wohl als primus inter pares, der König für gemeinsame Unternehmungen, während für gewöhnlich jeder Burgherr selbständig war, und die

Gemeinden ihre eigene Regierung hatten. Mit der Zeit gelang es dem einen oder anderen ein Übergewicht an Macht zu gewinnen, und dies benutzte er um das ganze Land zu vereinigen, die Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden aufzuheben und seine Burg mit der dazu gehörigen Ortschaft nun als Hauptstadt oder als die Stadt schlechthin zu erklären. Das Vorgehen des Theseus zeigt dies auf das deutlichste. Eine solche Gründung war rein politischer Art. Die einzelnen Burgen und Dörfer bestanden fort, sie traten aber in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Hauptstadt und durften sich nicht mehr selbst regieren, ebenso wie ihre früheren Herren nun Vasallen des Königs wurden. Der Sitz der Regierung war nunmehr einzig und allein am Hofe des Königs in der Hauptstadt; dorthin hatte sich jeder zu wenden, der ein Anliegen hatte, von dort gingen die Befehle für das ganze Land aus. Dennoch aber bestand kein Zwang für die auf dem Lande wohnenden Bürger dieser Stadt, jetzt auch wirklich dahin zu übersiedeln; sie blieben nach wie vor und, wie wir sahen, bis tief in das 5. vorchristliche Jahrhundert in ihren Gehöften und Dörfern wohnen. Eine solche Stadtgründung war also nicht so sehr eine räumliche Gründung, als vielmehr die Errichtung eines einheitlichen Regierungssitzes. So wird das Athen des Theseus nach der Vereinigung auch nicht gleich größer geworden sein, als es bis dahin gewesen; erst allmählich wird sich, weil hier alle Steuern, alle Gelder des ganzen Landes zusammenflossen, auch seine räumliche Vergrößerung vollzogen haben. Vor Theseus war jede Burg mit der dazugehörigen Gemeinde eine Stadt, eine *Polis*, und so nennt sie auch Thukydides an dieser Stelle, nach der Vereinigung sanken sie zu Orten zweiten Ranges herab, und Athen ward zur einzigen Stadt erklärt.

*Polis und
Asty.*

Der Name „*polis*“ scheint also den Begriff der politischen Gewalt in sich zu schließen, wogegen dann „*asty*“ (*ἄστυ*) das räumliche Gebiet der Stadt bezeichnen dürfte. Darauf scheinen auch die Etymologien der Worte entschieden hinzuweisen, da *πόλις* mit der Sanskritwurzel *par-* „fester Platz, Burg, Stadt“ und mit litauisch *pilis* „Burg, Schloß“ zusammengehört, während *ἄστυ* mit Sanskrit *vas* „wohnen“, *vāsta-* „Wohnstätte“ zusammengestellt wird. Enstathios sagt in seinem Kommentar zur Ilias (XVII, 144), dafs Homer entweder unter *polis* die Unterstadt, und unter *asty* die Oberstadt verstehe, oder umgekehrt, es sei jedoch auch möglich, dafs er beide Ausdrücke parallel gebrauchte; die Alten jedoch hätten unter *polis* die Bürgerschaft, unter *asty* die Mauern, d. i. den unmanerten Ort verstanden. Also schon zu Zeiten Homers kommen beide Worte einfach in der Bedeutung Stadt ohne Unterscheidung des Sinnes vor; aber noch in später Zeit sprachen die Athener von der Stadt Athen und dem Peiraiens, die ja ein politisches Ganzes bildeten, zusammen, als von der *Polis*, während die Stadt Athen für sich *Asty* genannt wurde.

*Wohnburg
und
Fluchtburg.*

Bei der Begründung von Städten hat also die Burg eine wichtige Rolle gespielt, und so müssen wir, nachdem wir die Paläste bereits bei der Entwicklung des Hauses kennen gelernt haben, uns nun nochmals den Burgen zuwenden, da sie auch banlich die ersten Keime der Stadt enthalten. Zwei Arten von Burgen muß man unterscheiden, die sogenannten Fluchtburgen und die Wohnburgen. Die Fluchtburgen, die besonders in Mitteleuropa anzutreffen sind, aber auch in Griechenland und Italien nicht gefehlt haben werden, waren mit Wall und Graben befestigte Plätze, zumeist auf einer Anhöhe gelegen, die aber nur wenig oder garnicht bewohnt

waren, sondern in Kriegszeiten und bei sonstigen Gefahren den ringsum auf dem flachen Lande Wohnenden mit ihrer Habe als Zufluchtsort dienen sollten. Ein Beispiel bieten uns die oben erwähnten Verhane der Britannier, ebenso wie manche Burgwälle, dem früher beschriebenen Burgstall ähnlich, zuweilen nur als Fluchtburgen gedient haben werden.

In Hellas war die Burg zumeist eine Wohnburg, sie diente dem Herrscher als Wohnsitz. Außer dem Palaste gab es aber, wie die Ausgrabungen in Troja und



Abb. 138. Tor und Rampe zu Troja. (Eigene Aufnahme.) (S. 152.)

Mykenae gezeigt haben, auch noch andere Wohngebäude auf der Burg, und in Zeiten der Gefahr konnten auch die unten in der Ebene Hausenden zu der Burg heraufzehen, in dem geräumigen Vorhofe Unterkunft finden und gleichzeitig zur Verteidigung mit herangezogen werden. Dafs aber außer dem Herrscher auch noch Bürger mit auf der Höhe wohnten, dies zeigt die obige Stelle des Thukydides: „Vorher aber bildete nur die jetzige Akropolis und der hauptsächlich an ihrem Südfuße gelegene Teil die Stadt“. Zunächst werden die Anverwandten des Fürsten und Vornehme aus seiner nächsten Umgebung nahe am Palaste ihre Häuser gehabt haben; wie viele etwa sonst noch in der Burg selbst unterkamen, hing wohl ganz von dem zur Verfügung

stehenden Raume ab. Auf der Akropolis von Athen kann eine ziemlich große Menge Menschen in diesen ältesten Zeiten gelebt haben, bei anderen Burgen wird die Zahl viel beschränkter gewesen sein.

Älteste
griechische
Stadt- und
Burg-
befestigungen.

Natürlich reichte die Lage der Burg auf einer Anhöhe, die oft nicht einmal unersteiglich war, nicht aus, um Sicherheit zu gewähren, sie mußte auch noch mit Mauern befestigt werden. Man umgab daher den ganzen Burghügel mit einer Futtermauer aus Steinen, so dafs mittels geringer Aufschüttungen und Hinterfüllungen die Oberfläche des Hügels in eine Terasse umgewandelt wurde, und die Abhänge eine steile, zuweilen senkrechte Böschung erhielten und dadurch unersteiglich waren. Die Mauern selbst waren je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden gebaut. In Tiryns türmte man ungeheure, viele Zentner schwere Felsstücke un bearbeitet übereinander, in Mykenae bediente man sich kleinerer Steine, die auch bereits an den Anschlufsflächen behauen sind, und in Troja wieder verwandte man noch viel kleinere Steine, um die hohen Futtermauern zu errichten. Diese Mauern reichten aber zumeist nur so weit, als das natürliche Gelände anstieg, also bis zur Höhe des Burgberges; oben schnitten sie mit der neugebildeten Terasse flach ab und dienten einer weiteren Festungsmauer als Grundlage. Diese obere Mauer ward nicht mehr aus Steinen, sondern aus luftgetrockneten Lehmziegeln errichtet, und ragte frei in die Höhe. So wurde ein umschlossener, über die Ebene erhöhter Raum geschaffen, der in sich die uns bereits bekannten Vorhöfe, den Palast und was sonst an Banlichkeiten auf der Burg nötig war, barg. Von der Verschiedenheit in der Außenansicht der Futtermauer, die bald glatt durchging, bald getreppert erscheint und Nischen bildet, oder nach Art einer Säge durch Vorsprünge und Zurücktreten der Flucht gezähnt war, ist schon oben die Rede gewesen. An mehreren Stellen war die Mauer durch vorspringende, viereckige Türme verstärkt und konnte von diesen aus besser verteidigt werden. Der Zugang zu dem inneren, umhögten Raume wurde durch Tore und kleine Pforten vermittelt. Diese Tore waren auf mannigfache Art sehr sinnreich zur Verteidigung eingerichtet. Wo es irgend anging, war der Aufgang zum Tore so angelegt, dafs der Angreifer längere Zeit neben der Mauer hergehen und dabei seine rechte, unbeschildete Seite den Verteidigern auf der Mauer zuwenden mußte. Wo dies nicht schon durch die Lage des ansteigenden Weges möglich war, wie am Löwentor zu Mykenae, half man sich so, dafs neben dem Tore eine starke und breite Mauer vorsprang, von der aus der Feind ebenfalls an seiner rechten Seite beschossen werden konnte. Das Haupttor der zweiten Stadt von Troja zeigt im Aufgange noch eine einfachere Anlage. Hier steigt die Rampe von unten aus gegen das Tor an und stöfst fast im rechten Winkel an die Mauer. Abb. 138 gibt eine gute Ansicht der Mauer, des Tores und der Rampe in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zueinander; der Abhang hinter dem Tore ist der Nordsüdgraben, der quer durch den Palast hindurchgeht. Die Einzelheiten werden aus dem Grundrisse Abb. 139 deutlich und können danach in der Aufnahme nach der Natur leicht wieder gefunden werden. Als ziemlich breite Straße steigt die Rampe an und ist mit großen, polygonalen Steinplatten ganz und gar gepflastert. Vor dem Tore erweitert sich die Rampe etwas, während der Toreingang enger als der Weg war, dadnrch mußte bei einem Angriffe hier am Tore ein Gedränge entstehen, das den

Feind in seiner Bewegung hinderte und die Verteidigung von oben aus erleichterte, da der Weg in die Mauer hineinführte, das eigentliche Tor aber etwas weiter zurück lag. Der Eingang zu diesem war durch Anten (x und x in Abb. 139) wieder etwas verengt. Zwischen diesen Anten gelangte man in einen allseitig geschlossenen Raum (FM), und war man auch durch diesen hindurch gelangt, so sah man sich gezwungen, nochmals zwischen zwei mit Anten (bei ps) schließenden Mauern hindurchzugehen. Man sieht, daß nicht nur der Zugang sehr erschwert war, sondern daß auch bei geschickter Verteidigung nur wenige der Feinde durch dies Tor in den Burgraum

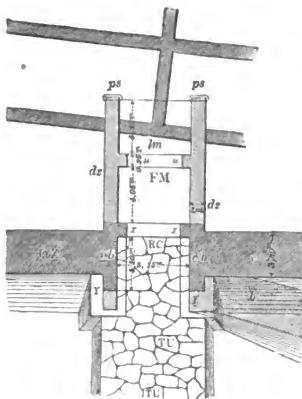


Abb. 139. Grundriß des Tores und der Rampa zu Troja. (S. 152.)

gelangen konnten. Die Mauern, die innerhalb die Toranlage durchschneiden, gehören einem älteren Baue an und waren von dem Tore überbaut. Außer diesen großen Toren gab es auch noch kleine Pfortchen, die entweder als Ausfallspforten dienten, oder nur im Frieden benutzt wurden und bei Belagerungen vermauert werden konnten. Aus ihnen gingen die Frauen und Mädchen abends um Wasser zu holen, und sie dienten sonstigen friedlichen Zwecken. Diese Pfortchen liegen nicht oben auf der Mauer, sondern am Fuße des Hügels, und eine Treppe führt zwischen dem Abhange und der Futtermauer, also an deren Innenseite, von oben zu dem Ausgange herab. Andere Gänge verliefen in manchen Burgen wagrecht in der Umfassungsmauer. Sie werden die gleiche Bedeutung gehabt haben wie die uns bereits bekannten Magazinalgänge in den Palästen von Knossos und Phaistos, es waren Vorratsräume. Das beste

Beispiel bietet Tiryns, wo, wie man aus der Abb. 100 (S. 95) gut erkennen kann, die Gänge mit einem Gewölbe von riesigen, überkragenden Felsblöcken gebildet sind.

Oft mußte die Futtermauer, wenn sie im Kriege beschädigt oder sonstwie teilweise baufällig geworden war, ausgebessert werden, wie man in Mykenae an einzelnen Stücken, die in verschiedener Technik gebaut sind, erkennen kann, oder es kam auch vor, daß der Ramm innerhalb der Mauer zu eng wurde; man rifs dann die aufsitzende Lehmmauer ab und baute eine neue Futtermauer weiter außen. Dies ist z. B. nach Anlage der zweiten Schicht von Troja zweimal geschehen, so daß sich bei den Ausgrabungen die Ummauerung dieser Schichte als ein dreifacher Gürtel darstellte. Die schon oben S. 94 erwähnte Abb. 99 zeigt diese drei Mauern von Troja in der Nähe des oben besprochenen Tores, wo sie natürlgemäß am deutlichsten zu Tage kamen.

Bedeutung
der Burg für
die Stadt-
entwicklung.

Eine solche Burg bot schon einer beträchtlichen Menschenmenge in Kriegzeiten Unterkunft, und bei den größeren, wie z. B. der Akropolis von Athen, deren Ummauerung ähnlich wie in Tiryns aus riesigen Blöcken bestand, die man in ihrem Verlaufe noch verfolgen kann, können wir uns schon denken, daß hier eine für jene Zeiten nicht unbeträchtliche Stadt gelegen hat. Der größte Teil der Bürger aber lebte im Lande verstreut auf seinen Äckern. Dennoch mag immer ein starker Zuzug zur Burg stattgefunden haben. Hier fanden unter dem Vorsitz des Herrschers die Ratsversammlungen statt, dahin waren die Steuern zu entrichten, hier befanden sich die wichtigsten Heiligtümer, an denen das Volk zu den großen Festtagen zusammenströmte. Außerdem lagen die Burgen an den Haupthandelsstraßen und Verkehrswegen; sie beherrschten diese, und hier floß aller Reichtum des Landes, der auf Unternehmungen über Land oder über See gewonnen wurde, zusammen. Hierher mußte sich der Landmann wenden, wenn er etwas für seinen Bedarf, das er sich nicht selbst verschaffen konnte, erhandeln oder eintauschen wollte. So bildete sich in und vor den Burgen von selbst ein Mittelpunkt für Handel und Gewerbe. Damit waren alle Bedingungen gegeben, daß sich bei der Burg auch die Anfänge der Stadt in national-ökonomischem Sinne entwickelten, und infolgedessen werden wir hier auch die Entwicklung des um Lohn arbeitenden, nach Gewerben getrennten Handwerkes, ebenso wie des Handels und der Kaufmannschaft anzunehmen haben. Dadurch aber vollzog sich allmählig auch eine Umwandlung in der Bauart. Da der Kaufmann und der Handwerker des eignen Feldes nicht mehr bedurfte, konnten die Häuser näher aneinander gerückt werden, schließlich ließ man sie ganz aneinander stehen; so entstanden die Straßen und Gassen bildenden Häuserreihen.

Der im vorigen Abschnitt besprochene Ort Gurnia auf Kreta bietet ein gutes Beispiel für diesen Übergang vom Dorfe zur Stadt. Zuerst wird der Palast aufgewiesen sein, der wohl nicht einem der kretischen Könige, sondern einem Vasallenfürsten gehörte. Dieser Palast liegt auf einem kleinen, sehr flachen Hügel, aber dennoch ist dieser Punkt sehr gut gewählt. Von diesem Hügel aus beherrscht man nämlich zwei wichtige Straßen. Die eine führt vom östlichen Kreta über das Heiligtum der Diktäischen Grotte nach Knossos, die andere von Süden von Hierapytna kommende mündet hier in die erste Straße ein. Im Osten und Westen erheben sich hohe Gebirge, die gerade bei der Bucht von Mirabella eine breite fruchtbare

Ebene einschließen, in der der Burghügel am nördlichen Rande, nahe dem Meere liegt. Die Wichtigkeit dieser Lage fällt wohl leicht in die Augen. So wird der Burgherr hier der Herrscher über eine in der Ebene verstreute, wohlhabende Bevölkerung gewesen sein, und bald wird sich ein Dorf um den Palast herumgebildet haben. Die Nähe der Küste begünstigte den Handel und auch die Seeräuberei, welche beiden Begriffe damals noch nicht so sehr verschieden waren, und von der nicht sehr weiten Südküste konnten auf der Straße von Hierapytna die Waren



Abb. 140. Das Zeichen der Vereinigung beider Ägypten am Throne einer Chefren-Statue. (S. 156.)

ebenfalls leicht gebracht werden. Ein Teil der Einwohner des Dorfes wird darum sich bald dem Handel oder einem Handwerke hingeeben haben, und so entstand um den Palast die kleine Landstadt, die wir schon kennen lernten.

Burgen in diesem Sinne finden wir weder in Ägypten noch in Mesopotamien, denn in beiden Ländern lagen die Verhältnisse ganz anders. Am Nile sowohl als im Zweistromlande dehnen sich weite flache Landstrecken aus, die von Alters her von einer einheitlichen Bevölkerung bewohnt waren; wohl gehen den semitischen Babyloniern die Sumerer, ein Volk ganz anderer Rasse voran; in jenen Zeiten aber da das Land für uns von dem Lichte der Geschichte erhellt wird, waren die Sumerer bereits unterworfen, die Semiten hatten die hohe sumerische Kultur übernommen und

Orientalische
Burgen
haben andere
Bedeutung.

sich zu eigen gemacht, und einheitliche Reiche unter mächtigen Königen hatten sich schon lange gebildet. Ebenso finden wir schon zu Anfang Ägypten als ein einheitliches, großes Reich. Zwar wissen wir auch hier, daß es vor der vierten Dynastie einmal eine Zeit gegeben habe, in der Ägypten in zwei verschiedene Königreiche zerfiel, aber die Vereinigung ist schon sehr früh, zu einer noch unbekannten Zeit eingetreten, und später ward die Erinnerung daran wach erhalten, indem der offizielle Titel des Königs, der stets seinem Namen in den Inschriften vorgesetzt wurde, „König von Oberägypten und Unterägypten“ blieb, daß man die beiden Kronen der beiden Länder unterschied und am Throne der Königsstatuen gerne das aus Blumen gebildete Zeichen der Vereinigung beider Ägypten in ornamentaler Weise anbrachte (Abb. 140).

In solchen großen Reichen können aber Burgen von Adligen keine Bedeutung für die kulturelle Entwicklung gewinnen, in Ägypten werden sie wohl auch nie bestanden haben. Die politischen Zustände, wie wir sie in Ägäa fanden, können nur in einem so reich von Gebirgen durchzogenen und zerklüfteten, und von zahlreichen Meerbusen und Buchten durchschnittenen Lande wie Hellas entstehen. Hier blieben die einzelnen Stämme nach ihrer Einwanderung lange noch durch Berge und Meere getrennt. So konnten hier die kleinen unter eigenen Fürsten stehenden Staaten entstehen, die noch in homerischer Zeit in Griechenland blühten; und die Bodengestaltung, die die griechischen Stämme getrennt hielt, so daß sie ihre besonderen Eigentümlichkeiten bis in späte Zeiten streng wahrten, ließ im ganzen Altertum nie eine wirkliche politische Einigung von Hellas aufkommen. In Ägypten aber und in Babylonien herrschten mächtige Großkönige über das gesamte Volk. Darum entstanden da, wo der König Hof hielt, bald große Städte, in denen auch der Adel nahe dem Könige seinen Wohnsitz nahm. Was man daher in diesen Ländern Burgen nennen könnte, ist etwas ganz anderes als in Hellas; und zwar sind es entweder befestigte Grenzstädte, in die der König eine Garnison legte, oder es sind überhaupt nur militärische Festungsbauten. Wie solche Festungen in Ägypten aussahen, wissen wir aus verschiedenen Quellen.

Ägyptische
Festungen.

Im Tale Gosen, östlich des Nildeltas, wurde schon im mittleren Reiche eine solche Festung zum Schutze gegen Einfälle aus Arabien erbaut; über sie gibt uns der Berliner Papyrus 22, Zeile 17 ff. Kunde, wo diese Festung nach der Übersetzung Ermans benannt wird „*die Mauer des Herrschers, die, um die Asiaten abzuwehren, errichtet ist*“. Andere Festungen sind in Grabgemälden abgebildet, die ja überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube für unsere Kenntnis altägyptischen Lebens sind, und schließlich ist uns eine dieser Verteidigungsbauten aus dem mittleren Reiche noch in so großen Resten erhalten, daß Chipiez sie mit großer Wahrscheinlichkeit in der Zeichnung wieder ganz herstellen konnte. Es ist das die Festung, die Usertesen III. im Süden Ägyptens, in Nubien, bei Semneh erbaute (Abb. 141). Sie liegt am rechten Ufer des Nil, war ganz aus Ziegeln errichtet und war, wie man sieht, ein mächtiges Bollwerk, das den Eingang nach Ägypten zu Lande und am Flusse ganz beherrschte. Auf dem linken Ufer entsprach ihr eine zweite, aber kleinere Anlage, die man in dem Bilde rechts oben erblickt. Auffallend ist an den Mauern und Türmen, daß sie von einer bestimmten Höhe an stark zurückspringen und darum geknickt erscheinen.

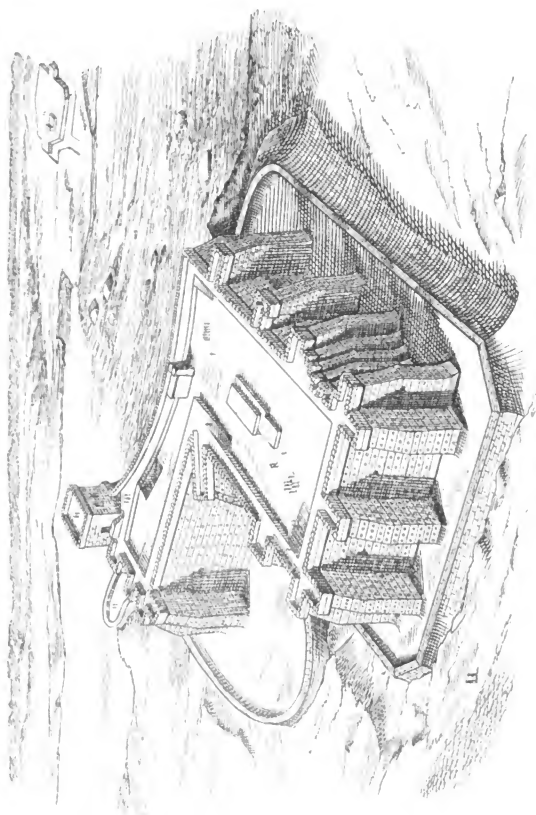


Abb. 141. Festung von Semieh. (S. 136.)

Chipiez erklärt dies damit, daß dadurch ein Ersteigen von außen auf SturMLEITERN erschwert werden sollte.

Mesopota-
mische
Festungen.

In Mesopotamien, wo jede Stadt sowieso von einer starken Mauer mit Toren und Türmen umgeben war, gab es an den Grenzen ebenfalls sowohl befestigte Grenzstädte als militärische Festungen. Nach Ausweis der uns erhaltenen Reliefs, z. B. eines das den Kriegszug Sanheribs gegen Judaea darstellt, waren diese Festungen zumeist auf Bergen gelegene hohe und starke Türme, deren Lehmziegelmaner oben von abgetreppten Zinnen bekrönt wurde. Weil diese Reliefs zu Schilderungen von Kriegszügen der assyrischen und babylonischen Könige gehören, in denen sie in ruhmrediger Weise von ihren Heldentaten erzählen und natürlich nur von glücklichen und zumeist eigenen Angriffsunternehmungen sprechen, liegt es in der Natur der Sache, daß wir in diesen Bildern weniger assyrische oder babylonische Festungen

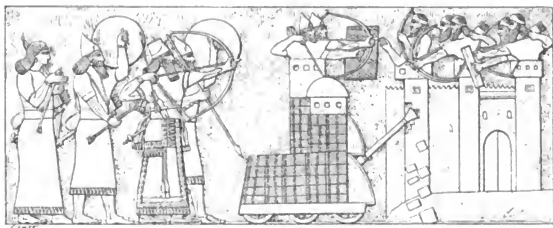


Abb. 142. Belagerung einer Festung. (S. 158.)

sehen, als solche der benachbarten Völker; wir dürfen aber annehmen, daß jene auch ganz ähnlich gebaut waren. Abb. 142 zeigt ein Relief, in dem die Belagerung einer Festung oder eines Grenzkastells dargestellt ist. Man erkennt deutlich das Tor, das von zwei großen Türmen beschirmt wird. Auch die Umfassungsmauer wird durch Türme verstärkt und weist einen Zinnenkranz auf. Ganz ähnlich waren auch die Befestigungen größerer Städte angelegt, wie die Abb. 143 und 144 zeigen. Die Türme und Mauern sind in gleicher Art hergestellt, nur umschließen sie einen größeren Raum. Aber beide Reliefs belehren auch über die Lage solcher Städte, da auch die umgebende Landschaft angedeutet ist. Die Städte waren demnach entweder am Flusssufer oder auf einer Anhöhe über dem Flusse erbaut, eine Anlage, die auch in anderen Ländern wiederkehrt, da sie eine ausnehmend günstige in mancherlei Beziehung ist. Der Flußlauf erleichtert den Verkehr mit der Außenwelt und den Handel, die Lage auf der Höhe wieder ist günstig, weil sie eine feindliche Annäherung erschwert, und man einen freieren Überblick über die Gegend gewinnt. Wo beides zusammentrifft, also besonders bei Hügeln, die gegen einen

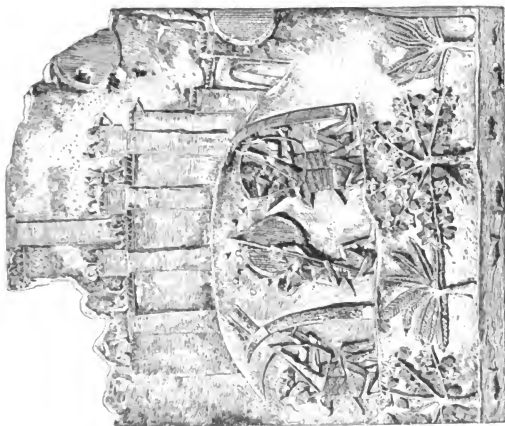
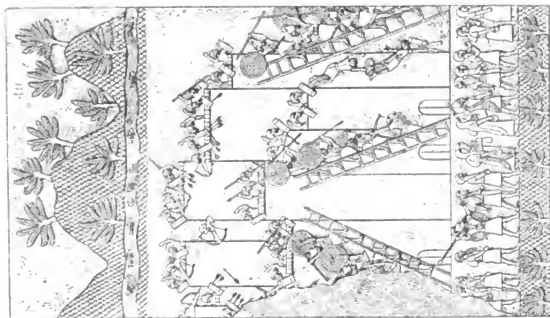


Abb. 143 und 144. Belagerung einer Stadt. (S. 158.)

Fluss vorspringen, sind die besten Bedingungen für eine Stadtanlage und deren Gedeihen gegeben.

Die
Nuraghen
als Burgen.

Eine merkwürdige Art von Burgen bleibt noch zu besprechen, die erstens in der Form von allen anderen abweicht, zweitens niemals zu einer Stadtgründung im eigentlichen Sinne geführt hat; das sind die Nuraghen auf der Insel Sardinien. Bis vor kurzem hielt man diese mächtigen Türme, die zu tausenden über die ganze Insel verstreut sind, für riesige Grabmäler, ähnlich den ägäischen Kuppelgräbern. Erst die gründlichen Untersuchungen Filippo Nissardis, des besten Kenners von Sardinien, und daran anschließend Taramellis, des Direktors am Museum zu Cagliari, haben die Unrichtigkeit dieser Annahme erwiesen. Bei den Ausgrabungen zeigte es sich, daß in keinem Nuraghen menschliche Gebeine gefunden wurden, dagegen kamen zahlreiche Knochen von verzehrten Tieren und Geräte des täglichen Lebens zu Tage. Diese Türme waren also Wohnstätten und keine Gräber. Da diese höchst interessanten Bauwerke noch sehr wenig in ihrer reichen Mannigfaltigkeit bekannt sind, und ihre wahre Bestimmung erst neuerdings erkannt wurde, habe ich in Abb. 145—148 eine Reihe verschiedener Typen vereinigt. Die Konstruktion ist der ägäischen sehr ähnlich, die Mauern sind zuweilen in kyklopischer Bauart aus unbearbeiteten Blöcken aufgetürmt, oder aus mächtigen roh zubeauenen Quadern errichtet. Die Grundform der Nuraghen ist der runde Turm, in den man durch ein Tor gelangt; da aber den Sarden das Entlastungsdreieck unbekannt gewesen zu sein scheint, zeigen die Tore nicht die gewaltigen Maße wie die an den Kuppelgräbern, sondern sind in viel kleineren Verhältnissen gleichsam nur durch Auslassung einzelner Steine aus der Mauer ausgespart. Von diesem Tore führt ein kleiner Gang nach dem Hauptraume des Turmes. Genau in der Mitte liegt ein großes kreisrundes Gemach, das als kegelförmige Wölbung durch überkragende Steine nach oben geschlossen ist. In dem Raume dem Eingange gerade gegenüber und zu beiden Seiten sind Nischen eingebaut, die in kleinerem Maßstabe die halbe Kuppelform wiederholen. Von dem Gange aus geht seitlich eine zwischen den Mauern im Bogen nach oben führende Treppe ab. Über diese gelangt man in einen oberen Kuppelraum, der genau über dem ersten liegt und die gleiche Gestalt zeigt. Zuweilen kann man von diesem Oberstock auf einer Fortsetzung der Treppe auch noch ganz hinauf auf die Spitze des Nuraghen steigen.

Diese allgemeine Grundgestalt hat natürlich auch mancherlei Entwicklungen durchgemacht. Einige, wie der Nuraghe Taro, sind nur ein einfacher Turm, dem auch die Nischen im Hauptraume fehlen. Andere zeigen eine reichere Entwicklung und beweisen ihren Charakter als Burg auch dadurch, daß sie mit turmartigen Anbauten versehen sind, oder ganze Befestigungsanlagen ihnen vorgelegt wurden. Gute Beispiele bringen die Abbildungen des Nuraghe Addu, des Nuraghe Corrazzu und des Nuraghe Losa. Diese, sowie viele andere, sind sofort als starkbewehrte Festungen zu erkennen, und schon damit wird die Anschauung, sie seien Grabmäler, hinfällig.

Es wäre aber jedenfalls falsch, wenn man aus der Übereinstimmung der Konstruktion auf ethnographische Beziehungen zu Ägäa schließen wollte, da erstens das Fehlen des Entlastungsdreiecks, die Nischen in den Hauptgemächern, die Art

der Befestigungswerke, besonders im Grundrisse, und manches andere bedeutende Unterschiede gegen Ägäisches zeigen, und wir zweitens über die Urbevölkerung Sardinien noch nichts wissen. Man könnte zwar annehmen, dafs, wenn die Schardana aus Kleinasien wirklich der Insel den Namen gegeben haben, zu gleicher Zeit als die Turscha nach Etrurien kamen, sie auch die Bauart beeinflusst haben, aber die Nuraghen müssen viel älter sein, da in vielen noch steinzeitliche Kultur nachgewiesen werden konnte, und diese Einwanderung erst viel später, um 1100 v. Chr., geschehen sein kann. Freilich ist ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet von solchen uralten, steinernen Rundbauten von Kreta über Apulien, Sizilien, Malta, Sardinien bis zu den Balearen und Südspanien nicht zu verkennen, aber die Ausgestaltung ist in jedem Lande doch auch eine sehr verschiedene.

Die Kleinfunde in den Nuraghen zeigen, dafs sie von der Steinzeit an bis in späte historische Zeiten in Gebrauch geblieben sind. Als Wohnungen werden sie ebenfalls durch diese Funde deutlich erwiesen; und nach ihrer bedeutenden Gröfse, dem Aufwande an Kraft, die zu ihrer Herstellung nötig war, sowie nach den Befestigungen, die vielen Nuraghen vorgelagert sind, ist man gezwungen, sie als Herrscherburgen zu betrachten. Dazu paßt auch die Lage vortrefflich. Zumeist, aber nicht immer, sind die Nuraghen auf erhöhten Punkten angelegt, von denen man weit über das Land hin schaut. Ferner steht wohl kein Nuraghe so, dafs man von ihm nicht mindestens einen, wenn nicht mehrere Nuraghen erblicken kann. So bilden sie zusammen ein Netz über die ganze Insel hin, und waren so vortrefflich zur Beherrschung des Landes geeignet. Wie dicht dieses Netz einst gewesen, kann man noch deutlich bei der Hochebene Giara und ihrer Umgebung, ziemlich in der Mitte der Insel, erkennen, weshalb ich die Karte hier beigebe (S. 165).

Um diese festen Punkte verteilt haben wir uns die Wohnungen des Volkes vorzustellen, die wohl ähnliche Hütten gewesen sein werden wie die heute noch auf Sardinien üblichen (vgl. Abb. 8 und 9, S. 15). Auch hier waren also kleine offene Dorfsiedlungen um die Burgen herum. Es war also auch hier eine ansässige, von Ackerbau und Viehzucht lebende Bevölkerung.



Abb. 145. Eingang in den Nuraghe Azara bei Paulilatino. (S. 160.)



Nuraghe Piscu bei Sueli.



Nische im Innern des Nuraghe Piscu.



Nuraghe Santa Barbara bei Macomer. (Eigene Aufnahme.)

Abb. 146 (S. 160.)

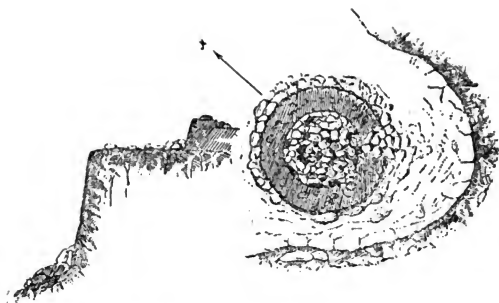


Nuraghe Losa bei Abbasanta.

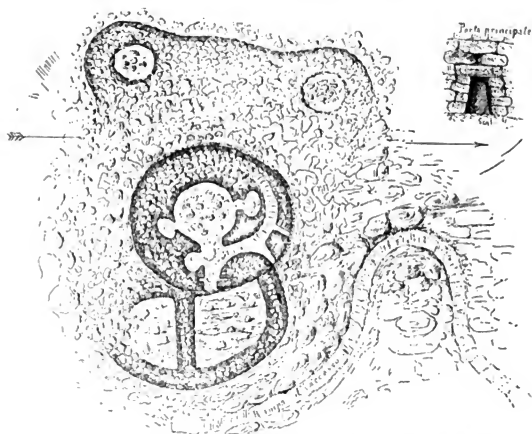


Vorwerk am Nuraghe Losa bei Abbasanta, zur Veranschaulichung der Konstruktion. (Eigene Aufnahme.)

Abb. 147. (S. 160.)

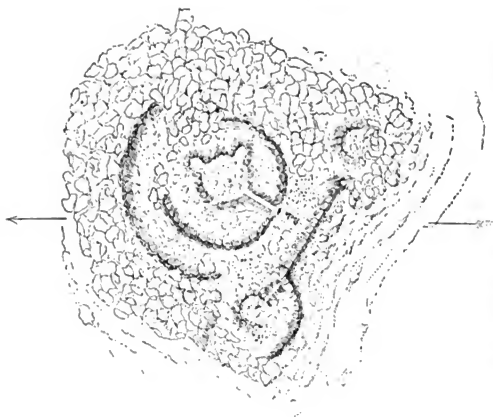


Nuraghe Taro. Als Beispiel einfacher Anlage.



Nuraghe Corrazzu auf der Giara. Beispiel eines Nuraghen mit Außenbefestigungen.

Abb. 148. (S. 160.)



Nuraghe Adda, Gosturi; mit Türmen an der Fassade.



Die Hochebene Giara auf Sardinien, als Beispiel der Verteilung der Nuraghen (• und o = Nuraghen).

Abb. 149. (S. 160.)

Zur städtischen Siedlungsweise scheint das Volk meist sehr spät sich bequem zu haben; die Städte, die im Altertum auf Sardinien standen, sind nicht nur späten Ursprungs, sondern auch keine einheimischen Gründungen, sondern von den Karthagern, Griechen und Römern als Kolonien angelegt worden, wofür die alten lateinischen und griechischen Schriftsteller, die Sardinien erwähnen, zeugen. Zwar sind die Sardinier dann auch in die Städte gezogen, wie die von Livius berichtete, heldenhafte Verteidigung der Stadt Cornus beweist, aber die eigentlich heimische Siedlungsart blieb doch die des offenen, aus Hütten bestehenden Dorfes um die Nuraghen.

Ethnologische
Verhältnisse
der italischen
Halbinsel.

Wie nach Griechenland so sind auch in die italische Halbinsel schon in sehr frühen Zeiten arische Völkerschaften, die sogenannten Italiker, von Mitteleuropa her eingewandert und haben zuerst wohl die oberitalische Ebene besiedelt; als sie dann dem Drucke anderer nachdrängender Stämme weichen mußten, zogen sie die Flüßläufe anwärts, besiedelten die Hochtäler des Apenninengebirges und gelangten bald nach Mittelitalien und großen Teilen Süditaliens. Überall aber auf dieser Wanderung trafen sie bereits andere Völker an, denen sie entweder auswichen oder nach mannigfachen Feinden mit ihnen verschmolzen. Diese anderen Völker waren teils ebenfalls arischer, teils anderer Rasse. Zu den Nichtariern gehörten z. B. in Norditalien die Ligurer, und zu einer späteren Zeit, etwa um 1100 v. Chr., kam ein kleinasiatisches Volk, die Tyrhener, die mit den in Toscana bereits ansässigen Rasenern das Mischvolk der Etrusker bildeten. Arier hingegen waren die illyrischen Völkerschaften, die auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nach Italien kamen. Ihre ältesten uns bekannten Wohnsitze hatten sie in den dem adriatischen Meere zugewendeten Teilen der Balkanhalbinsel. Darum kamen sie auf zwei Wegen nach Italien. Ein Teil kam im Norden zu Lande und besiedelte als Veneter die Gegend zwischen den Alpen und dem Po, an der Nordostküste; ein anderer schiffte weiter südlich über das Meer und schlug seine Wohnsitze in Apulien auf, wo er in zwei Stämme, die Mesapier und Japyger, zerfiel. In etwas späterer Zeit kamen dann auch Griechen über das Meer, um im Süden und auf Sizilien ein neues Griechenland zu begründen, doch dürfen wir nach den archäologischen Funden annehmen, daß schon lange vor den eigentlichen Griechen andere arische Stämme aus Ägäa herübergekommen seien und sich dauernd angesiedelt haben. So sehen wir von prähistorischen bis zum Beginne der historischen Zeiten gar mannigfache Völkerwanderungen, die aus den verschiedensten Richtungen kamen, in die italische Halbinsel eindringen.

Italische
Siedlungs-
arten.

Unter diesen viele Jahrhunderte dauernden Umständen muß es natürlich zu zahlreichen kriegerischen Reibungen zwischen den einzelnen Stämmen gekommen sein, und darum mußte man auf die Sicherheit vor feindlichen Überfällen bei der Wahl der Plätze für Ansiedlungen besonders bedacht sein, und andere Rücksichten mußten hinter diesem Hauptbedürfnisse zurückstehen. Aus diesem Grunde wurden die ältesten Niederlassungen auf hohen, womöglich auch schwer zugänglichen Bergkuppen angelegt und sind von Alters her mit Umfassungsmauern befestigt. Besonders in Etrurien und Umbrien liegen alle alten Städte hoch oben auf den Gipfeln von Bergen, ja das Schutzbefürfnis scheint so groß gewesen zu sein, daß viele Städte, z. B. das alte Clusium (Chiusi), auf ihrer einsamen Höhe sogar des zum Leben so

nötigen Wassers entbehrten. In Friedenszeiten mußten die Frauen vom Berge weit herab gehen, um eine Quelle zu erreichen, in unsicheren Zeiten wird man sich mit Zisternen beholfen haben. Erst nach und nach zog sich die Stadt, dem Wasser nachgehend, am Abhange weiter herunter, so daß die spätere antike Stadt und auch der an ihre Stelle getretene jetzige Ort oft bedeutend tiefer als die erste Anlage liegen. An anderen Stellen, wo die Städte auf Hochebenen erbaut waren, nutzte man die natürliche Bildung des Bodens aus, indem man solche Stellen wählte, wo die von den Bergen herabkommenden Gießbäche tiefe Einschnitte ausgewählt haben, so daß das Land in einzelne Inseln zerrissen erscheint, die mit hohen und steilen Wänden gegen die Talsohle abfallen. Wenn dann die Ränder dieses Plateaus noch mit Mauern versehen wurden, die an nur wenigen Stellen durch Tore einen Ausweg

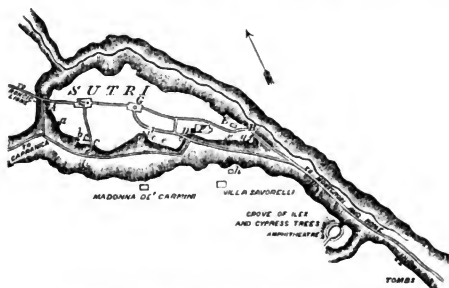


Abb. 150. Lageplan von Sutri in Etrurien. (S. 167.)

nach dem tiefer gelegenen Grunde frei ließen, so war für damalige Zeiten die Stadt auf das Vortrefflichste geschützt. Gar viele etruskische Städte, wie Volterra, Veji, Falerii, Sutri, Blera und andere, sind in dieser Weise angelegt. Ein gutes Beispiel bietet der Plan von Sutri (Abb. 150). Die erste Art der Anlage war natürlich für den Handel und jeglichen Verkehr höchst ungünstig; die Städte lagen alle von den Hauptstraßen weit entfernt; wo daher neue Städte noch an der alten ursprünglichen Stelle liegen, was in Italien oft der Fall ist, muß man auch jetzt oft von der Eisenbahnstation aus noch bis zu einer Stunde und länger bergauf steigen, um in den Ort zu gelangen. Besser war schon die zweite Art der Anlage. Bei dieser konnte die Straße über die Hochebene nahe an der Stadt vorbeilaufen und war auf jeden Fall leichter zu erreichen.

Eine Vereinigung beider Anlagearten könnte man jene nennen, die auch bald sehr beliebt war, wo sich von einem höheren Berggrücken her eine einzelne Bergnase gegen einen Fluß oder gegen die Meeresküste vorschiebt, nach den Seiten stark abfällt und mit dem Gebirge durch eine enge Einsattelung verbunden ist. An

solchen Stellen genofs man die natürliche Sicherheit des Ortes, konnte den Fluß und die im Tale sich hinziehenden Straßen für den Handel ausnutzen und beherrschte die ganze Gegend nach allen Seiten. In dieser Weise war Populonia am Meere und Fidenae am Tiber etwas nördlich von Rom angelegt (Abb. 151 und 152).

So sehen wir gleich zu Anfang der italischen Stadtentwicklung einen grundlegenden Unterschied gegen Griechenland. Die griechische Stadt ist aus der Vereinigung der Dorfgemeinden entstanden. Diese hatten ursprünglich selbständige Verfassung und regierten sich selbst, bis dann aus praktischen Überlegungen entweder auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses oder auf Befehl eines einsichtigen Machthabers die Zusammensiedlung geschah. Diese Städte nun waren offene Ortschaften, nur die Burg, die Akropolis, war mit Mauern befestigt, die Stadt lag frei in der

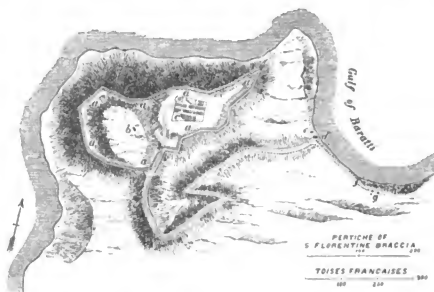


Abb. 151. Lageplan von Populonia in Etrurien. (S. 168.)

Ebene. Erst in verhältnismäßig später Zeit wurden die Städte befestigt. Athen wohl erst im 5. Jahrhundert. In Italien dagegen wurden die Ortschaften zuerst auf hochgelegenen Punkten angelegt und sofort mit Mauern umschlossen. Diese oft nur kleinen Ortschaften waren eine Art Castelle, in denen natürlich auch nicht alle Besiedler des Landes wohnen konnten. Die Bauern lebten in kleinen Dörfern oder Einzelhöfen, aber auf dem Lande gab es keine politische Selbständigkeit, keine eigne Verwaltung. Das ganze Land war in Gaue geteilt, in deren Mitte diese Städte, die *oppida* lagen, von denen aus die Herrschaft über den Gau geführt wurde. Was also in Attika Theseus eingeführt haben soll, was in anderen Teilen Griechenlands, z. B. in Elis, erst in ganz geschichtlicher Zeit entstand, das war in Italien der Anfang der Entwicklung. Freilich werden in Italien die Verhältnisse nicht überall die gleichen gewesen sein. Bei den Etruskern hing die Stadtgründung von der Einhaltung besonderer kultischer Riten ab, die wir gleich kennen lernen werden, die von Japygern und Mesapiern bewohnte, Griechenland zugekehrte Küste besaß bald

einen blühenden Handel, der die Bildung von Hafenstädten zur Folge hatte, und so wird infolge der ethnographischen Zersplitterung in Italien, auch das Siedlungswesen in den verschiedenen Teilen recht verschieden gewesen sein.



Abb. 152. Lageplan von Fidenae. (S. 168.)

Die Bedeutung der italischen Gauverfassung hat zuletzt Kornemann eingehend in der Klio 1905 behandelt. Die politisch wichtigste Stelle des Ganes war das *oppidum*, die Burg, wo die Beratungen des Ganes stattfanden. Diese Burg war aber

v. Lichtenberg, Haus, Dorf, Stadt.

oppidum.

schon sehr früh nicht wie in Griechenland ein Herrschersitz, sondern eine städtische Anlage. Das Bedeutsame an ihr war die Ummauerung, die ursprünglich nach der Ansicht einiger Gelehrter allein diesen Namen trug, wie z. B. auch die Schranken des Circus *oppidum* heißen; nachher wurde der Name auch auf den umhögten Raum ausgedehnt, wie bei uns „die Feste“ auch von den festen Mauern auf den ganzen Burgraum samt Wohngebäude übertragen wurde.

Der italische
Stadt-
gründungsritus

Die weitere Entwicklung des Stadtbildes könnte in rein formaler Hinsicht an das *oppidum* bereits ansetzen; aber dennoch ist ein anderer Begriff, der dem religiösen Kulte entstammt, noch viel wichtiger, d. i. die *urbs*, denn durch diesen Begriff erst wird die ganze innere Einteilung bestimmt. Die Begründung einer Stadt war ein feierlicher Akt, der genau nach vorgeschriebenen sakralen Riten vor sich gehen mußte. Dieser Ritus soll nach den Berichten der Alten etruskisch sein. Die Hauptsache dabei war die Bestimmung der Grenzen für die künftige Stadt, die genaue Festlegung des Verlaufes für Mauer und Graben. Diese beiden Befestigungswerke müssen ihren Platz auf dem sogenannten *pomerium* finden, d. i. ein Streifen Landes, der rings um die Stadt verläuft und den Göttern geheiligt war. Varro und Cato haben die heilige Handlung, die bei der Gründung üblich war, beschrieben. Der Gründer mußte einen Stier und eine Kuh an einen Pflug spannen, und zwar so, daß der Stier rechts und außen, die Kuh links und innen ging. Mit verhülltem Haupte lenkte der Gründer den Pflug, so daß eine Furche um die ganze zukünftige Anlage herumgezogen wurde; dabei war strenge Acht zu geben, daß die so ausgehobenen Erdschollen stets nach innen fielen, denn der Lauf der Schollen bezeichnete die Stadtmauer, die Furche aber den Graben. An den Stellen aber, wo die Tore stehen sollten, durfte die Furche nicht durchgezogen werden; der Pflüger hob den Pflug und trug ihn so weit als das Tor breit werden sollte. Darum ist auch der lateinische Ausdruck für Tor „*porta*“ von „*portare*“, tragen, abzuleiten.

Diese Handlung vor Begründung einer Stadt ist gewiß für ein Ackerbau treibendes Volk sehr sinnig und passend. Nissen wird darnum Recht haben, wenn er diesen Brauch als allgemein italisch und nicht als eine etruskische Eigentümlichkeit betrachtet. Dem widerspricht Kornemann; angesichts der ganz bestimmten Zeugnisse der Alten, will er an dem etruskischen Ursprunge festhalten. Die Wahrheit scheint mir hier in der Mitte zu liegen. Soweit wir die Handlung bis jetzt kennen lernten, wird sie allgemein italischer, aus dem bauerlichen Leben erwachsener Brauch sein. Der Raum, da die Wohnstätten stehen sollen, und der gegen Feinde zu verteidigen ist, wird gegen das freie Feld hin abgegrenzt; dies geschieht mit der Pflugschar, um den Weg der künftigen Mauer anzugeben. Aber diese Abgrenzung kann nicht willkürlich geschehen, sondern muß ganz bestimmten, göttlichen Gesetzen folgen, die durch die Priester genau vorgeschrieben werden. Diese Vorschriften nun dürften auf dem Einflusse etruskischer Lehre beruhen. Unsere Erde ist ein kleines Abbild des Weltalls, was sich auf ihr findet, hat sein Vorbild im großen Kosmos, die Stadt nun ist ein abermals verkleinertes Abbild der Erde und damit der Welt. Sie ist demnach nach den Gesetzen des *mundus* zu orientieren, soll selbst einen *mundus* darstellen. Diese Anschauung über das Weltbild ist aber orientalischen Ursprungs. Am ausgebildetsten tritt sie uns in Mesopotamien gegenüber, wo sie die Semiten bereits von

ihren Vorfahren im Lande den Sumerern übernommen haben. Auch in Kleinasien hat diese Lehre Wurzel geschlagen und ist dann von den Tyrhennern nach Etrurien mitgebracht worden. Gar viele Einrichtungen des Kultes, die die Etrusker auch den Römern übermittelten, wie z. B. die Angurien und die Haruspicien, weisen auf orientalische Herkunft. Gerade für das *mundus* sind von Hommel und von Milani jüngst die Mittelglieder nachgewiesen worden. Bei der Opferschan spielte die Leber eine große Rolle. Sie war nach Art des *mundus* eingeteilt, und danach wurde geweißt. Nun sind derartige Lebern aus Metall oder Ton nachgebildet und mit Inschriften oder Zeichnungen versehen, die dem Priester die Bedeutung der einzelnen Teile angeben sollen, in Babylon, in Troja und in Etrurien gefunden worden, und dies beweist den kultischen Zusammenhang auch für Etrurien.

Ich möchte darum annehmen, daß bei dem uns überlieferten Städtegründungsritus zwei ganz verschiedene Dinge ineinander geflossen sind, einmal der rein italische Brauch, die Grenzen der zu gründenden Stadt mit dem Pfluge feierlich zu bestimmen, und dann die orientalisch-etruskische, kultische Ausdeutung dieses Brauches nach dem Bilde des *mundus*.

Daß die etruskische Lehre mit der orientalischen von der gegenseitigen Entsprechung der Abbilder übereinstimmt, ersieht man ganz deutlich aus einer Stelle bei Varro, wo er sagt: „Von *templum* spricht man in dreierlei Weise, nach der Natur, nach den Auspicien und nach der Ähnlichkeit, das natürliche ist am Himmel, das durch Auspicien bestimmte auf der Erde, das nach der Ähnlichkeit unter der Erde“, d. h. in der Unterwelt. Das hier gebrauchte Wort *templum* ist seiner sprachlichen Bedeutung nach „ein abgegrenzter Raum“ und ist mit dem griechischen Worte *temenos* (τέμενος) einer Wurzel. Als solcher abgegrenzter Raum ist es ursprünglich unbestimmter Form, für die Auspicien aber mußte vom Priester ein Platz von ganz bestimmter Gestalt abgesteckt werden, der dem himmlischen *mundus* entspricht, dies ist dann das *templum* im engeren Sinne, in welchem es später hauptsächlich doch nicht ausschließlich gebraucht wurde. Da dies Templum ein Abbild des Weltalls ist, wird dieses selbst auch so genannt. Die Inauguration geschah so, daß der Angur mit seinem Stabe eine Linie von Norden nach Süden und eine andere in ostwestlicher Richtung beschrieb, im Schnittpunkte beider Linien stand er selbst. Um nun für die heilige Handlung einen Raum zu gewinnen, dessen Achsen durch die Linien gegeben waren, brachte man nur jederseits in einiger Entfernung parallele Linien zu diesen Achsen zu ziehen, und erhielt so ein Quadrat, das in vier kleine Quadrate geteilt war. Dieser quadratische Raum ist das Templum; es war dadurch profanem Gebrauche entzogen, mußte aber nicht ein Heiligtum im eigentlichen Sinne sein. Der Ort, wo der Senat seine Beschlüsse faßte, die Rednerbühne auf dem Forum, der Ort der Volksversammlung und schließlich die Stadt selbst sind *templa*, d. h. sie mußten, ehe sie ihrer Bestimmung dienen konnten, in dieser Weise inauguriert werden. Auch für Gotteshäuser, wie dem des Jupiter Capitolinus, wurde die Umgrenzung so vom Angur bestimmt, die Weihung an den Gott war aber eine andere religiöse Handlung, und darum brauchte nicht jedes Gotteshaus ein Templum zu sein. Gellius erwähnt z. B., daß das Haus der Vesta, ein Heiligtum von größtem Ansehen, kein Templum gewesen. Gerade dieses Beispiel zeigt den Unterschied vortrefflich.

Ein *templum* konnte nach der Art der Inaugurierung nur ein viereckiger Bau sein, des Haus der Vesta aber war in Erinnerung an die ursprüngliche Hütte, in der das heilige Herdfeuer brannte, ein Rundbau, war also nicht inauguriert. Es ist darum falsch, wenn man auch runde Gotteshäuser als Tempel bezeichnet, doch wurde diese mißverständliche Bezeichnung bereits im Altertum verwendet.

Es ist nun klar, dafs der Städtegründer ursprünglich seine Furche ziehen konnte, wie es ihm beliebte, oder wie es die örtlichen Verhältnisse gestatteten. Es war eine feierliche Handlung, durch die die Grenzen der künftigen Stadt bestimmt wurden; dieser Brauch konnte sehr wohl allgemein italisch sein und in voretruskische Zeiten hinaufreichen. Etruskisch wurde er erst als die Inauguration dazu kam, als man die Stadt als *Templum* auffafste und damit die quadratische Umgrenzung vorgeschrieben ward. Wirklich finden wir, dafs sehr viele etruskische Städte, soweit es die Beschaffenheit des Bodens gestattete, in ihrer Gestalt sich dem Viereck näherten, und von dem ältesten Rom sprach man stets als von der *Roma quadrata*.

Die Gründung
Roms.

Wie uns von Athen die in die Heroenzeit zurückreichende Gründungsgeschichte erhalten ist, so ist glücklicher Weise auch für Rom in der Sage von Romulus viel wertvolles Material für unsere Kenntnis der italischen Städtegründungen enthalten. Bei Plutarch, Dionysios von Halicarnafs, Livius und anderen Schriftstellern ist die Romulussage überliefert. Alle nehmen den Palatin als das älteste Rom an. Romulus soll nun aus Etrurien Männer haben kommen lassen, die in den göttlichen Gesetzen und dem Schrifttum bewandert waren und sie lehrten. Es waren also Auguren, die das *Templum* zu bestimmen hatten. Nachdem er dann Opfer dargebracht hatte und seine Begleiter zur kultischen Reinigung über ein Feuer hatte springen lassen, spannte er einen Ochsen und eine Kuh vor den Pflug und zog die Furche, die Mauer und Graben anzeigte, worauf er die Tiere opferte; andere Opfer beschlossen die Feier. Nicht nur die späteren Mauern aber, sondern bereits die Furche waren geheiligt, darum erschlug Romulus seinen Bruder Remus, als er, um ihn zu höhnen, über die Furche sprang.

Man sieht an den beiden Erzählungen über die Gründungen von Athen und Rom den Unterschied der Bedeutung, den diese Gründungen hatten. In Griechenland war es eine rein politische Maßnahme, die an den bestehenden örtlichen Verhältnissen zunächst noch nicht viel änderte, und wir haben bereits gesehen, dafs die hellenischen Städte noch lange Zeit hindurch unbefestigt blieben. In Italien dagegen war eine Stadtgründung eine Art von Kolonisation. Die Befestigung war von Anfang eine Hauptbedingung, sie geschah auf die eben besprochene Weise, und nachdem diese religiöse Handlung beendet war, werden die Begleiter des Romulus sofort in dem geweihten Raume ihre Hütten aufgeschlagen haben, so dafs man von dem ältesten Rom wirklich sagen könnte, es sei an einem Tage erbaut worden.

Urbs.

Eine nach diesem Ritus begründete Stadt hieß *urbs*. Da sie befestigt wurde, war sie wohl auch ein *oppidum*, aber nicht alle *oppida* waren zugleich *urbes*, da nicht bei allen die Weihung als *Templum* vorgenommen worden war. In späteren Zeiten, als Rom an Macht gewann, betrachtete man es als die einzige *urbs*, und gebrauchte das Wort schlechthin zur Bezeichnung Roms; nach dem wirklichen Wortsinne aber gab es zahlreiche *urbes*, bei deren Begründung der Ritus ebenfalls

eingehalten worden war. Nissen stellt verschiedene Städtenamen zusammen, die darauf schließen lassen, sie seien von diesem Gründungsritus abzuleiten. Hierher gehören *Urrinum* (heute Urbino) und *Ariminum* (jetzt Rimini), beides bedeutet „das Umpflügte“, dann *Saepinum* „das Umhegte“; auch Namen die vom Pflugtiere abgeleitet sind, wie *Borianum*, *Taurauia*, *Taurasia*, *Borinum*, *Borillac* und *Vitellia*, rechnet Nissen wohl mit Recht dazu.

Diese Art der Grenzbestimmung einer Stadt war aber auch, von der Umgrenzung abgesehen, von größter Bedeutung für das Stadtbild. Die beiden Linien,



Abb. 153 und 154. Beispiele von Stadtanlagen nach Hygin. (S. 173.)

die der Augur mit seinem Krummstabe zuerst bestimmte, waren die Nordsüdlinie, die den Namen *Cardo* trug, und die *Decumanus* benannte Ostwestlinie. Sie geben zugleich für die zu gründende Stadt die Richtung der beiden, in der Mitte sich schneidenden Hauptstraßen ab. Im römischen Lager blieben sie bis in die spätesten Zeiten die beiden Hauptwege, nach denen sich die ganze übrige Einteilung des Lagers richtete.



Abb. 155 und 156. Beispiele von Stadtanlagen nach Hygin. (S. 174.)

Wie es im Lager war, so wurde es auch in den Kolonien gehalten, darüber gibt Hygin Auskunft. Er nennt es die schönste und beste Art *Limitation*, wenn, wie in neu eingerichteten Kolonien, z. B. in *Admederae* in Afrika, *Decumanus* und *Kardo* sich in der Mitte der Stadt schneiden und nach vier Toren in den vier Himmelsrichtungen hinlaufen. Hier wurde dann nach Vitruv der Marktplatz angelegt, auf dem auch der Haupttempel und die wichtigsten öffentlichen Gebäude lagen (Abb. 153). Dies war aber nicht immer möglich, Hygin bringt verschiedene solche Fälle, die er mit Zeichnungen erläutert. Zumeist wurden bereits bestehende Städte als Kolonien

Einfufs der
Boden-
verhältnisse
auf die
Limitation,

benutzt. Da war es oft nicht angängig, diesen Schnittpunkt der Straßen in die Stadt oder Festung selbst zu verlegen, er wurde darum möglichst nahe von der Stadt gewählt, so daß die alte Festung in eines der so gebildeten vier Felder fiel (Abb. 154). Da aber in alten Zeiten die Städte nicht nur mit Mauern umgeben, sondern zur größeren Sicherheit auch auf steile, unwegsame Berge gelegt wurden, konnte der Kreuzungspunkt oft auch nicht dicht vor den Ort gelegt werden. In solchen Fällen, wie z. B. bei Spelatium in Umbrien, mußte dann unterhalb in der Ebene Land dazu geschlagen und dadurch die Anlage ermöglicht werden (Abb. 155), oder in Anxur in Campanien half man sich so, daß die Via Consularis als Kardo dicht an der Stadt vorüberführte und die Via Appia als Decumanus sie schnitt und sich in die Stadt hinein fortsetzte (Abb. 156). Bei solchen Anlagen fiel natürlich der Begriff der Stadt als Templum fort, und die Einteilung war nur für das umgebende Ackerland, dessen Aufteilung und die durchzulegenden Straßen von Bedeutung.

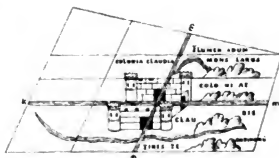
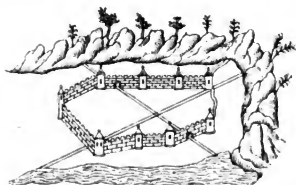


Abb. 157 und 158. Beispiele von Stadtanlagen nach Hygin. (S. 174.)

Zuweilen wieder konnten wohl beide Linien durch die Stadt selbst gezogen werden, aber ihre Lage am Wasser und Gebirge gestattete nicht, sie so anzulegen, daß vier gleiche Teile entstanden, sondern die Stadt wurde von ihnen in vier ungleich große, schief liegende Teile geteilt (Abb. 157 und 158). Hygin gibt noch manche andere Beispiele mit erläuternden Zeichnungen. Hier, wo es auf praktische Zwecke ankam, geschah die Absteckung selbstverständlich nicht mehr mit dem Krummstabe des Augur, sondern man bediente sich verschiedener Visierinstrumente, nicht unähnlich unserem Diopterlineal, und der Meridian wurde mit der Sonnenuhr bestimmt. Die Instrumente sind von Hygin und Vitruv beschrieben.

Stadt-
grundungen
durch
ver sacrum.

Mit diesen Kolonien sind wir schon in recht späte Zeiten hereingekommen, doch auch in den frühesten Zeiten gab es bereits Kolonisierungen und zwar auf verschiedene Arten, die von Nissen in seinem Buche „Das Templum“ in meisterhafter, anschaulicher Weise geschildert worden sind. Ich schließe mich darum in den nun folgenden Ausführungen zum großen Teile dem Gedankengange dieses Werkes an. Nachdem sich zahlreiche Stämme in den Gebirgstälern des Apennin angesiedelt und hier oft auf schroffen Bergen ihre Ansiedlungen gegründet hatten, mußte es nach einiger Zeit geschehen, daß die Städte überfüllt wurden, und der spärliche Gebirgsboden nicht mehr zur Ernährung aller ausreichte. Hungersnot und Seuchen

waren die notwendige Folge. Um nun den Zorn der Götter, die vermeintlich für irgend einen Frevel das Unglück als Strafe geschickt hatten, zu beschwichtigen und gleichzeitig die Wurzel des Übels zu treffen, entschloß man sich zu einem Opfer, das zwar grausam erscheint, aber für damalige Zeiten gewiß das wirksamste Mittel war. Man veranstaltete ein *ver sacrum*. Um der Übervölkerung zu wehren, werden alle in dem Jahre weaffenfähig werdenden jungen Männer, ebenso wie der Ertrag an Vieh in diesem Jahre aus der staatlichen Gemeinschaft angeschlossen. Die jungen Männer, denen man nur dieses Vieh und ihre Waffen beließ, mußten die Stadt verlassen, an der sie keinerlei rechtlichen oder sonstigen Anteil hatten. So zogen sie als ein wilder Haufe von Abenteurern in die Fremde, um sich mit den Waffen eine neue Heimat zu erobern. Zuweilen haben sie an geeignet erscheinenden Orten eine neue Stadt gegründet, zuweilen erzwangen sie sich Aufnahme in eine bereits bestehende Stadt. Auch die Gründungssage von Rom schildert ein solches *ver sacrum*, d. h. einen den Göttern geweihten Frühling, dessen Ertrag eben in dieser Weise zum Wohle des zurückbleibenden Ganzen geopfert wird. So erklärt sich wohl auch die Sage vom Raube der Sabinerinnen. Nur die Männer waren aus der Heimat verstofsen, die Genossen also, die sich aus Alba und Latium dem Romulus angeschlossen hatten, mußten sich nun Frauen rauben, wenn sie nicht in einer Stadt von lauter Männern leben wollten, die wegen des Mangels an Nachwuchs mit der gründenden Generation dem Untergange preisgegeben gewesen wäre. Diese so entstandenen Kolonien standen in gar keiner Beziehung mehr zu ihrer Mutterstadt. Die so Ausgestofsenen wurden und blieben für die alte Heimat rechtlose Fremde, um deren Schicksale sich niemand mehr kümmerte. Derartige, nach einem *ver sacrum* geschaffene Ansiedlungen waren also nicht nur räumlich, sondern auch in politischer und rechtlicher und national-ökonomischer Beziehung vollständige Neugründungen. Darum leitet auch Nissen mit Recht den lateinischen Namen für Volk *populus* von *pellere* „vertreiben“ ab.

An der Meeresküste dagegen und in weiten, ebenen Gebieten, die wohl auch noch durch Flüsse und Straßen den Verkehr bedeutend erleichterten, blühte gar bald der Handel, der sich nicht auf die allernächste Umgebung beschränkte, sondern die Städte auch mit der weiten Ferne bekannt machte. Dadurch gelangten sie bald zu Reichtum und Macht, die einzelnen so gelegenen Orte traten miteinander in Wettstreit, sie dehnten allmählich ihre Grenzen aus, bis einer oder der andere ein solches Übergewicht an Macht erlangte, daß er die anderen überflügelte und schließlich sich botmäßig zu machen suchte. Unter solchen Umständen wäre es ganz verfehlt, einen Teil der Bevölkerung abzustoßen und sich selbst so zu schwächen; die jungen kräftigen Männer werden Krieger, die in Feldzügen ihrer Heimat neues Gebiet erobern, und so die Macht und das räumliche Gebiet, das dem Befehle der Mutterstadt untertänig ist, vergrößern. Die Folgen eines solchen siegreichen Feldzuges können von zweierlei Art sein. Manchmal wurde die widerstrebende Stadt, nachdem sie eingenommen war, zerstört, d. h. dem Erdboden gleich gemacht und die Pflugschar darüber geführt. In diesem Ausdrücke aber liegt mehr enthalten, als man nach unserem Sprachgebrauche annimmt. Es bedeutet nämlich nicht nur eine gründliche Zerstörung der Mauern und Gebäude, sondern hat auch noch einen religiösen und politischen Sinn. Das Templum, das die Stadt früher vorstellte, wurde aufgehoben, vernichtet; wie es mit dem Pfluge begründet

Andere
Kolonisations-
bedingungen
bei Handels-
städten.

Der Ritus
bei Städte-
zerstörungen.

und geweiht worden war, so wird es auch mit dem Pfluge wieder zerstört, indem man ihn über die alten Grenzen und das vordere ungepflügte Stadtgebiet hinwegführt. Damit aber ist auch das Eigentum der Gottheit, die früher das Templum hatte, aufgehoben; denn mit jeder Inauguration eines Templum nimmt sofort ein Gott, ein Geist davon Besitz. Darum wurden die Götter, ehe man den Pflug über das Stadtgebiet gehen ließ, aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Diese Aufforderung an die Götter entspricht dem, was in Vorderasien in solchen Fällen wirklich geschah, der erobernde Feldherr entführte das Kultbild und damit den Gott selbst aus der Stadt. Dies ist auch die Bedeutung, warum Nebukadnezar die heiligen Geräte aus dem Tempel zu Jerusalem entfernte und die Stadt selbst als Ödland erklärte (2. Könige 24, 13 und 2. Chron. 36, 10). Durch solche Handlungen wurde nicht nur die Stadt in ihrer sinnlichen Erscheinung vernichtet, sondern auch aus dem Weltbilde getilgt und ausgelöscht. In Italien wird man diese Art der Aufhebung einer Stadt auch auf etruskischen Einfluß zurückzuführen haben.

Nicht immer aber wandte man diese allerlärteste Maßregel an. Zumeist schlossen Sieger und Besiegte ein Bündnis, wodurch die Besiegten in den römischen Gemeindeverband aufgenommen wurden. Auch so gewann der Staat an Ausdehnung und an Land, wo sich seine Bürger ansiedeln konnten. Die Kolonien der späteren Zeit im Auslande sind ebenfalls aus dem Kriege hervorgegangen. Es waren Militärkolonien, die an der Stelle alter befestigter Lager entstanden, und dann in ruhigeren Zeiten zu Mittelpunkten des Handels und Verkehrs mit Rom wurden. Derartige Gründungen finden sich viele im ganzen Bereiche des römischen Weltreichs. Dafs das Feldlager aber auch ein Templum war und danach eingeteilt wurde, ist schon oben erwähnt worden. Die beste und eingehendste Beschreibung hat uns vom Lager Polybios hinterlassen, der es selbst öfters mit einer Stadt vergleicht.

Griechische
Kolonisation.

Verdankten die italischen Kolonien also stets einer kriegerischen Handlung ihr Bestehen, so war dies bei den griechischen anders, wenn es auch hier oft nicht ohne Waffengewalt und Blutvergießen abging. Die Griechen waren durch die Beschaffenheit ihrer Heimat, mit der reich gegliederten Küste, an die sich Küstenebenen anschließen, während das Hinterland von hohen und oft rauhen Bergen erfüllt ist, schon frühzeitig dazu gelangt, ihre Blicke auf das Meer hinauszurichten. Wir haben schon die Griechen, wie alle Arier, als ein ackerbauntreibendes Volk kennen gelernt. Reichte nun der zur Bebauung geeignete Boden nicht mehr aus, so entschlofs sich ein Teil der Einwohnerschaft zum Auszuge übers Meer, um erst wohl auf den griechischen Inseln, dann immer weiter neuen, ihren Zwecken günstigen Grund und Boden zu besiedeln und zu bebauen. Natürlich mag es dabei oft mit der in den neu erwählten Wohnsitzen bereits ansässigen Bevölkerung zu Kämpfen gekommen, oft aber auch ganz friedlich verlaufen sein, besonders da z. B. Sizilien, das schon in recht alter Zeit von Hellenen kolonisiert wurde, eine an Zahl recht schwache einheimische Bevölkerung besafs. So breiteten sich die Griechen nicht nur nach Osten, nach Kleinasien, sondern auch nach Westen, nach Unteritalien und Sizilien aus. Zu den landwirtschaftlichen Interessen, die zuerst den Anstoß der Kolonisation gegeben haben, trat bald der Handel hinzu, wie es bei einem so seetüchtigen Volke, wie die Griechen sind, nicht wunder nehmen kann. Dadurch

gelangten die Kolonialstädte oft zu einem Ansehen und einer Macht, die die Mutterstadt weit überflügeln. Zu dieser blieben die neuen Gründungen aber beständig in Beziehung. Die Kolonisten waren ja nicht durch ein *ver sacrum* ausgestoßen worden, sondern hatten von der Mutterstadt aus das heilige Feuer aus dem Prytaneion mit erhalten. Sie setzten auch ihre heimischen religiösen Kulte in der neuen Heimat fort und standen durch Gesandtschaften, besonders zu den großen Festen, beständig mit ihr in Verbindung. Rechtlich völlig selbständig, wahrten sie doch stets den Zusammenhang mit der Stadt, von der sie einst ausgegangen.

Der Grundriss des Stadtplans richtete sich in diesen Kolonialstädten natürlich ganz nach der Beschaffenheit des Bodens und zeigt darum oft eine recht unregelmäßige Gestalt. Syrakus ist ein gutes Beispiel, wie sich die Umgrenzung der Stadt in ganz unregelmäßiger Form dem Gelände anschloß. Zuerst nur auf der Insel Ortygia errichtet, dehnte es sich allmählich nach verschiedenen Seiten auf dem Festlande Siciliens aus, so daß es von Strabo, Cicero und anderen als eigentlich aus fünf verschiedenen Städten bestehend bezeichnet werden konnte. Seine Ummanerung erhielt Syrakus erst unter Gelon und dann in weiterem Umfange durch Dionysios I. ganz am Schlusse des 5. vorchristlichen Jahrhunderts. Früher wird es auch hier nur eine befestigte Burg auf der Insel Ortygia gegeben haben, während der Hauptteil der Bürgerschaft außerhalb auf seinen Äckern gewohnt haben wird.

Andere griechische Pflanzstädte, wie Paestum und Selinus haben viereckigen Grundriss. Zu dieser regelmäßigen Anlage mag man sich, da die Bodenverhältnisse dafür günstig waren und man das italische Vorbild vor Augen hatte, entschlossen haben; der etruskische Ritus der Weihung als Templum wird aber kaum dabei in Anwendung gebracht worden sein.

So sehen wir in Italien und Griechenland Kolonisation als eine Hauptursache für Städtegründungen; diese selbst gingen aber aus ganz verschiedenen Gründen und auf ebenso verschiedene Weise vor sich. Noch blieb aber eine Art von Städten ganz unerwähnt, das sind die Hafenstädte. So große Vorteile auch die Lage eines Ortes am Meere durch die Leichtigkeit des Handel und Verkehrs mit sich bringt, so groß waren auch in der ältesten Zeit und bei jungen noch nicht in sich selbst gefestigten und zu Macht gelangten Städten die Gefahren der räuberischen Überfälle, welche von der Seeseite her zu befürchten waren. Seeräuberei war ja im Altertum nichts Schimpfliches. Wenn sich kühne Seefahrer stärker fühlten als die Küstenbewohner, so raubten sie sich die Waren gern mit Gewalt; standen sie aber einem mächtigeren Gegner gegenüber, so kamen sie als friedliche Handelsleute und boten ihre Waren auf dem Markte zum Kaufe oder Tausche an. Gegen einen unliebsamen Besuch der ersteren Art schützte man sich zunächst durch die Lage, und als solche wurde die landeinwärts auf einer Anhöhe leicht erkannt. Die griechischen Burgen der sogenannten mykenischen Zeit liegen zwar alle nahe dem Meer, aber doch in einiger und zwar nicht ganz geringen Entfernung. Die einzige, die wirklich ganz nahe vom Strande sich erhob, war Tiryns. Weiter liegt schon Troja, und von den Binnenlandsburgen, wie Arne, abgesehen, halten sich die anderen, wie Athen und Mykenae, stets in einer für räuberische Überfälle recht beträchtlichen Entfernung von der Küste. Als dann die Städte wuchsen und ihr Handelsverkehr sich erweiterte, wurde diese

Die
Hafenstädte.

Entfernung in mannigfacher Weise empfindlich, da der Hafen oder Landungsplatz für die eigene Flotte ungeschützt war, und es auch nicht immer möglich war, die Waren sofort nach der Stadt zu schaffen. Andererseits brachte es der Hafen, in dem die Schiffe landeten, von selbst mit sich, daß eine Ansiedlung von Schiffen, Fischern, Handelsleuten und anderen Berufsarten, die am Meere ihren Unterhalt finden, entstand. So bildete sich, während die eigentliche alte Stadt sich entfernt von der Küste weiter entwickelte, vielerorts am Strande des Meeres eine zweite Stadt, die entweder selbständig für sich bestehen konnte, oder als eine Gründung der Hauptstadt auch von dieser abhängig blieb. Für letzteren Fall bieten uns wieder Athen und Rom die besten Beispiele. Rom erhielt seine Hafenstadt *Ostia*, der Sage nach bereits durch den König Ancus Martius, der den Ort als eine Kolonie begründete, damit die Stadt auch zur See mächtig sei. Bis in die Kaiserzeit blieb *Ostia* der Hafen Roms, erst Clandius und nach ihm Trajan legten, da *Ostia* verschlammte und nicht mehr ausreichend war, eine neue Hafenstadt *Portus Romanus* oder *Portus Augusti* an. Jünger, aber auch in seiner Gründung deutlicher zu erkennen und wichtiger ist die Hafenstadt Athens, der *Peiraieus*. Themistokles war es, der im Jahre 493—492 v. Chr. die Befestigung des *Peiraieus* begann, um den Hafen von der unzureichenden Rhede des Phaleron dahin zu verlegen. Doch erst Perikles konnte einige Jahrzehnte später den Plan ganz ausführen und die Anlage sowohl der Hafenbefestigung als der innerhalb derselben befindlichen Stadt vollenden. So ward der *Peiraieus* eine eigentliche Gründung Athens, mit welcher Stadt er auch durch die bekannten langen Mauern verbunden war, und bildete stets mit Athen zusammen eine politische Einheit.

Diese enge Verbindung der Hafenstadt mit der Hauptstadt im Binnenlande war aber nicht regelmäßig der Fall. Zumeist entstanden an der Küste selbständige Orte, die Seefahrt und Handel übers Meer betrieben, und das ganze Hinterland mit ihren Waren versahen. Es waren Handelsplätze, die Import und Export betrieben, d. h. die Erzeugnisse des eigenen Landes aufstapelten, um sie in der Ferne gegen fremde Waren einzutauschen und diese wieder den übrigen Städten der Heimat zu vermitteln. Weil in Italien, besonders in Etrurien, die alten Städte alle schwer zugänglich in den Gebirgen lagen, wurde die Entstehung solcher Stapelplätze bald zu einer Notwendigkeit. In Etrurien entstanden darum zahlreiche Hafenstädte; inwieweit sie aber infolge eines durch die Küstenbildung dargebotenen, guten Hafens von selbst entstanden sind, oder absichtliche Gründungen einer mächtigen Stadt des Hinterlandes waren, entzieht sich unserer Beurteilung, da leider die antiken Schriftwerke über etruskische Geschichte uns verloren gegangen sind. Die griechischen Ansiedlungen Unteritaliens und Siziliens dagegen, wie Tarent, Metapont, Syrakus, Panormos (Palermo), Katana (Catania) u. a. waren von allem Anfang an der Küste angelegt und bedurften darum keiner besonderen Hafenorte.

Fünfter Abschnitt.

Die Teile des Stadtbildes in älterer Zeit.

Das bisher Besprochene sollte einen Überblick geben, wie und unter welchen Umständen eine Stadt überhaupt entstehen konnte. Gar manche Unterschiede in der Anlage bei den verschiedenen Völkern wurden daraus schon klar; jedoch stehen wir noch gleichsam vor den Mauern und Toren, eine wirkliche Anschauung des Stadtbildes kann aber erst erreicht werden, wenn man in die Stadt selbst eintritt und sie nun auch im einzelnen, in allen ihren Teilen kennen lernt. Demnach bleibt die Betrachtung der Stadtteile und der ganzen Anlage im Innern zu besprechen übrig. Auch hier werden sich bei manchen Übereinstimmungen auch gewaltige Unterschiede je nach Ländern, Völkern und Zeiten ergeben.

In den Anfängen, da die Stadt selbst noch klein war, wird auch das Stadtbild keine großen Abwechslungen geboten haben; kleine Häuser, noch ganz gleich den Gehöften auf dem Lande, erfüllten das bebaute Gebiet noch ziemlich regellos, ja einzelne freie Stellen waren sogar noch als Felder in Gebrauch, und auch die öffentlichen Gebäude oder die Wohnungen der Vornehmen werden sich zwar durch ihre Größe und Gestalt von den anderen abgehoben, aber sonst nicht viel schmucker und einladender angesehen haben. Von wenigen Städten aber kann man für die ältesten Zeiten ein klares Bild dieser Einzelheiten gewinnen. Am besten ist dies noch für Athen möglich; und dazu werden wir sowohl durch das Studium der erhaltenen Reste, als durch die schon oben erwähnte Stelle bei Thukydides in stand gesetzt. Beide müssen miteinander betrachtet werden, eines ergänzt das andere, doch ist es hier nicht der Ort, auf die mannigfachen Streitfragen, die sich hierbei an die älteste Topographie Athens anschließen, einzugehen. Ich schicke darum nur voraus, daß ich im Wesentlichen hier der Auffassung Dörpfelds folge, da sie sowohl die Thukydidesstelle als die erhaltenen Reste am Einheitlichsten erklärt.

Thukydides sagt also: „Vorher aber (vor Theseus) war das, was jetzt die Akropolis ist, die Stadt und der besonders südlich von ihr gelegene Teil. Beweis dafür ist, daß auf der Akropolis auch die Heiligtümer der anderen Götter (nicht nur der Athena) stehen, und die außerhalb liegenden sind nach diesem Teile der Stadt hin errichtet; diese sind das Heiligtum des Olympischen Zeus, das Pythion, das der Ge und das des Dionysos in den Sümpfen, wo auch die älteren Dionysien am zwölften

Das Stadtbild
des ältesten
Athen.

Tage im Monat Anthesterion gefeiert werden, wie es auch jetzt noch die von den Athenern abstammenden Jonier zu feiern pflegen. Es gibt dort aber auch noch andere alte Heiligtümer. Und des Brunnens, der nun so, wie er von den Tyrannen hergerichtet wurde, Enneakrunos heißt, vor Zeiten aber, als die Quellen offen lagen. Kallirhoe genannt wurde, bediente man sich damals wegen seiner Nähe bei den meisten feierlichen Anlässen, und auch jetzt pflegt man noch aus alter Sitte sein Wasser vor Hochzeiten und zu anderen heiligen Handlungen zu benutzen. Wegen dieser alten Ansiedlung wird die Akropolis noch bis heute von den Athenern Polis (Stadt) genannt.“

Gar mancherlei geht aus diesen kurzen Angaben hervor. Erstens der sehr kleine Umfang der Stadt, den seinen Lesern deutlich zu machen hier gerade des Autors Absicht ist. Die Stadt umfasste nur das spätere Burggebiet, dann den südlichen Fuß des Hügels, und da es heißt „den **besonders** nach Süden gelegenen Teil“ müssen wir noch ein anderes Stück dazu nehmen, das kann aber nur der westliche Teil sein, denn von Westen war der einzige allgemein benutzbare Aufgang zur Burg, und dahin weist auch die Lage mehrerer anderer von Thukydides genannter Örtlichkeiten, die gleich zu besprechen sein werden. Weiters geht aus der Stelle hervor, daß die Burg nicht, wie so manche andere, nur dem Herrscher zum Wohnsitz diente, sondern daß sie auch sonstige Wohnhäuser enthielt. Bei dem großen Raume, den die Oberfläche des Burghügels bietet, ist dies auch nicht zu verwundern.

Die Lage der genannten Heiligtümer, die außerhalb der Stadt waren, gibt zugleich deren Grenzen an. Gerade darüber aber besteht ein Streit unter den Topographen, da drei von ihnen zweimal in Athen vorkommen. Gesichert dagegen ist der Bezirk des Dionysos in den Sümpfen, und auch die Lage des erst Kallirhoe dann Enneakrunos genannten Lanfbrunnens darf man jetzt als gesichert betrachten. Der Dionysosbezirk lag am Westfuß des Akropolishügels, dicht südlich unter dem westlichen Abhange des Areopags. Hier kam er bei den Ausgrabungen in seinem Grundrisse wieder zu Tage; seinem Südende fast gegenüber am Ostabhange des Pnyxhügels war die Enneakrunos. Dadurch ist der Umfang der Stadt nach Norden und Westen bestimmt, da beide Bauwerke außerhalb lagen. Strittig sind nur das Olympieion, Pythion und das Heiligtum der Ge. Letzteres war nämlich im späteren Athen dreimal an drei verschiedenen Orten vertreten, das Pythion zweimal und ebenso jedenfalls auch der Bezirk des olympischen Zens. Das Pythion war eine Grotte am Nordabfall des Burgfelsens, die ein Heiligtum des Apollo barg, ein zweites Pythion findet sich am Ilisos im Südosten Athens. Heiligtümer der Ge befanden sich in späterer Zeit am Südwestabhange der Burg, am Südabhange und ebenfalls am Ilisos. Welche davon waren das von Thukydides gemeinte Pythion und Geheiligtum? Wir müssen doch wohl annehmen, jene, die der Akropolis am nächsten liegen, und das sind die Apollogrotte im Burgfelsen selbst, sowie das Heiligtum der Ge Kurotrophos am Südwestabhange, da das am Südabhange wahrscheinlich einem jüngeren Kulte der Ge Themis angehört, und das am Ilisos schon sehr weit südöstlich nahe dem zweiten Pythion liegt. Danach muß man aber auch am Nordwestabhange der Burg ein zweites Heiligtum des Olympischen Zens ansetzen, da das bekannte Olympieion mit dem Pythion ebenfalls zu weit am Ilisos liegt. Und wirklich fanden

sich unterhalb der Apollogrotte Mauerzüge, die Dörpfeld wohl mit Recht als die Reste dieses älteren Olympieions betrachtet. Damit wäre ein gutes Stück der ganzen Umgrenzung festgelegt, und man darf annehmen, daß im Süden die Stadt wohl kaum viel weiter nach Osten reichte, als wo jetzt das Theater des Dionysos sich befindet.

Sehr klein ist dieser Stadtumfang und wir dürfen uns auch die Stadt selbst in jenen Zeiten noch recht ärmlich vorstellen. Nach Art der Burgen war sie natürlich ummauert, und zwar hat man eine doppelte Ummauerung anzunehmen; eine

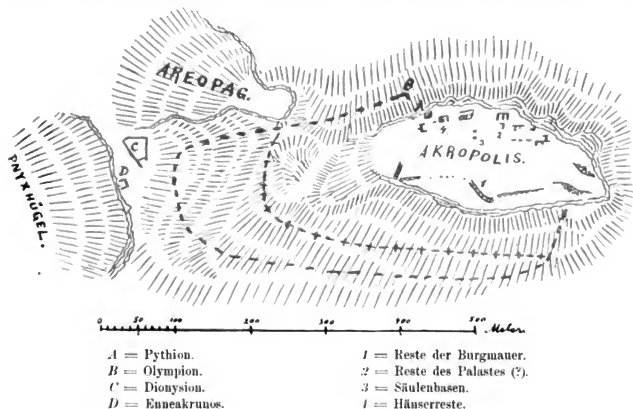


Abb. 159. Das älteste Athen nach Thukydides. (S. 181.)

obere auf der Burg, eine untere, die im Norden bei der Grotte des Pythion ansetzt, sich dann von dem Südrabhang des Areopag bis gegen den Dionysosbezirk und die Enneakrunos in westlicher Richtung hinzog, um dann im Süden des Burgfelsens bis gegen den Ostrand hin zu verlaufen, wo sie wieder den steilen Felsen traf (Abb. 159). Von dieser unteren Mauer ist gar nichts mehr erhalten, dagegen läßt sich die eigentliche Burgmauer an zahlreichen noch vorhandenen Resten deutlich verfolgen; auch Spuren von Häusern aus vorgeschichtlicher Zeit sind noch erhalten; unter den bei 2 eingezeichneten vermuten einige den alten Palast. Da aber bei 3 zwei Säulenbasen unter dem alten Athenatempel noch an Ort und Stelle erhalten sind, könnte man dort das Megaron annehmen, so daß die anderen Reste zu Seitengebäuden gehörten. In wie hohes Alter diese Häuser und Mauern hinaufreichen, wird schon

durch die Bauart erwiesen. Sie sind nämlich, wie die Burgmanern von Tiryns, sogenannte kyklopische Mauern aus riesig großen, unbehauenen Felsblöcken aufeinander geschichtet. Auch wurden mykenische Vasenscherben auf der Burg gefunden.

Die nicht mehr vorhandene untere Mauer muß bei dem Punkte *A* im Nordwesten begonnen haben, bei *B* wäre das Olympion, und das aus Inschriften, aber nicht der genauen Lage nach, bekannte Heiligtum der Ge muß in der Nähe gewesen sein. Die punktierte Linie im Plane zeigt den mutmaßlichen Verlauf der unteren Mauer an. Ihren Umfang dürfte ich wohl etwas zu groß eingezeichnet haben, wozu ich durch die Nachricht des Thukydides, daß man „sich der Enneakrunos wegen ihrer Nähe“ bediente, veranlaßt wurde. Da aber die Quellen am Burgfelsen alle brackisches und nicht wohlschmeckendes Wasser enthielten und enthalten, wird sie der nächste Brunnen mit gutem Trinkwasser gewesen sein, auch wenn die Manern etwas weiter östlich liefen, und ich meine selbst, daß wir nach Maßgabe des Geländes sie vielleicht nur in der Richtung der mit $- + - + -$ bezeichneten Linie ansetzen dürfen. Diese Mauer hieß das *Pelasgikon* oder *Pelargikon* und soll neun Tore gehabt haben, wonach sie auch *Enneapylon*, das Neuntorige, genannt wurde. Wie diese neun Tore angelegt waren, ob sie an neun Stellen die Mauer durchbrachen, oder ob der Weg nach dem oberen Eingange durch neun hintereinander liegende Tore führte, ist bei dem gänzlichen Fehlen aller Reste nicht zu entscheiden.

Die Lage nach Süden hin war in zweifacher Beziehung vortrefflich gewählt. Erstens genoß man so die Nähe des Meeres und die sehr wichtige Aussicht dahin, zweitens aber waren die Häuser durch die im Norden vorgelegten Hügel gegen die kalten Winterstürme geschützt, es war entschieden die wärmste Lage. Im Inneren selbst werden die Häuser noch ziemlich regellos gestanden haben, zwischen ihnen blieb noch mancher freie Raum, ja nach einigen Nachrichten müssen sogar Felder innerhalb des Mauerringes gewesen sein.

Veränderungen
des Haus-
grundrisses in
der Stadt.

Von den Häusern selbst, die natürlich auch recht klein und zum großen Teile nur aus Lehmziegeln auf einer Steinunterlage errichtet waren, kann man sich nach den im zweiten Abschnitte behandelten kretischen Häusern von Praisos und Palaikastro eine Vorstellung machen. Wir haben dort gesehen, wie auch an den Häusern das Megaron mit dem Hofe davor den ganzen Grundriss bestimmte, wie aber durch Einbauten und Umbauten, die infolge Platzmangels geboten waren, starke Verschiebungen vorkommen konnten. Als man sich zur städtischen Siedlungsweise entschloß, mußte man natürlich bald die offene Bauweise, daß sich jeder sein Häuschen errichtete, wo es ihm beliebte, aufgeben, und wie das Beispiel von Gurnia (vgl. S. 141) schon für sehr alte Zeiten beweist, rückte man die Häuser in Reihen dicht aneinander, so daß Straßen dazwischen für den Verkehr frei blieben. Das mußte natürlich von großem Einflusse auf den Grundriss werden. Der dem Hause vorgelegte Hof mußte entweder an Tiefe verlieren, oder er wurde seitlich verschoben. So entstand ein neuer Grundriss, der auch in späteren Zeiten in den griechischen Städten viel benützt wurde und der sogar noch heutzutage in Athen bei kleineren Häusern in der Regel angewendet wird. Das Haus liegt nun seitlich an dem Hofe, um den es sich an einer oder an zwei Seiten herumlegt. Abb. 160 zeigt den schematischen Grundriss eines solchen modernen Hauses, der die Anlage gut veranschaulicht.

Gegen die Straße sind diese Häuser meist ganz geschlossen, der Eingang geschieht nur durch den Hof, der also dennoch Außenhof bleibt, und von ihm erst gelangt man durch eine, bei zwei Flügeln zuweilen auch noch durch eine zweite Tür in die Wohngemächer. Das Ganze ist demnach noch bis in unsere Tage nach dem alten Grundgedanken angelegt, bloß ist, der Notwendigkeit folgend, alles etwas seitlich verschoben. Diese Anlage scheint nach Beispielen von Kreta ebenfalls uralte zu sein, und man darf sie wohl auch für das älteste Athen annehmen. So konnte bei möglichster Beibehaltung der alten Grundform doch den neuen Bedürfnissen der Straße Genüge geschehen.

Die Straßen selbst waren unregelmäßig, krumm und winklig; für den, der diese zumeist engen Gassen durchschritt, boten sie wohl ein recht langweiliges und

wenig abwechslungsreiches Bild, denn die kleinen Häuser hatten keine Fassade wie unsere neueren Gebäude. Nach außen hin zeigten sie nur die glatte Lehmwand, ohne jede architektonische Gliederung. Pflasterung der Straßen war, wie die Rampe in Troja, Gurnia, die Straßen des alten Athen am Westabhang der Akropolis und andere Beispiele lehren, schon in sehr alter Zeit in Gebrauch. Meistens waren es große, unregelmäßige Steinplatten, die aneinandergelegt den Boden bedeckten. Zahlreiche in diese Steine eingefahrene Wagentheile beweisen, daß trotz der Enge des Weges ein verhältnismäßig reger Wagenverkehr stattfand. Da die Gassen aber oft kleine Krümmungen machten, waren die an solchen Ecken stehenden Gebäude oft in Gefahr durch anstoßende Wagenräder beschädigt zu werden; die Besitzer schützten sich dadurch, daß sie an solchen Stellen Prellsteine aufstellten, wozu sie einfach große Feldsteine benutzten; oder die Eingangstür wurde etwas erhöht angelegt, so daß man von rechts und links auf einer Rampe oder über einige Stufen zu dem Tore gelangte. Diese letztere Einrichtung ist der Anfang unserer Bürgersteige oder Trottoirs.

Da wo zwei Straßen sich kreuzten, erweiterte man sie gern etwas, so daß schon dadurch eine Art von kleinem Platze entstand. Für den Verkehr war dies notwendig, damit nicht an der Ecke selbst die von verschiedenen Richtungen kommenden Gefährten und Menschen zusammenstießen, und durch diese Erleichterung des Verkehrs geschah es, daß später auch Volksredner ihre Zuhörer oder Lehrer ihre Schüler an solchen Stellen um sich versammelten. Doch ließ man schon bald auch wirkliche Plätze frei, um zu bestimmten Gelegenheiten, wie Märkte, Festtage usw. Raum zu haben. Für solche Gelegenheiten mag in Kreta teilweise auch der Außenhof, der Palast und Stadt verband, gedient haben; eine Gelegenheit, wo dies sicher der Fall war, werden wir später bei Besprechung des Theaters kennen lernen. Für den gewöhnlichen, alltäglichen Markt, wo man seine Bedürfnisse für den Tag im Handel erwirbt, kann dieser Platz natürlich nicht benutzt worden sein,

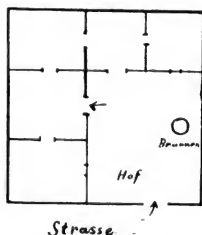


Abb. 100. Schematischer Grundriss eines Hauses in Athen. (S. 182.)

Plätze.

und da von den Zeiten ab, wo wir genauer über das antike Stadtbild unterrichtet sind, der Marktplatz eine große Rolle spielte, ja in Athen sogar durch seine Lage die spätere Entwicklung nach Norden statt nach Süden, was eigentlich natürlicher gewesen wäre, bedingte, darf man annehmen, daß er mit zu den ältesten Bestandteilen des griechischen Stadtbildes gehörte. Spielte sich doch am Markte der größte Teil des Lebens für die Männer ab.

Die
symbolische
Bedeutung des
Prytaneion.

Hier am Markte standen auch die wichtigsten, öffentlichen Gebäude; die Hallen, wo man sich den Bedarf für sein tägliches Brot besorgte, einzelne Heiligtümer und das Prytaneion, wo auf dem Stadtherde das heilige Feuer beständig brannte. So ward der Marktplatz gleichsam zum Symbol des Grundgedankens, nach dem das Privathaus errichtet war. Das Prytaneion, das wir heute Rathaus nennen würden, stellte gleichsam das Megaron der ganzen Stadt dar: in der Mitte brannte das Herdfeuer, von dem daran angezündete Lampen das lebenspendende Element aus der Heimat auch in die Ferne, in die Kolonien brachten. Der Platz davor, der als Markt diente, wäre demnach als der Außenhof zu betrachten. Man erkennt demnach in der Hauptanlage der Stadt eine symbolische Wiederholung des privaten Hauses. Was für den Einzelnen sein Haus bedeutet, das ist für die Gesamtheit der städtischen Bürger, die ja nach altarischem Siedlungsbrauche einst ebenfalls einer Familie entstammten, die Stadt mit ihrem eben geschilderten Hauptteile, dem Markte. Ja noch weiter ging diese symbolische Übereinstimmung. Man scheint sich noch lange erinnert zu haben, daß die Wohnung innerhalb des Hofes einst nur eine einfache, runde Hütte gewesen, und darum behielt das Prytaneion noch lange einen runden, oder wenigstens rundlichen Grundriss bei, indem zum mindesten die dem Eingange gegenüberliegende Schmalseite einen runden, absidenartigen Abschluss bildete. Wie die altarische Gemeinde, das Dorf und dann die Stadt aus der Familie hervorgegangen war, so sollte diese Beziehung auch später noch in den wichtigsten Stadtteilen sinnbildlich festgehalten werden.

Einfachheit
des ältesten
Stadtbildes.

Man sieht, gar zu prächtig dürfen wir uns diese ältesten Städte nicht vorstellen; im Gegenteil, sie waren recht einfach und blieben es bis in späte Zeiten hinein. Keine prunkenden Marmortempel hoben sich leuchtend gegen den tiefblauen Himmel ab, die Straßen eng und winklig, jedenfalls auch nicht allzu reinlich. Das was wir uns für gewöhnlich unter hellenischer Pracht vorstellen, das entstand zum ersten Male in dem Kopfe des Perikles, dessen Athen des ausgehenden 5. vorchristlichen Jahrhunderts ungefähr das werden sollte, was uns zumeist als die Regel vor Augen schwebt; und später noch sind darin einige Hauptstädte mächtiger Könige, wie z. B. Pergamon, oder wichtige und reiche Handelsstädte, wie Milet oder Korinth, nachgefolgt. So machen wir uns oft nach einigen wirklich berührend schönen Einzelheiten ein überschwängliches und falsches Bild vom Ganzen. Besonders das Privathaus blieb das ganze Altertum hindurch sehr einfach. Reiche ließen sich wohl im Innern die Wände von Künstlern bemalen und stellten in den Räumen Kunstwerke auf, nach außen aber erschienen alle Häuser, von Armen wie Reichen, gleich nüchtern und einfach. Bloß bei den öffentlichen, dem Kulte und der Verwaltung dienenden Gebäuden wurde auch auf die äußere Erscheinung mehr Gewicht gelegt; erstens, weil wie schon oben erwähnt, sich das Leben im Süden größtenteils in

der Öffentlichkeit abspielte, zweitens, weil diese der Gesamtheit und nicht einem einzelnen gehörenden Bauwerke auch die Macht und den künstlerischen Sinn der Gesamtheit auszudrücken bestimmt waren. Zu der Entwicklung dieser öffentlichen Bauten, besonders der Tempel, ward noch eine Erscheinung von großer Bedeutung. Durch den oben bereits eingehend besprochenen Synoikismos bildeten sich allmählig an Stelle der kleinen Fürstentümer, in denen von der Burg aus die umliegenden Dörfer beherrscht wurden, kleine selbständige Staatswesen heraus, deren Verwaltungs-

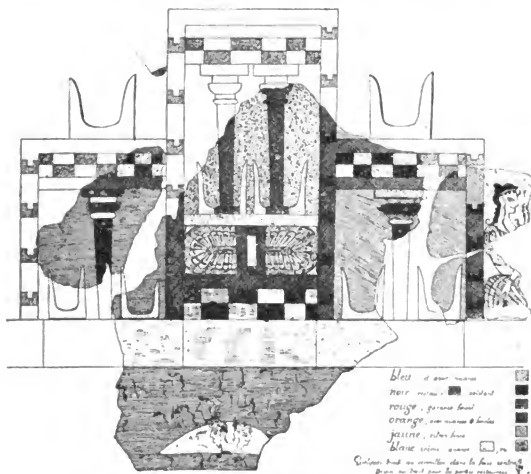


Abb. 161. Wandgemälde aus Knossos. (S. 186.)

mittelpunkt eine Hauptstadt war. Begünstigt wurde das Entstehen solcher Einzelstaaten auch noch durch die geographische Gliederung von Hellas, das ja besonders in der Peloponnes durch tiefeinschneidende Meeresbuchten und durch die hohen, das ganze Land durchziehenden Gebirge von Natur aus in verschiedene Landschaften eingeteilt wird, in denen sich die einzelnen griechischen Stämme in ihrer Sonderart erhielten und weiter entwickelten. Diese Stammesstaaten wurden auf verschiedene Weise regiert. Bei einigen hatte sich aus dem Gaufürstentum eine Königsherrschaft heraus entwickelt, oder einige vornehme und einflussreiche Familien wußten sich die Tyrannis, die auf Macht und Ansehen gegründete Herrschaft über die Stadt, zu

erwerben. Beides ist gut in Athen zu beobachten, wo auf das durch Theseus begründete Königtum später die Tyrannis der Pisistratiden folgte. Andere hellenische Staaten waren bald zu einer demokratischen Regierungsform übergegangen. So wurde in vielen Gegenden die Burg herrenlos, und auch da, wo noch Könige herrschten, mögen sie oft von der Burg in die Stadt selbst herabgezogen sein.

Kapelle,
Temenos und
Tempel.

Die Verehrung der Götter fand in den ältesten Zeiten in geheiligten Hainen, unter einem heiligen Baume oder sonst in einem *Temenos* statt. Tempel im eigentlichen, späteren Sinne gab es in der ältesten Zeit nicht. Wohl haben uns sowohl die Ausgrabungen in Knossos und Phaistos, als auch Wandgemälde aus Kreta und Darstellungen auf Goldschmuck aus Mykenae und anderen Orten der ägäischen Kultur auch Räume kennen gelehrt, die dem religiösen Kulte dienten, aber Tempel sind diese Räume nicht. In den Palästen sind es kleine Gemächer mit einer bankartigen Erhöhung an einer Seite; auf dieser Bank standen Statuetten und symbolische Darstellungen, die bei der Verehrung der Götter gebraucht wurden. Es waren also kleine Hauskapellen, die nicht wie der Tempel dem öffentlichen Kulte dienten. In Wandmalerei und auf Goldschmuck erscheinen kleine Bauten aus Holz, deren religiöser Zweck zwar von Anfang an erkannt wurde, deren wirklichen Zweck aber erst das Wandgemälde aus Knossos unserem Verständnis näher brachte. Unsere Abb. 161 zeigt den mittleren Teil dieses Bildes. Dargestellt ist ein in der Mitte überhöhter, säulengetragener Bau, auf und in dem noch merkwürdige hornartige Gebilde stehen, die man mit einem allgemein angenommenen Namen als Consecrationshörner bezeichnet. Die Säulen sowohl als diese Hörner spielten, wie durch zahlreiche Darstellungen auf Ringen und sonst bestätigt wird, eine große Rolle im Kulte; das sie umgebende Gebäude hat also ebenfalls religiöse Bedeutung. Sowohl seine geringe Größe als der Umstand, daß das Innere mit den besprochenen Kultgegenständen gedrängt voll erscheint, gestatten nicht die Auffassung, daß es ein Tempel sei. Man hat diesen Bau darum als Götterthron angesprochen, andere halten ihn für einen großen Altar. In beiden Bezeichnungen wird ein Körnchen Wahrheit stecken. Das Bild zeigt aber noch mehr. Rechts und links sind in einiger Entfernung Mauern (auf unserer Abbildung nicht mehr sichtbar) angegeben, die den Bau hofartig umgeben; auch Bäume sind sowohl in als vor dem Hofe gemalt. Das Ganze stellt also ein *Temenos* dar, und daß dieser geheiligte Bezirk nicht wie die kleinen Hauskapellen dem privaten Kulte diene, sondern dem öffentlichen Gottesdienste, das zeigt deutlich die dichtgedrängte Menschenmenge, die den ganzen Hof erfüllte, und von der mehrere Köpfe noch in unserer Abbildung sichtbar sind. Die ganze Figur rechts von dem Baue ist vielleicht eine Priesterin.

Für uns sind diese Bilder wichtig, weil sie zeigen, daß es im zweiten Jahrtausende vor Christo noch keine eigentlichen Tempel sondern nur heilige Bezirke gab; dann, daß der Kult sich hauptsächlich an religiöse Symbole knüpfte, und daß eigentliche Kultbilder in menschlicher Gestalt für den öffentlichen Gottesdienst noch nicht bestanden. Wohl haben sich zahlreiche Götterbilder gefunden, diese sind aber alle sehr klein, und schon nach ihrem Fundorte in den Hauskapellen können sie nur der privaten Verehrung gedient haben. Allmählich aber machte sich das Bedürfnis geltend, auch in den öffentlichen Heiligtümern größere Götterbilder aufzustellen.

Wann und wie dies geschah, entzieht sich vorläufig noch unserer Erkenntnis. Es dürfte aber erst nach dem Jahre 1000 v. Chr. geschehen sein. In diesen Jahrhunderten aber — genauer läßt sich dies leider heute noch nicht bestimmen — geschah es auch, daß die Burgen aus den oben angegebenen Gründen ihre politische Bedeutung verloren.

Während nun früher im Palaste auf der Burg nicht nur der Wohnsitz des Herrschers gewesen, sondern auch die Hauptstätte des religiösen Kultes, dessen oberster Vertreter der Fürst war, wurde damals die Burg ganz zum heiligen Bezirke umgewandelt des Megaron zum Tempel.

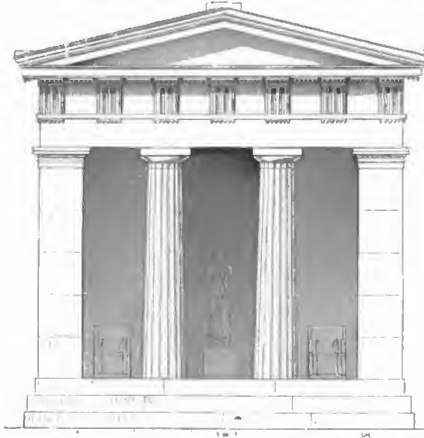


Abb. 162. Der Tempel der Themis zu Rhamnus. Als Beispiel eines *templum in antis*. (S. 188.)

umgewandelt. Als dann allmählich Götterbilder, und zwar in großer Gestalt, auch in den öffentlichen Kult Eingang fanden, fühlte man die Nötigung, diesen Bildern eine Wohnung zu bereiten, dem Gotte ein ihm geweihtes Haus zu bauen; und dazu wählte man das Prachtigste was man kannte, den Palast. So ward dieser schließlich in den Tempel umgewandelt, d. h. man richtete sich im Aufbause des Tempels nach dem älteren Anaktenhause. Da aber der Gott nur des vornehmsten Raumes, des Megaron, nicht auch der zahlreichen Nebengebäude bedurfte, ließ man diese aus und behielt nur das Megaron bei, und so konnte dieses, nachdem es dem menschlichen Gebrauche entzogen war, eine neue und reiche architektonische Entwicklung durchmachen.

Dies sind die Anfänge des griechischen Tempels und daraus erklärt sich auch vieles seiner architektonischen Gestaltung. Ob jemals ein wirkliches Megaron eines *templum in antis*.

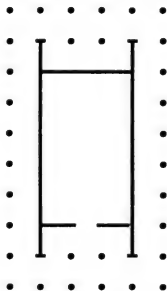
einstigen Königspalastes nach Abbrechung der überflüssigen Nebenbauten durch Aufstellung eines Kultbildes in einen Tempel umgewandelt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Dafs aber das Haus des Gottes dem wichtigsten und prächtigsten Teile in der Wohnung des Herrschers nachgeahmt worden sei, das zeigen untrüglich die Bauformen und der Grundrifs. Die älteste Gestalt des Tempels ist das *templum in antis*, das seinen Namen daher trägt, weil es nur aus einer viereckigen Cella für das Götterbild und einer vorgelegten Halle bestand, die als vorderen Abschluß zwei Säulen zwischen den beiden Anten, den die Halle bildenden, vorspringenden Teilen der Längsmauern, besaß. Dieser wohl älteste und einfachste Grundrifs des griechischen Tempels wurde für kleinere Gotteshäuser noch bis in späte Zeiten beibehalten. Ein gutes Beispiel bietet der Tempel der Themis zu Rhamnus (Abb. 162). Schon ein flüchtiger Vergleich dieses Tempels mit dem Palaste von Tiryns (Abb. 69 und 70) zeigt die überraschende Ähnlichkeit, die beiden Bauwerken gemeinsam ist. Diese Ähnlichkeit erstreckt sich aber nicht nur auf die Anlage des Grundrisses, sondern auch auf den weiteren Aufbau. Es macht fast den Eindruck, als seien alle Formen des nur aus Holz und Lehmziegeln bestehenden Megaron bei dem Tempel einfach in Stein nachgebildet worden. Wir haben hier ein gutes Beispiel des einfachsten dorischen Stiles vor uns, im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung wird es sich erweisen, dafs sich auch der ionische Stil ebenso ungezwungen aus der Grundform des Megaron ableiten läfst.

Da aber die ältesten Tempel nicht gleich in Stein, sondern lange noch aus Lehmziegeln mit Holzbalken und hölzernen Säulen errichtet wurden, ergab sich für die langen Seitenmauern, die eine große Fläche von Lehmziegeln ohne jeden Schutz Wind und Wetter preisgeben mußten, die Gefahr, dafs der Lehm durch Regengüsse bald abgespült oder weggefressen wurde, und es mögen darum in alter Zeit oft Wiederherstellungsarbeiten nötig geworden sein. Um nun diese Wände besser zu schützen kam man bald zu einer Anlage, die eine wesentliche Erweiterung des ursprünglichen Megarongrundrisses bedeutet. Schon früher mag man aus Gründen der Symmetrie darauf gekommen sein, die Vorhalle an der östlichen Schmalseite auch im Westen zu wiederholen, hier die Längsmauern ebenfalls als Anten vorragen zu lassen und zwei Säulen dazwischen zu stellen. So entstand die Hinterhalle oder der *Opisthodom*. Es lag nun natürlich nahe, mittels einer solchen Säulenhalle auch die Langseiten zu schützen, besonders da ja dadurch auch eine Verbreiterung des Daches bedingt war, die an und für sich schon die Wände zu schirmen geeignet war. Daraus ergab sich wieder eine neue Notwendigkeit. Hätte man diese Säulenhallen nur ebenso lang wie die Langmauern gemacht, so hätten die Schmalseiten ein wenig schönes Aussehen bekommen. Die Pfeiler der Anten wären mitten zwischen Säulen zu stehen gekommen, wie folgendes Schema zeigt.

Der
Peripteros.



Um dies zu vermeiden entschloß man sich, dadurch daß man im Osten und Westen die beiden Längshallen um je eine Säule verlängerte, das Dach an den Schmalseiten vorschob, und zu dessen Unterstützung auch hier vor die bereits bestehenden Hallen Säulenreihen stellte, den ganzen Tempel mit einer rings umlaufenden Säulenhalle zu umgeben, wie es nachstehender Grundriß veranschaulicht.



Es gibt einen in großen Teilen noch erhaltenen Tempel, der diesen Werdegang des dorischen Stiles gut veranschaulicht, d. i. der Tempel der Hera zu Olympia, in dem bei den deutschen Ausgrabungen der berühmte Hermes des Praxiteles gefunden wurde. Auf einem noch bestehenden Steinunterbaue erhoben sich einst die Wände der Cella und Vorhallen, die nur aus luftgetrockneten Lehmziegeln bestanden und darum bei ihrem Einsturze die unteren Mauern in einer dichten Lehmschicht schützend begruben. Rings um die Tempelwände läuft außen eine Säulenhalle, die an den Schmalseiten sechs, an den Langseiten dagegen sechzehn Säulen aufweist. Diese Säulen sind aber untereinander nicht gleich, sowohl die Dicke des Schaftes als das Profil des Kapitells sind bei allen verschieden, und die Art der Profilierung zeigt deutlich, daß sie nicht gleichzeitig, sondern in größeren zeitlichen Zwischenräumen errichtet wurden. Dies wird uns aber außerdem auch noch literarisch durch Pausanias bestätigt. Dieser Schriftsteller erzählt, daß die Säulen des Heraion einst alle aus Holz bestanden haben, und nur, wenn eine schadhaft wurde, sei sie durch eine steinerne ersetzt worden, so daß noch zu seiner Zeit eine alte hölzerne Säule unter den anderen von Stein gestanden und aus frommer Rücksicht auf ihr hohes Alter so erhalten worden sei. So haben die Helenen selbst die Erinnerung an die Entstehung ihrer Tempel am Heraion trenn bewahrt.

Aber auch dafür, daß die Tempel wirklich auch räumlich an die Stelle ehemaliger Herrscherpaläste traten, ähnlich wie im frühen Mittelalter oft christliche Kirchen über den Resten heidnischer Tempel erbaut wurden, haben sich bei den Ausgrabungen sichere Anhaltspunkte ergeben. In Troja sowohl als in Mykenae

Andere
Denkmäler als
Belege dieser
Umwandlung.

stand in späteren Zeiten ein Tempel über dem Palaste. Da aber beide Tempel viel jüngeren Zeiten angehören und in einer ziemlich höheren Lage standen, können diese nicht unmittelbar an Stelle des Palastes getreten sein, sondern können höchstens anzeigen, daß das einstige Palastgebiet bis in recht späte Zeiten hinein eine den Göttern geweihte Stätte blieb. Deutlicher wird die Umwandlung auf der Akropolis von Athen. Bei den Ausgrabungen fanden sich unter den Fundamenten des alten Athenatempels noch zwei Säulenbasen *in situ*, die sowohl ihrer Lage als Gestalt nach älter als der alte Tempel sein müssen, denn erstens liegen sie innerhalb des Pronaos



Abb. 163. Stadtanlage auf der Insel Psyra von Osten gesehen. (S. 192.) (Eigene Aufnahme.)

der ältesten Tempelanlage und ein wenig tiefer als dessen Fußboden, zweitens gehören sie ihrer Gestalt nach als Unterlage für hölzerne Säulen gewiß der mykenischen Zeit, aus der ja auch sonst noch manche Reste auf der Akropolis sich erhalten haben, an. Es macht also hier ganz den Eindruck, daß der Tempel selbst in sehr hohe Zeiten hinaufreicht, als sei die Stelle sofort, nachdem der Palast außer Gebrauch gesetzt wurde, durch den Tempel besetzt worden, und vielleicht wurden die Säulenbasen absichtlich im Fundamente belassen, gleichsam als symbolische Weihung der einstigen Herrscherwohnung an die Stadtgottheit.

Der alte
Athenatempel
der Akropolis.

Die Form dieses ältesten Athenatempels behielt als *templum in antis* noch ganz die Gestalt des Megaron bei, erst später wurde er durch Pisistratos im Umfange

erweitert, indem dieser Tyrann die umlaufende Säulenhalle herum erbauen ließ, wodurch alle vier Seiten nach außen an Ausdehnung gewannen, während der Innenraum, die Cella, ihre alten Mauern und damit auch die alte Größe beibehielt. Auf diese Weise haben wir auf der Akropolis ein vortreffliches Beispiel, nicht nur für die Verwandlung des Palastes in einen Tempel, sondern auch für die bangeschichtliche Entwicklung und Erweiterung des Grundrisses von dem dem Megaron noch nahe verwandten *templum in antis* zum Peripteros. Ja die Sage scheint mir in der Überlieferung, daß Erechtheus die Athena in sein Haus aufgenommen habe, auch noch



Abb. 164. Stadtanlage auf der Insel Psyra von Süden gesehen. (S. 192.) (Eigene Aufnahme.)

die Erinnerung an die älteren Verhältnisse bewahrt zu haben, als die Verehrung der Götter hauptsächlich im Königspalaste stattfand.

Mit dieser Betrachtung sind wir aber schon in ziemlich späte Zeiten gekommen, nämlich bis in das sechste vorchristliche Jahrhundert. Dieser Zeit gehören auch die zum Teil wohl ein wenig älteren Reste des ältesten Athens unterhalb der Akropolis an. Ältere wirkliche Stadtreste besitzen wir bis jetzt auf dem griechischen Festlande nicht. Bei keiner der mykenischen Burgen und auch nicht in Troja konnte noch eine Unterstadt nachgewiesen werden. Wohl kennen wir uralte Ansiedlungen, wie zu Orchomenos und an anderen Orten, und diese Siedlungen reichen zum Teile noch weit vor die mykenischen Zeiten bis in die neolithische

Die Stadt
eine verhältnis-
mäßig junge
Bildung.

Periode hinein, aber Städte sind sie nicht, sondern nur Gruppen von Gehöften oder kleinere Dörfer. Ich meine auch, daß wirkliche Stadtreste der ältesten Zeit wohl niemals auf dem Festlande entdeckt werden, einfach weil es in dieser Zeit bloß Weiler und Dörfer gab, was sich aus dem früher über den Synoikismos Gesagten leicht ergibt (vgl. S. 147 und 149). Nach altarischer Ackerbauergewohnheit mußte eben das Dorf das ältere sein, und noch in späten Zeiten fügten sich, wie wir bereits sahen, selbst Stadtbewohner nur ungerne dem einengenden Zwange der Stadtmauern.

Auf Kreta
ist die
Stadtbildung
älter.

Eine Ausnahme bildet scheinbar Kreta. Stadtmauern gab es zwar hier zuerst auch nicht, aber stadtartige, unbefestigte Ortschaften traten schon in sehr früher Zeit auf, wie nicht nur der vermutliche Stadtplan von Knossos, sondern auch die Ausgrabungen von Gurnia beweisen. Erst in den letzten Jahren wurden abermals zwei solcher Städte von dem Amerikaner Seager aufgedeckt, beide auf kleinen Inseln der Bucht von Mirabello, auf den Inselchen Psyra und Mochlos. Von dem Städtchen auf Psyra mögen die beiden Abbildungen 163 und 164 eine Anschauung geben. Wir sehen hier eine starke Übereinstimmung mit Gurnia. Dicht aneinander gedrängt stehen die kleinen, unansehnlichen Häuser und bilden kleine, enge Gässchen. Dennoch hat es auch hier Unterschiede zwischen vornehmeren und geringeren Häusern gegeben, die sich heute bei den Ausgrabungen freilich nur noch durch die Kleinfunde kund tun. In einigen Häusern wurden nicht nur reicher geschmückte und wertvollere Gefäße als in anderen gefunden, sondern manche enthielten auch noch an den Innenwänden einen reichen Schmuck von Wandmalerei, der den ärmeren Häusern gewiß abging.

Groß waren diese Orte der frühesten Zeit auch auf Kreta nicht, man sieht, daß auch hier noch ein dörflich-bäuerliches Leben mit Bewirtschaftung der ganz nahe gelegenen Felder die Hauptsache war, doch hat an der Küste, wie auf Psyra und Mochlos, sicher auch schon der Handel eine wichtige Rolle gespielt. Daß hier bald größere Gemeinwesen entstehen konnten, wird wohl einmal in der schon besprochenen anderen Lage des Ortes zum Palaste, dann aber auch in den alten Handelswegen zur See nach den anderen Inseln des ägäischen Meeres und bis Ägypten seinen Grund haben, durch welche letztere Ursache ja Kreta schon in prähistorischen Zeiten zu einer Seemachtstellung gelangte, von der z. B. die Sagen von König Minos noch später beredtes Zeugnis ablegten.

Langes
Nachleben
des Megaron
und seine
Bedeutung
für unsere
Erkenntnis.

So finden wir durch lokale Umstände begünstigt auf Kreta nicht nur die reichste Entwicklung des Palastes, sondern auch die ältesten Anfänge der Stadtbildung, und damit auch die älteste, durch die Straßen sich notwendig ergebende Umbildung des Hausgrundrisses (vgl. S. 182). Daneben mag der reine Megaronstil noch lange für frei stehende Häuser, besonders auf dem Lande in Geltung geblieben sein, ja er ist bis heute in Griechenland noch nicht ausgestorben. Die Umgebung Athens und die Peloponnes bieten hierfür zahlreiche Beispiele. Ein sehr lehrreiches, das heute leider bereits abgerissen ist, sah ich vor einigen Jahren in Ammochostos auf Cypern (Abb. 165). Wir sehen gerade hieran sehr deutlich die innige Verwandtschaft, die zwischen dem Palastmegaron, dem Wohnhause und dem *templum in antis* bestand. Ja die Ähnlichkeit in der Entwicklung geht sogar noch etwas weiter, indem dadurch, daß statt der Anten auch an den Ecken Säulen aufgestellt sind, und

die Vorhalle darum von drei Seiten offen ist, sich der Grundriffs auch bereits dem aus den gleichen Raumgedanken entstandenen ionischen Stile nähert. So konservativ ist der Orient und hält, was er einmal erfunden und für gut befunden, durch Jahrtausende zähe fest (vgl. S. 199 und Abb. 162 und 172).

Doch wir müssen noch etwas auf Kreta verweilen, denn so sehr einfach die Anlage dieser Städtchen auch ist, einige älteste Züge des Stadtbildes zeigen sich doch bereits an ihnen, und zwar, um bei den bereits bekannten Beispielen zu bleiben,

Ansätze
späterer Ent-
wicklungen
kenntlich auf
Kreta.



Abb. 165. Kaffeehaus in Ammochosto auf Cypern. (S. 192.) (Eigene Aufnahme.)

andere in Gurnia und wieder andere auf Psyra. In Gurnia gruppiert sich die Stadt um den Palast herum, und an dem offenen, der Stadt zugewendeten Hofe sind wie in Phaistos und Knossos, in Gurnia nur in kleinerem Maßstabe, die eigentümlichen Stufenanlagen auffällig, deren Bedeutung wir im späteren Stadtbilde bei Besprechung des Theaters noch näher kennen lernen werden. Auf Psyra fehlen der Palast und dieser Hof, oder sind bis jetzt noch nicht nachgewiesen, dafür findet sich hier etwas anderes sehr Wichtiges. Das Städtchen liegt nämlich auf einer nach Osten vorspringenden Halbinsel, so daß durch die sonstige Gliederung der Küste im Norden und Süden kleine als Häfen brauchbare Buchten gebildet werden. Die klimatisch und wegen der nahe davon vorgelagerten Nordküste Kretas günstiger für die Schifffahrt gelegene Bucht ist die südliche, von der ein Stück noch auf Abb. 164 zu

erkennen ist. Und wirklich muß diese einst als Hafen benutzt worden sein, denn von dem Rücken der Halbinsel ziehen sich mehrere als Treppen gestaltete Gassen den Abhang hinab nach der Meeresbucht.

Wasser-
versorgung
und
Bestattung.
Aber mit der Erbauung von Wohnhäusern war noch nicht alles geschehen, dessen eine Stadt bedurfte und bedarf; für mancherlei sonstige Notwendigkeiten blieb noch zu sorgen, und da sind es, wenn wir von dem bereits im vorigen Abschnitte besprochenen Befestigungen zum Schutze und zur Verteidigung absehen, besonders zwei Bedürfnisse, die einen gewissen Einfluß auf das Stadtbild ausübten; diese sind erstens die Notwendigkeit die Stadt mit Wasser zu versehen, zweitens die Sorge für die Verstorbenen.

Sammelstellen
des Wassers
vor der Stadt.
Die ältesten und einfachsten Arten der Wasserversorgung waren die, die sich entweder einer Quelle vor der Stadt zu bedienen, wobei man leicht durch Erweiterung und Vertiefung am Anfangslaufe der Quelle ein stets mit Wasser gefülltes Becken herstellen konnte, oder das Regenwasser in Cisternen aufzufangen, indem man diese Cisternen entweder in den gewachsenen Felsen trieb, oder, wo diese Möglichkeit nicht geboten war, eine Ausschachtung aus der Erde mittels Mauerwerk wasserundurchlässig machte. Beide Arten gehen schon in unvordenkliche Zeiten zurück. Bei Troja befindet sich eine alte Quellanlage, die 1882 von Schliemann entdeckt wurde. Unweit der Burg ist ein Stollen in den Kalkstein des Hügels hineingetrieben, er ist 3 m breit und 1,68 m hoch. Nach 18 Metern teilt sich dieser Stollen in drei Arme, und etwa 10 m weiter entspringt am Ende jedes Armes eine Quelle, die durch diese Anlage vereinigt und dadurch ergiebiger an Wasser gemacht wurden. Da aber Troja bis in späte römische Zeiten bewohnt blieb, und sich auch Spuren einer römischen Röhrenleitung in diesem Kanale fanden, könnte diese Anlage wohl auch ziemlich jung sein; das ist aber sicher hier nicht der Fall, denn erstens fanden sich außer diesen jungen Resten auch solche von unbehaueuem, sogenanntem kyklopischen Mauerwerke, die mit ähnlichen Anlagen in Tiryns und Mykenae übereinstimmen. zweitens wird diese Stadtquelle auch von Homer in der Ilias bereits ganz ähnlich geschildert.

Auch die Reste des ältesten Athen enthalten uralte, noch deutlich erkennbare Wasseranlagen. Im ältesten Stadtgebiete selbst entspringt an drei Orten Wasser. Auf der Burg das alte Dreizackmal des Poseidon, dann die sogenannte Klephsydra und eine wasserspendende Felsenkammer im Gebiete des späteren Asklepieions. So wäre Athen wohl in sich selbst genügend mit Wasser versehen gewesen, aber da der Kalkstein des Akropolisfelsen auch reichlich Salze enthält, bringen alle diese drei Quellen ein brackisches Wasser zu Tage, das zumindest als Trinkwasser recht unangenehm zum Gebrauch ist; darum sah man sich zeitig schon um besseres Wasser um, und dieses fand man nicht weit der Stadt an der im Plane (Abb. 159, S. 181) mit *D* bezeichneten Stelle. In späteren Zeiten stand hier der Stadtbrunnen Eneakrinos, die Anlage selbst reicht aber in viel höhere Zeiten hinauf und war einst von einfacherer Art. Man hatte hier eine Kammer und einen das Wasser sammelnden Schacht aus dem Felsen geschlagen, worin das reichlich im Berge vorhandene und an den den Kalk unterbrechenden Lettenschichten nach abwärts geleitete Regenwasser aufgefangen und den Bedürfnissen der Stadt dienstbar gemacht wurde. Als

später auch der Pnyxhügel stark mit Häusern bebaut wurde, so daß weniger Wasser in die Tiefe drang, außerdem aber auch im Hofe fast jeden Hauses eine Cisterne errichtet wurde, die den Regen auffing, konnte diese alte Anlage nur wenig Wasser spenden, und darnach legte Peisistratos eine unterirdische, in großen Teilen heute noch erhaltene Wasserleitung an, die in Röhren das Wasser vom Hymettos bis hierher führte.

Die besprochenen Anlagen hatten aber den Nachteil, daß sie außerhalb der Städte lagen und darum in Kriegszeiten die Gefahr nahe lag, vom Wasser abgeschnitten zu werden. Um dieser Gefahr zu entgehen trachtete man frühzeitig danach sich auch innerhalb der Burg oder Stadt dieses für das Leben so wichtigen Elementes zu versichern. In der Nordmauer von Mykenae befindet sich ein den Magazinen von Tiryns ähnlicher Gang. Innerhalb der Mauer selbst führen 16 Stufen nach unten, auf die noch 83 weitere unterirdische Stufen folgen. Das Ende des Ganges bildet ein viereckiges 3,7 m tiefes Becken. Auch in dem Palaste fand man in einem Raume unter dem Fußboden Reste einer Wasserleitung mit Tonröhren von viereckigem Querschnitte. Ähnliche Röhrenwasserleitungen haben sich ja auch im Palaste von Knossos erhalten.

Eine andere Anlage, der vorhin besprochenen alten Wasserkammer in Athen nicht unähnlich, war in Troja im Innern der Burg in Gebrauch. Hier bohrte man Tiefbrunnen, die von der Oberfläche aus senkrecht tief in den Felsen getrieben wurden, bis man eine wasserführende Schicht im Gestein traf. Wo diese Schächte über den Felsen reichten und durch Erde aufwärts führen, wurden sie zum Schutze ausgemauert. Lange Zeit, zum Teil bis in die Zeiten des Hellenismus und bis in die Römerherrschaft, waren diese Brunnen in Gebrauch, und mit dem allmählichen Anwachsen des Bodens wurden auch sie immer wieder durch die neuen, jüngeren Schichten weitergeführt und oben von Neuem ausgemauert, so daß man heute noch an den verschiedenen Arten ihrer Hintermauerungen, sowohl das hohe Alter ihrer ersten Anlage, als auch die mannigfachen Kulturschichten durch die sie reichen, erkennen kann. Drei dieser Brunnen gehen deutlich bis in die Zeiten der sechsten Schicht, in das homerische Troja zurück und blieben sichtlich durch alle Zeiten, so lange eben die Stätte Ilios besiedelt war, in Gebrauch.

War es schon ein unschätzbarer Vorteil im Gebiete der Ansiedlung selbst Anlagen zum Bezuge lebenden Wassers zu besitzen, wo die Frauen und Mädchen stets und sicher schöpfen konnten, so mögen bei zunehmender Bevölkerungszahl die engen Brunnenränder doch mit der Zeit manche Unbequemlichkeiten geboten haben; andererseits konnte, wie das Beispiel von Athen bereits zeigte, durch das Anwachsen der Stadt und damit der mit Häusern bebauten Fläche das Wasser auch zuweilen ausbleiben, darum sorgte man schon frühzeitig dafür, gutes Wasser auch von auswärts in Röhrenleitungen in die Stadt zu führen. Der Leitung des Peisistratos geschah bereits Erwähnung, und eine andere, wohl noch ältere Wasserleitung findet sich bei der antiken Stadt Samos (heute Dikani) auf der gleichnamigen Insel. Die Stadt erhob sich auf einer schmalen Küstenebene, die einerseits vom Meere, andererseits von hoch aufsteigenden Felsenhängen begrenzt wird. Hier war es natürlich schwer gutes Trinkwasser zu beschaffen, jenseits des einen Hügels aber entspringen in einem Tale reichliche Quellen. Diese faßte man, und da es nicht möglich war, das Wasser

Sammelstellen
des Wassers
in der Stadt.

Wasser-
leitungen.

über den Hügel hinüberzuführen, durchbohrte man den Berg mit einem Tunnel. Von beiden Seiten stach man den Berg an und trieb Stollen in ihn hinein. Und so genau wußte man schon damals, auch ohne unsere heutigen genauen Instrumente zu arbeiten, daß diese beiden Stollen, deren Gesamtlänge etwa einen Kilometer beträgt, genau in der Mitte des Berges aneinander trafen, und bloß ein geringfügiger Höhenunterschied durch Herstellung einiger Stufen auszugleichen war. Noch heute ist dieser Gang begehbar, und daneben läuft am Boden eine grabenartige Vertiefung hin, in der einst die Röhren der Leitung lagen.

Brunnen-
häuser.

Das so gewonnene Wasser konnte dann am Ende der Leitungen entweder in großen gemauerten Becken aufgefangen und nutzbar gemacht werden, oder man



Abb. 166. Brunnenbild einer schwarz-
figurigen Vase. (S. 196.)

errichtete Brunnenhäuser, wo das Wasser sich aus der Hauptröhre in kleinen Röhren verteilt und aus einer beliebigen Anzahl von Mündungen hervorsprudeln kann. Zu diesem Zwecke stellte man hallenartige Gebäude her, an deren Langwand eine oder mehrere Röhren das Wasser in die untergestellten Gefäße ergossen. Die Mündungen der Röhren wurden gern mit einem Schmucke versehen. Zuweilen setzte man eine Tiergestalt liegend oder knieend auf die Röhre, wie z. B. ein altes schwarzfiguriges Vasenbild ein Pferd über der Röhre zeigt (Abb. 166). Dieses Bild zeigt zugleich die einfachste Anlage, eine einschiffige dorische Halle. Doch konnten solche Säulenhallen auch in dem Sinne leicht verdoppelt werden, daß sich an eine gemeinsame Längswand zu beiden Seiten je eine Halle anschloß. Auch die Röhrenöffnungen wurden bald sinnvoller statt mit daraufgesetzten Figuren nur mit den Masken von Menschen oder Tieren, denen das Wasser aus der Mundöffnung fließt,

verkleidet. Auch diese reichere Art der Anlage wird bereits von einem schwarzfigurigen Vasenbilde veranschaulicht (Abb. 167). Solche Brunnenhäuser trugen also schon in frühen Zeiten, soweit wir bis jetzt erkennen können, mindestens seit dem siebenten und sechsten Jahrhunderte, wesentlich zur Erscheinung und Gliederung des Stadtbildes bei, ja auch die früheren Schachtbrunnen und die Quelfassungen vor der Stadt müssen schon viel früher von Einfluß auf das Gesamtstadtbild gewesen sein.

Stilistisch
Auffalliges
an Brunnen-
häusern.

Noch etwas anderes ist an den beiden erwähnten Vasenbildern von Bedeutung. Die Säulen zeigen deutlich, daß diese Hallen im dorischen Baustile gedacht sind; da erscheint es auf den ersten Blick befremdlich, daß in beiden Bildern an den Ecken des Daches die großen aufwärts gerichteten Spiralen auftreten. Sie scheinen hier ganz grundlos, ja sogar stilwidrig angebracht zu sein; doch kann dem nicht so sein, und eine genauere Betrachtung belehrt uns hier sowohl über die Unterschiede, als auch, was wohl noch wichtiger ist, über einige gemeinsame Ursprünge des dorischen

und ionischen Stiles. An unseren Bildern bilden die Spiralen offenbar die Enden der von dem Firste herabkommenden äußeren Dachbalken. Eine für das Auge sinnvolle dekorative Verkleidung der Abschlüsse vorstehender Architekturteile wurde aber in der ältesten griechischen Architektur mit Vorliebe geübt; so ist ja auch der Triglyphenfries des dorischen Stiles entstanden. Für diese Dachbalken war aber das volutenartige Aufrollen der unteren Enden ganz gewifs nicht nur sinnreich, sondern auch reizvoll für den Beschauer, und in zweifacher Art wurde diese Endigung in der späteren Architektur weiter entwickelt. Einmal entstanden daraus die Eckakroterien am Dache, und dafs solche wirklich anfangs gern als spiralförmige Scheiben gebildet wurden, zeigen uns die erhaltenen Terrakottaverkleidungen von Balkenenden sehr alter Bauwerke (Abb. 168). Zweitens aber war man für diese Form nicht gerade an

Akroterion
und ionisches
Kapitell
gleichen
Ursprunges.



Abb. 167. Darstellung eines doppelten Brunnenhauses auf einer schwarzfigurigen Vase. (S. 196.)

die schief herabkommenden Dachbalken gebunden, auch die Enden horizontaler Balken konnten so verziert werden, und hierfür eignete sich ganz besonders das zwischen das Kapitell der Säulen und das von diesen getragene Gebälke eingeschobene Sattelholtz. Auch hier zeigt uns ein altes Vasenbild, dafs man bald auf diesen Gedanken dieses Kapitellabschlusses verfiel (Abb. 169), und auch sehr alte Kapitelle von Athen, die freilich nicht Architekturteile, sondern hier Statuen als Weihgeschenke zu tragen hatten, zeigen noch deutlich, dafs sich zwischen dem eigentlichen Polster des Kapitells und der zu tragenden Fläche ein wagerechtes Stück einschob, dessen Enden mit Spiralen geschmückt wurden (Abb. 170). Sinnvoll wirken diese Spiralen schon darum auf den Beschauer, weil sie für das Gefühl den starren Druck der oben wuchtenden Last zu mildern und in ein leichtes, elastisches Tragen aufzulösen scheinen.

So haben die späteren Eckakroterien und das ionische Kapitell den gleichen Ursprung, und wirklich sehen wir an sehr alten Bauwerken auch andere Merkmale beider Stile, sowohl des dorischen als des ionischen, nebeneinander auftreten. Ein gutes Beispiel liefert der Tempel von Assos in Kleinasien. Schon bei Betrachtung des alten Anaktenhauses lernten wir die Bedeutung der vorspringenden wagerechten

Andere
scheinbare
Mischungen
dorischen
und ionischen
Stiles.

Balkenköpfe unter dem Dache und der zwischen diesen Balkenköpfen freibleibenden und für die Beleuchtung des Inneren so wichtigen lückenartigen Öffnungen kennen. Als dann das Megaron in den Tempel umgewandelt und der ganze Bau aus der Holzkonstruktion in Stein übertragen wurde, waren diese sichtbaren Balkenenden und die Öffnungen nicht mehr nötig; da die Form aber konstruktiv einmal gefunden



Abb. 168. Spiralige Terracottaverkleidungen der Dachsparren eines alten griechischen Bauwerkes. (S. 197.)

war und sich auch zum architektonischen Schmucke eignete, behielt man sie dennoch auch im Steinbaue bei; so entstand daraus der dorische Metopen- und Triglyphenfries (Abb. 171). Wo man aber infolge der architektonischen Construction dieser Unterbrechung durch die Triglyphen nicht bedurfte, und das war im ionischen Stile der Fall, da entstand ein leerer freier Streifen am Gebälke, den man, um die glatte



Abb. 169. Scheinbar dorisches Kapitell mit Voluten aus einem Vasenbilde. (S. 197.)

Späteres
Beispiel am
Parthenon.

Eintönigkeit zu unterbrechen, gern mit einem fortlaufenden Reliefbande schmückte, waren doch schon die Metopen stets gern mit Reliefszenen verziert worden (vgl. Abb. 171). Aus diesen ursprünglich praktischen Gründen leitet sich der Relieffries des ionischen Stiles her. Aber er war zuerst nicht ein spezielles Kennzeichen der ionischen Architektur, auch an dorischen Gebäuden fand er in alter Zeit statt der Triglyphen Anwendung, und eben dies erkennt man am besten an dem bekannten Fries des Tempels von Assos. Demnach waren die Schmuckformen der beiden Stile ursprünglich nicht so streng geschieden als wir es jetzt zu tun gewohnt sind, und auch in späteren Zeiten kamen vereinzelt Übernahmen von Schmuckelementen aus dem einen Stile in Bauwerke des anderen vor. Das berühmteste Beispiel ist wohl der Fries an der Cellamauer des Parthenon, wofür hier freilich ein leicht erkennbarer und tiefer künstlerischer Grund vorlag, denn so zeigen alle bildlichen Darstellungen an diesem Bane eine fein erwogene Reihenfolge. Zuerst fallen die Giebel in die Augen. An diesen ist die Geburt der Athena und ihr Streit mit Poseidon um die Herrschaft Attikas dargestellt. Auf den Metopen des Triglyphenfrieses über den Säulen der Umgangshalle erblickt man Szenen aus der mythischen Geschichte des Landes, die

für die Beziehungen der Göttin zu Attika wichtig sind. Darauf folgt dann der Fries an der Cellawand, der in dem dargestellten Panathenäenzuge die Verehrung zeigt, die die Bewohner Athens ihrer Hauptgöttin zollten. So war der Besucher des Heiligtums durch diese Abstufung im Inhalte der Reliefs schließlich würdig vorbereitet um in das Innere des Tempels einzutreten und dem gewaltigen Goldelfenbeinbilde der Göttin selbst gegenüberzustehen.

So dürfen uns also scheinbare Stilmischungen, wie wir sie schon an den Brunnenhausbildern sahen, nicht verwundern. Sowohl der dorische als der ionische Tempel sind aus der gemeinsamen Wurzel des Megaron im Herrscherpalaste entstanden, im Grundrisse blieben sie sich stets sehr ähnlich, die Hauptunterschiede beruhen in den architektonischen Schmuckelementen des Aufbaues. Ein Blick auf Abb. 162 und 172 wird dies verdeutlichen. Bei dem Tempel der Nike Apteros sind

Gemeinsame
Wurzel
beider Stile
im Megaron.



Abb. 170. Altionisches Kapitell von Athen. (S. 197.)

ebenso wie an dem modernen Beispiele Abb. 165 die Anten einfach durch Säulen ersetzt; im Übrigen gleicht der Grundriß ganz dem des *templum in antis*.

Schon vorher erwähnte ich, daß auch die Bestattungsplätze der Toten von Einfluß auf die Erscheinung des Stadtbildes gewesen sind. Soweit wir arische Sitte zurückverfolgen können, war es immer Gebrauch, ja wohl Vorschrift, die Toten nicht innerhalb der bewohnten Stätten zu begraben, sondern außerhalb der Dörfer oder Städte. Diese Gewohnheit findet sich zwar auch vielfach bei Völkern anderer Rassen, kam aber, wenigstens in den ältesten Anlagen, nicht so zur alleinigen Geltung, was z. B. durch Gräber innerhalb der Hausfundamente bewiesen wird, die mehrfach in Assur bei den Grabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft gefunden wurden. Auch in Syrien fand man solche Bestattungen unter dem Fußboden der Häuser. Wenn sie auch hier nach den Untersuchungen Macalisters, Schnhmachers und Sellins vielleicht auf Menschenopfer bei der Fundamentierung zurückzuführen sind, so zeigt diese Übung doch deutlich an, daß bei den Semiten diese Abneigung gegen Bestattungen im Hause und damit auch in der Stadt nicht so allgemein durchgedrungen war als bei den Ariern, bei denen diese Abneigung zuerst wohl aus Gesundheitsrücksichten schon in den ältesten erkennbaren Zeiten alleinige Geltung besaß.

Bestattungs-
plätze.

Die Schacht-
gräber
von Mykenae.

Eine Ausnahme von dieser Regel scheinen die sechs, innerhalb eines gemeinsamen Plattenringes liegenden Schachtgräber von Mykenae zu bilden, da sie hinter dem Löwentore innerhalb der Burgmauer lagen. Aber auch für diese Ausnahme dürfte sich bei genauerer Erwägung der örtlichen Verhältnisse leicht eine Erklärung finden. Schuchhardt hebt bereits hervor, daß „sich auf dem Niveau des Plattenringes keine Spur irgend welcher alten Baulichkeiten erhalten hat, was um so mehr auffallen muß, als die ganze übrige Burg mit Resten von solchen übersät ist“. Hierin liegt nun meines Erachtens die Erklärung für diese ganze Gräberanlage. Die Stelle, wo

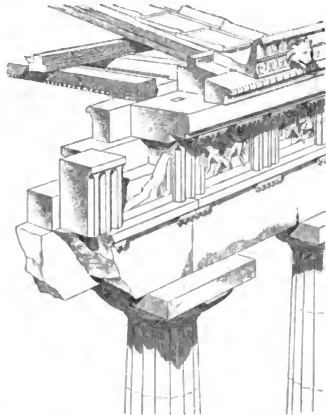


Abb. 171. Gebälkekonstruktion des Parthenon; zur Erläuterung des Metopen- und Triglyphenfrieses. (S. 198.)

die Gräber sich befinden, ist eine der tiefstgelegenen des ganzen Burggebietes, und die Gräber selbst sind aus dem ursprünglich zu Tage liegenden Fels herausgeschnitten. Der Plattenring, der sie zu umgeben scheint, steht auf einem höheren Niveau, das durch starke Erdaufschüttungen über den Gräbern entstanden ist. Der Ring ist also jünger als die Gräber, und um diesen Ring herum befinden sich die Mauerreste einiger alter Gebäude. Daß diese ebenfalls wieder etwas jünger als der Ring sind, ergibt sich daraus, daß die dem Ringe zugewendeten Mauern sich seiner Rundung so anschließen, daß gleichsam ein äußerer Umgang durch sie gebildet wird.

Ich erkläre mir nun die ganze Anlage so. Die sechs, der mykenischen Herrscherfamilie gehörigen Gräber lagen ursprünglich außerhalb des Burggebietes, jedoch dicht daran und an einer tiefer gelegenen Stelle. Als man dann die Burg

erweitern wollte, schüttete man Erde auf und bildete so eine Art gleichmäßiger und höherer Fläche, der die Burgmauer, die hier wohl auch jünger als die Schachtgräber ist, als Stützmauer diente. Dadurch wären aber diese Gräber verschüttet und dem Totenkulte entzogen worden. Dies durfte nicht geschehen, sondern sie sollten der frommen Pflege und Verehrung späterer Generationen erhalten bleiben. Darum schloß man den ganzen Raum, gleichsam als heiligen Bezirk, dauernd kenntlich mit dem Plattenringe ein, und ringsherum konnte sich die Burg den neueren Bedürfnissen entsprechend erweitern. So kamen diese Gräber, die ursprünglich vor der Burg lagen,

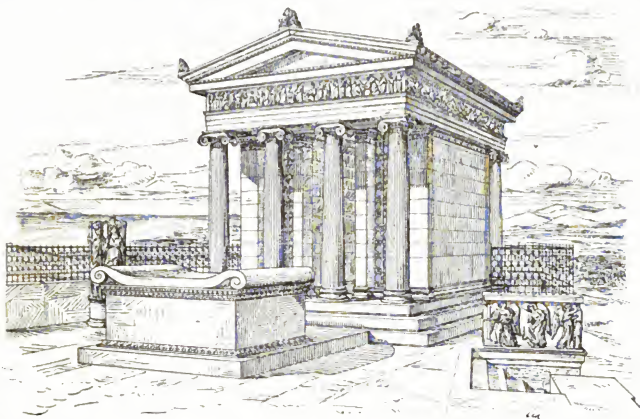


Abb. 172. Tempel der Nike Apteros auf der Akropolis zu Athen. (S. 199.)

allmählich in deren Gebiet herein und verdankten ihre weitere kenntliche Erhaltung dem Umstande, daß hier eben die Vorfahren der Herrscherfamilie bestattet waren. Die späteren Herrscher wurden dann wieder außerhalb der Burg in den Kuppel-
gräbern beigesetzt, und diese Kuppelgräber müssen mit ihrem weiten Dromos und der abschließenden reich geschmückten Eingangswand auch schon entschieden von Einfluß auf das äußere Stadtbild gewesen sein.

Kuppelgräber
und bienen-
korbtartige
Gräber.

Auch die Vorfahren der Kuppelgräber, die kleineren bienenkorbtartigen Gräber, die sich auf Kreta mehrfach in größerer Anzahl beisammen finden, z. B. oberhalb des heutigen Dorfes Kavusi, werden schon bestimmend auf die Erscheinung der nächsten Umgebung um die Ansiedlungen eingewirkt haben. Außer den Kuppelgräbern dürften

aber die Nekropolen vor den Städten noch keinen sehr auffallenden Eindruck gemacht haben, obwohl einzelne Stelen über Gräbern schon sehr früh in Gebrauch kamen, wie schon die Stelen der mykenischen Schachtgräber bezeugen. Aber eine reichere künstlerische Ausschmückung der ganzen Nekropole wurde doch erst in späteren Zeiten üblich und ist darum im späteren Abschnitte zu behandeln.

Das Stadtbild
außerhalb
Griechenlands.

So sehr einfach wir uns nach alle dem Gesagten auch das griechische Stadtbild in den ältesten Zeiten vorzustellen haben, so besitzen wir für Hellas doch die meisten Anhaltspunkte, uns die Erscheinung der Stadt und ihre Zusammensetzung aus einzelnen Teilen zu veranschaulichen. Weniger gelingt uns dies schon auf italischem Boden. Wir kennen zwar mit Sicherheit in Italien eine sehr große Anzahl von Stellen, da uralte Städte einst gestanden, können nach mancherlei Anhaltspunkten, wie es uns die natürliche Bildung des Geländes, einzelne alte Mauerreste, die Lage der Bestattungsplätze zur bewohnbaren Fläche und anderes bieten, den Umfang dieser Städte noch recht genau bestimmen, aber für die einzelnen Teile des Stadtbildes ist aus alle dem nur wenig zu entnehmen. Über die Gründung solcher italischer Städte war bereits im vierten Abschnitte die Rede. Die dort geschilderte Umgrenzung der Stadt, die Befestigungen und die zwei sich womöglich in der Stadt selbst schneidenden Hauptstraßen werden immerhin die Art, wie sich die Stadt den Blicken darbot, beeinflusst haben. Im übrigen mag das Innere dieser Ortschaften lange Zeit noch viel einfacher und schmuckloser, als das der ältesten griechischen Städte ausgesehen haben und wird hauptsächlich aus kleinen Häusern bestanden haben, die teils aus Steinen oder Lehmziegeln, teils noch aus Holzwerk und Stroh errichtet waren. Als Raum, wo sich das öffentliche Leben abspielte, mag ein Platz am Schnittpunkte der beiden Hauptstraßen *Cardo* und *Decumanus* gedient haben. Aus diesem Platze entwickelte sich später das Forum mit seinen prächtigen öffentlichen Gebäuden. In ältester Zeit aber, als diese Ortschaften noch klein waren, und gleich wie in den alten griechischen Burgen das Volk, das auf seinen umliegenden Äckern verstreut wohnte, nur einige Male des Jahres zu Märkten oder sonstigen Gelegenheiten in der Stadt sich versammelte, dienten nur von Fall zu Fall aufgeschlagene Bretterbuden dem öffentlichen Leben und Verkehr. Auch die Tempel haben den ältesten Stadtanlagen gefehlt. Ein geheiligter Bezirk, zumeist ein nahe der Ansiedlung gelegener Hain, diente der Verehrung der Götter. Doch müssen darin recht große Unterschiede, je nach der Gegend und den diese bewohnenden Volksstämmen, geherrscht haben, denn nach etruskischer Lehre, die ja ihren Einfluß auf große Teile Italiens erstreckte, hatten nur jene Ortschaften Anspruch auf den Namen Stadt, die zumindest drei Tore und drei Tempel besaßen. Leider aber sind wir für das Aussehen dieser Tempel nur auf die Nachrichten späterer Schriftsteller angewiesen, denn in sicheren banlichen Überresten ist uns ein einziger etruskischer Tempel erhalten, und dieser gehört ebenfalls einer recht späten Zeit an und liegt in einer Gegend, die, obwohl stark unter etruskischem Einflusse, doch nicht als rein etruskisch betrachtet werden darf, d. i. Marzabotto südlich Bolognas; und von dem nach etruskischem Ritus errichteten und im Altertum berühmten Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom sind uns leider zu wenige Mauerreste erhalten. Diese Reste sind zum Teil im Baue der Deutschen Gesandtschaft zu Rom, zum Teil in dem dazu gehörigen Garten verbaut und teilweise noch zu erkennen.

Auch älteste
italische Städte
sehr einfach.

Auch mögen nach diesem Brauche nur wenige der zahlreichen und meist befestigten Orte Etruriens, die sich heute noch nachweisen lassen, von Anfang an den Namen Stadt verdient haben, denn bei weitem nicht alle Orte dürften einen eigenen Tempel besessen haben. Südlich des Apennin, im heutigen Toscana, und nördlich dieses Gebirges bildete sich nämlich je ein Zwölfstädtebund. Der Bund südlich des Apennin besaß in der Nähe des Sees von Bolsenna ein gemeinsames Heiligtum, an dem gemeinsame religiöse und politische Feste gefeiert wurden. Wann neben diesem gemeinsamen Hauptheiligtume noch besondere in den Städten entstanden, wissen wir nicht. In späteren Zeiten war das Verhältnis dann ähnlich wie in Griechenland. Hier gab es einzelne ganz Hellas dienende heilige Orte, wie Olympia, Delos, Delphi oder solche, die bloß einem größeren Stammesverbande angehörten, wie das Panionion in Kleinasien; diese dienten aber bloß zu bestimmten Zeiten großen allgemeinen Feiern, daneben hatte jede Stadt ihre besonderen Tempel für die regelmäßige Verehrung der Götter.

Über die einzelnen Teile des ältesten italischen Stadtbildes erfahren wir also sowohl aus der Literatur als aus den Überresten recht wenig, und in der Tat werden wir uns dieses Stadtbild nicht einfach genug, noch bedeutend einfacher als das vorhin besprochene griechische, vorzustellen haben. Auch in Italien spielte natürlich die Wasserversorgung eine wichtige Rolle. In den unterhalb der Gebirge in den Ebenen entstandenen Städten wird es nicht schwer gewesen sein, mittels Brunnen das nötige Wasser zu gewinnen. Aber verhältnismäßig wenige Orte hatten von Anfang an eine solch' günstige Lage. Da in die italische Halbinsel zu verschiedenen Zeiten zahlreiche Volksstämme einwanderten, um sich hier eine neue Heimat zu suchen, da diese Völker sehr verschiedener Abstammung waren und auf verschiedenen Wegen zu Wasser und zu Lande einrückten, kam es vielfach zu kriegerischen Berührungen, auch die schon oben besprochene Gepflogenheit des *ver sacrum* (S. 174) trug nicht zur Sicherheit des Landes bei. Darum war in jenen Zeiten eine geschützte, leicht zu verteidigende Lage die erste Bedingung bei der Wahl des Ortes für eine Ansiedlung, hinter welcher Rücksicht auch manche andere Bedürfnisse zurücktreten mußten. Darum wurden in vielen Gegenden die ältesten Gründungen auf hohen, schwer zugänglichen Bergen angelegt. Das Wasser verschaffte man sich dort hauptsächlich durch Zisternen. Das mag aber nicht allzu lange ausgereicht haben, und so sah man sich genötigt, in friedlicheren Zeiten mit der Ansiedlung dem Wasser nachzurücken. Ein Beispiel bietet hierfür Clusium, das hentige Chiusi. Zwar sind hier eigentliche Reste der Stadt nicht erhalten, aber ein sicheres Anzeichen für die allmähliche Vergrößerung und Verschiebung der Ansiedlung bieten uns die Lage und das Alter der Nekropolen. Die ältesten, noch recht einfachen Bestattungsplätze finden sich etwas unterhalb der Bergkuppe, auf der die Stadt angelegt war. Da nun, wie ich bereits früher ausführte, die Nekropole außerhalb der Stadt liegen mußte, kann der Ort selbst nur darüber auf dem Gipfel des Berges gelegen haben. Hier muß aber der Wassermangel recht fühlbar gewesen sein, und wirklich sind die jüngeren Bestattungsanlagen an Stellen, die sich immer weiter den Berg hinabziehen. Diese jüngeren Begräbnisplätze kann man aber nicht etwa als Vergrößerungen der ursprünglichen Anlage betrachten, wobei aus Pietät die alten Gräber mit neuen, sie leicht zerstörenden Grabanlagen verschont blieben, sondern die jüngeren Nekropolen

Häufig
Schwierig-
keiten in der
Wasser-
versorgung.

ziehen sich an ganz verschiedenen Stellen und in weiterer räumlicher Ausdehnung als früher den Bergabhang hinab. Da aber die Begräbnisplätze auch wieder nicht allzu weit von dem Orte der Lebenden entfernt sein sollten, ergibt sich der Schlufs von selbst, dafs eben allmählich die ganze Stadt in Zeiten, wo man nicht mehr so sehr auf die Sicherheit alleine bedacht zu sein brauchte, bequemere und tiefer gelegene Punkte für ihre Wohnhäuser suchte und so gleichsam dem Wasser nachrückte, bis sie etwa da angekommen sein wird, wo die heutige Stadt Chiusi liegt, nicht ganz unten im Tale, sondern immer noch in erhöhter, die Umgebung beherrschender Lage, aber doch tief unter der ersten Ansiedlung und an einer sowohl für die Wasserversorgung als für die Ausdehnung des Ortes viel günstigeren Stelle.

Italische Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen. Es sind uns aber auch uralte Bauwerke erhalten, die teils zur Bewässerung, teils zur Entwässerung dienen. An der Stätte des alten Tusculum steht heute noch ein in den Bergabhang hineingebautes Brunnenhaus, das ein schiefes Dach aus überkragenden Quadern besitzt, also ähnlich wie die Kuppelgräber errichtet war. Im Innern dieses Brunnenhauses wurde eine Quelle aufgefangen, deren Wasser von hier aus der Stadt mitgeteilt werden konnte. Bekannt und berühmt ist die uralte Wasserabzugsvorrichtung am Albaner See, und in Rom ist die, der Überlieferung nach von den Etruskern errichtete *Cloaca maxima*, die die Abwässer vom Forum her in die Tiber zu leiten bestimmt ist, noch heute in Gebrauch. Ein ebenfalls sehr altes Werk ist der sogenannte *Ponte sodo* bei Veii. Wohl zu strategischen Zwecken hatte man hier dem kleinen Flusse Cremera einen neuen Lauf gegeben und ihn durch einen neben und unterhalb der Stadt durch den Felsen getriebenen Tunnel hindurchgeleitet. Unterhalb der etruskischen Stadt Cosa, nahe von Orbetello, befindet sich eine ebenfalls in den Felsen getriebene Anlage, um die Wasser der sumpfigen Ebene in das Meer abzuleiten. Eine genaue zeitliche Bestimmung der einzelnen Teile dieser Anlage ist aber hier leider sehr schwierig.

Älteste italische Nekropolen. Die Nekropolen selbst haben in ältesten Zeiten wenig zum Stadtbilde beigetragen. Die einfachste und in großen Teilen Italiens zuerst übliche Bestattungsform, nachdem mit der Bronzezeit die Verbrennung an die Stelle der Bestattung des ganzen Leichnams getreten war, waren die sogenannten *tombe a pozzo*. Die Asche wurde in eigenen Urnen gesammelt und diese Urnen in kleinen brunnenartigen Ausschachtungen des Erdbodens beigesetzt. Es ist natürlich, dafs derlei Begräbnisse nur schwer in die Augen fielen und darum ohne Einflufs auf die sichtbare Erscheinung der Stadt blieben. Von gröfserer Bedeutung in diesem Sinne waren schon die in Etrurien häufig vorkommenden Hügelgräber, die selbst wieder in verschiedener Gestalt auftraten. Die älteste Art war die, dafs man, wie beim Poggio Gajella bei Chiusi, dem sogenannten Grabe des Porsenna, einen natürlichen Hügel benutzte, um in diesen mittels Stollen und ausgehöhlten Zimmern eine Reihe von Begräbnissen anzulegen, in deren gemeinsamer Mitte, und ungefähr in der Mitte des Hügels, ein runder Raum war, wo der Totenkult abgehalten wurde. Von diesem Raum aus kann man heute noch sehr enge und niedere Gänge verfolgen, die in die Totenkammern münden. Auf diese Weise sollte den Seelen der Abgeschiedenen die Teilnahme an dem ihnen geweihten Totenkult ermöglicht werden, eine Einrichtung, die an die bald zu besprechenden Serdabs in den ägyptischen Mastabas erinnert.

Doch nicht nur vorhandene Hügel benutzte man, sondern man errichtete auch selbst solche, die dann in der Art des Aufbaues den Kuppelgräbern Griechenlands sehr ähnlich waren. Auf kreisrunder oder rechteckiger Grundfläche baute man mittels überkragender Quadern einen gewölbten Rann, zu dem von außen ein Gang hinführte. Dieser Bau, in dem die Leichen beigesetzt wurden, wurde dann von außen mit einer Erdaufschüttung bedeckt, so dafs das Ganze eine kegel- oder hügel-förmige Gestalt annahm. Bei dieser Art der künstlichen Anlage konnten natürlich nicht, wie beim Poggio Gajella, mehrere Begräbnisstellen miteinander vereinigt werden, so dafs ein inniger Zusammenhang zwischen ihnen bestand, sondern jeder dieser Hügel diente

Künstliche
Hügel
als Gräber.



Abb. 173. Das sogenannte „Riesengrab“ bei Borore auf Sardinien. (Eigene Aufnahme.) (S. 206.)

bloß der Bestattung einer vornehmen Persönlichkeit oder eines Ehepaares. Sollte aber doch ein gewisser Zusammenhang mehrerer Gräber hergestellt werden, so half man sich durch Verdoppelung der Grabräume unter ein und derselben Erdaufschüttung. Diese Verdoppelung geschah auf mancherlei Weise. Bei Cortona ist ein solches Grabmal, im Volksmunde hente *Melone* genannt, das zwei nebeneinander am Ende eines breiten Dromos belegene, rechteckige Grabkammern enthält. Anders ist es bei der sogenannten *tomba del duce* bei Vetulonia. Dieses Grab hat runden Grundriffs, und man scheint hier erst nach Fertigstellung der ersten Grabkammer in die Nötigung einer zweiten Beisetzung geraten zu sein, darum errichtete man über der ersten Kammer eine zweite ebenfalls runde, und um den Druck der oberen Steinmassen unwirksam zu machen, errichtete man in der Mitte der unteren Kammer einen großen viereckigen Steinpfeiler, der die obere Last zu tragen und abzuleiten bestimmt war.

In noch späteren Zeiten verwandte man in Etrurien die auch anderwärts gebräuchlichen, in eine Felswand eingehauenen Grabkammern, wobei die Außenseite des Felsens rings um den Eingang zu einer architektonischen Fassade zubehauen, und das Innere reich mit Freskobil dern geschmückt wurde. Doch gehört diese Art zum größten Teile einer späteren Entwicklung an, nur die Gräber von Veii reichen noch in wirklich ältere Zeiten zurück, darum wird diese Gattung erst später zu besprechen sein.

Die Riesengräber Sardiniens. Eine andere Art von Gräbern, und zwar von sehr alten, war auf der Insel Sardinien besonders in Gebrauch und zwar wohl hauptsächlich für die in den Nuraghen

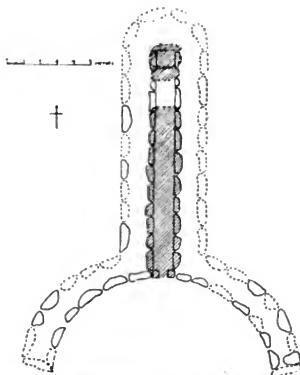


Abb. 174. Grundriss des „Riesengrabes“ von San Cosimo auf Sardinien. (S. 206.)

wohnenden vornehmen Geschlechter. Es sind dies die sogenannten Riesengräber, die in freilich oft sehr zerstörtem Zustande noch bis jetzt zahlreich über die Insel verstreut sind. Ihre Form ist immer die gleiche. Über dem sehr niederen, fast quadratischen Eingangsloche steht gleichsam als Wahrzeichen eine mächtige, oben abgerundete und durch eine Querleiste in zwei Felder geteilte Steinplatte (Abb. 173), rechts und links davon springt eine aus großen Felsstücken errichtete, halbkreisförmige Mauer vor, und hinter der Eingangsplatte befindet sich ein niederer und ebenfalls aus Felsblöcken hergestellter Gang, der als Grabkammer diente. Eine Anschauung des Grundrisses dieser Anlagen gibt der Plan Abb. 174. Solche Riesengräber finden sich stets in der Nähe von Nuraghen, dennoch in einiger Entfernung, so daß die Anordnung ungefähr die folgende gewesen ist. Um den Nuraghen als Burg im Mittelpunkte lagerte sich die aus Hütten aus Steinen oder Reisig bestehende

Ansiedlung, und etwas abseits davon war die Nekropole, die wohl wieder als geistigen Mittelpunkt die heute Riesengrab benannte Begräbnisstelle der Herrscherfamilie hatte.

Mit diesen Gräbern jedoch, und zum Teil schon mit den vorher behandelten etruskischen, sind wir bereits aus dem Gebiet der eigentlich arischen Völker herausgetreten. Diese Stämme waren nämlich im günstigsten Falle Mischvölker, deren Vorfahren entweder selbst aus Kleinasien kamen, wie die in Etrurien mit der älteren einheimischen Bevölkerung das Mischvolk der Etrusker bildenden Tyrhener, deren schon an anderer Stelle ebenfalls Erwähnung geschah, oder andere Völker waren sonst unarischer Rasse und vielleicht mit kleinasiatischen Völkern der Rasse nach

Dieser Typus scheint nicht arisch zu sein.

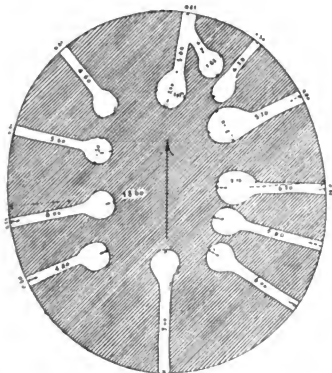


Abb. 175. Grundriss des Sese Grande auf der Insel Pantelleria. (S. 207.)

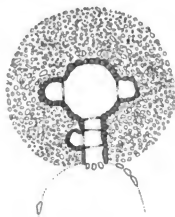


Abb. 176. Grabmal von Los Millares in Spanien. (S. 207.)

verwandt. Diese Stämme beschränkten sich nun nicht etwa auf Etrurien und etwa noch die Inseln Sardinien und Corsica, sondern drangen vom Mittelländischen Meere aus auch nach den Küsten Europas vor, am Festlande einige Gebiete, z. B. Ligurien, besiedelnd; auch nach Teilen Frankreichs und Spaniens kamen diese fremden Stämme. Die Spuren, die sie im tiefen Altertum hinterlassen, sind hauptsächlich Grabmäler, die im Typus in vielen Punkten mit den sardinischen Riesengräbern Verwandtschaft zeigen.

Der Sese Grande auf der Insel Pantelleria, sowie Grabhügel in der Normandie erinnern in der Vereinigung mehrerer Gräber in einem, hier freilich künstlichen Hügel an den Poggio Gajella bei Chinsi, während die Grabanlagen, einzeln für sich betrachtet, auch den Riesengräbern recht ähneln (vgl. Abb. 175). Ein Einzelgrabmal von Los Millares in Südostspanien (Abb. 176) besteht aus einer runden Kammer mit zwei Nischen

Verbreitung dieses Typus außerhalb Sardinien.

und einem kurzen Eintrittsgange unter einem aufgeschütteten Hügel, während vor dem Eingange selbst eine halbkreisförmige Steinsetzung sich befindet, die denen der sardinischen Riesengräber ganz ähnlich ist. Die formellen Übereinstimmungen des Inneren mit den Nuraghen, z. B. in der Nischenbildung, mögen ihre Erklärung in dem schon im ersten Abschnitte erläuterten Umstande finden, daß es allgemein menschliche Sitte gewesen ist, die Behausung der Toten den Wohnungen der Lebenden nachzubilden.

Aber nicht nur in den genannten Gegenden sowie auch auf Malta und den Balearen findet sich dieser Typus von Grabmälern, er erstreckte sich noch im Nordwesten bis Schottland. Bei Yarhouse finden sich Gräber (Abb. 177), die in ihrer sehr langgestreckten Form und der runden Buchtung des Einganges den Riesengräbern



Abb. 177. Gräber bei Yarhouse in Schottland. (S. 208.)

gleichen, ein Unterschied dagegen findet sich in dem geringen Raumausmaße, das man den Hohlräumen für die Kammer und den Gang ließ, sowie in dem Umstande, daß auch das rückwärtige Ende halbkreisförmig geschweift ist. Da man einmal die Ausdehnung der Hohlräume im Innern verkürzte, war es wohl eine natürliche Folge, daß man auch den ganzen Außenbau kürzer gestaltete, wobei auch die Schweifung auf der dem Eingange gegenüberliegenden Seite noch stärker zum Ausdruck kam, wie man an anderen schottischen Gräbern bemerken kann (Abb. 178). Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Riesengräbern im Grundgedanken der ganzen Anlage ist aber auch hier noch deutlich.

Ethnologische
Folgerungen
daraus.

Das Verbreitungsgebiet dieser Art von Begräbnissen scheint zu bezeugen, daß diese Völkerschaften einst zur See durch das Mittelländische Meer kamen, mit dem Bestreben, sich nach Westen hin auszudehnen. Auf vielen Inseln und manchen Küstengebieten des europäischen Festlandes gelang es ihnen festen Fuß zu fassen,

in das Innere Europas aber konnten sie nicht eindringen, da dies bereits von den arischen Völkern besiedelt war; so kamen sie längs der Küste auch aus dem Mitteländischen Meere heraus nordwärts bis in die Normandie und nach Schottland. Dieses Ereignis dürfte das Ergebnis einer sehr alten Völkerwanderung sein, die wohl noch lange vor den Seeränberkriegen des Ramses liegt, so daß die etruskische Völkerwelle, die sich infolge dieses Krieges nach Italien ergoß, der letzte Ausläufer dieser Völkerbewegung zu sein scheint. Als letzter Rest dieser später von europäischen Stämmen aufgesogenen Völker dürften nach der gut begründeten Ansicht mancher Gelehrter die heutigen Basken in Spanien zu betrachten sein.

Aus der mutmaßlichen Heimat dieser Völker, aus Kleinasien, ist es noch Kleinasien. nicht möglich über die Teile des Stadtbildes eine sichere Übersicht zu gewinnen.

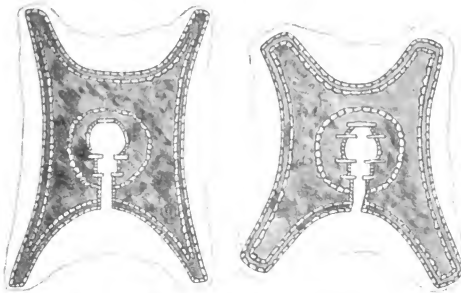


Abb. 178. Prähistorische Gräbanlagen in Schottland. (S. 208.)

Wohl sind bereits große Ausgrabungen bei Boghaz-köi, der alten Hauptstadt des Chattireiches, sowie in Sendschirli gemacht worden. Ein Stadtbild bietet sich aber noch nicht deutlich dar. An Resten der Architektur kamen bis jetzt hauptsächlich Stadttore zutage, die mit hethitischen Reliefs reich verziert sind, ferner Gebäuden angehörige Mauerzüge, deren Zusammenhang, Bedeutung und gründliche Erforschung noch künftigen Untersuchungen vorbehalten bleiben muß. Die wertvollsten und wirklich unschätzbaren Funde bestehen, besonders in Boghaz-köi, in großen Depots von Tontafeln mit Keilschrift, die uns über die älteste Geschichte Kleasiens ungeahnte Aufschlüsse geben, und durch die es auch wohl in absehbarer Zeit möglich wird, Einblicke in die noch unbekannte Sprache der Hethiter zu gewinnen. Viele dieser Tafeln sind aber nicht in hethitischer, sondern assyrischer Sprache verfaßt, und aus diesen geht hervor, daß schon tief im zweiten vorchristlichen Jahrtausende Kleinasien sowohl von Völkern rein kleinasiatischer Rasse, als von solchen, die den

Ariern zugehören, besiedelt war. Für einzelne Teile Kleinasiens, so für die Gegend von Troja, für Phrygien, sowie für die Inseln Rhodos und Kypros müssen wir aber nach den archäologischen Funden ein noch viel älteres Eindringen der Arier annehmen. Kleinasien war also schon in unvordenklichen Zeiten ein wahrer Völkerkessel, und es ist daher sehr fraglich, ob es damals bereits Ansiedlungen gab, die ein gemeinsam einheitliches Stadtbild boten, oder ob dieses nicht nach den verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes war und ganz von der Stammeszugehörigkeit der Bewohner in den einzelnen Gegenden abhing. Wie wir ja in Troja selbst schon das Bild einer ganz arischen Burg bereits für das dritte Jahrtausend v. Chr. kennen lernten.

Um aber jetzt bei den nichtarischen Völkern zu bleiben, so werden wir das Stadtbild der babylonisch-assyrischen Städte wohl besser im nächsten Abschnitte betrachten, denn obwohl viele der Funde in Mesopotamien in sehr alte Zeiten hinaufreichen, gehört die Hauptsache des uns durch die Ausgrabungen im Zusammenhange klar gewordenen Bildes zum großen Teile doch jüngeren Zeiten an, da das Jüngere naturgemäß besser erhalten blieb und bei den Ausgrabungen klarer zutage trat, und ferner gehört die literarische Überlieferung, die uns über die topographischen Verhältnisse berichtet, zum größten Teile ebenfalls jüngeren Jahrhunderten an. Dazu kommt noch, daß wir in dem Typus der hellenistisch-kleinasiatischen Städte manche gemeinsame oder ähnliche Punkte mit babylonischen Städten finden werden, so daß auch aus diesem Grunde eine spätere gleichzeitige Betrachtung beider Typen vorzuziehen sein dürfte.

Ägypten,
Memphis.

Es bleiben also noch die ägyptischen Städte zu betrachten übrig, und hier können wir, trotzdem aus den im zweiten Abschnitte bereits angeführten Gründen von den Wohnhäusern mit Ausnahme einzelner Darstellungen in Grabgemälden fast nichts mehr erhalten ist, aus anderen Merkmalen doch noch ein Bild der Anlage uns machen. Erst in allerjüngster Zeit haben wir durch die Ausgrabungen von Flinders Petrie im alten Memphis auch Einiges über die innere Anordnung in den Städten und über den Zusammenhang der Wohnhäuser kennen gelernt. Verschiedene wertvolle Funde bewiesen deutlich, daß, da schon in verhältnismäßig frühen Zeiten in Ägypten die Angehörigen sehr verschiedener Völker zusammenströmten, die Stadt bald in einzelne Gebiete zerfiel, die den verschiedenen Nationen angehörten, so daß Angehörige desselben Volkes an gemeinsamen Stellen der Stadt bei einander wohnten, ähnlich wie in Europa das ganze Mittelalter hindurch und noch bis tief in die Neuzeit die Juden im Ghetto, dem Judenviertel, wohnen mußten. Ob die Häuser dieser Völker auch nach der entsprechenden Landessitte erbaut waren, oder ganz den rein ägyptischen glichen, entzieht sich heute noch unserer Kenntnis, nur soviel ist bereits sicher, daß alle diese Häuser aus dem gemeinsamen, in Ägypten üblichen Materiale, aus Ziegeln von Nilschlamm erbaut waren. Einen sehr großartigen Eindruck werden die Straßen der Stadt nicht hervorgerufen haben, die Häuser der großen Menge der einfachen Bürger waren einfach genug, nur ab und zu befand sich dazwischen das Haus eines Vornehmen, das in der bereits früher geschilderten Art eine reichere Entfaltung besaß; nach außen aber mag es mit seiner abschließenden Gartenmauer auch nicht sehr prächtig gewirkt haben, aller Prunk und Reichtum zeigte sich erst

jenen, denen es vergönnt war, das Innere zu betreten. Zudem werden diese reicheren Häuser auch meist nicht die Hütten der Armen in der Stadt selbst unterbrochen haben, sondern standen wohl nach Art der heutigen Landhäuser auf den eigenen Grundstücken ihrer Besitzer in der Umgebung der Stadt.

Einen Einblick in das altägyptische Stadtbild gewähren heute nur noch die mächtigen Tempel und die riesigen Grabanlagen, welch' letztere nirgends sonst wieder eine so reichhaltige und großartige Entwicklung durchgemacht haben als in Ägypten. Tempel und ausgedehnte Nekropolen sind zahlreich in Ägypten an allen Stellen, wo einst Städte standen, erhalten, den besten Einblick aber in die Bedeutung dieser Bauten für das Stadtbild und über ihre Lage zur Stadt bieten die Überreste der beiden wichtigsten Städte Memphis und Theben.

Über die Wanderung der Residenzen bei jedem Thronwechsel und die Bedeutung von Memphis war schon oben (S. 148) die Rede. Wir dürfen demnach nicht annehmen, daß sich Memphis einst über das ganze weite und über 50 km lange Gebiet zwischen den verschiedenen Pyramiden erstreckte. In der Nähe der einzelnen Pyramiden werden sich einst kleinere Städte mit der Residenz des betreffenden Pharaos befunden haben, die nur von verhältnismäßig kurzer Dauer waren. Daneben gab es aber auch dauernde Städte, und als eine dieser Art unter König Pepi zur Residenz erhoben wurde und den Namen Mennufer erhielt, ist der Beginn der Bedeutung von Memphis anzusetzen, das immerhin eine sehr große Stadt gewesen ist, aber doch niemals die vorhin angedeuteten Riesenmaße besaß. Die Stadt selbst lag im Fruchtlande zwischen dem linken Ufer des Nil und dem hieutigen Araberdorfe Saqqara; erst etwas weiter westlich, schon in der Wüste selbst, befinden sich mehrere Gruppen von Pyramiden, an die sich ganze Gräberstädte anschlossen, denn der durch die Nilüberschwemmungen gebotene und nicht allzu breite Streifen von Fruchtland war für die Lebenden zu wichtig und wertvoll, als daß er den sehr viel Raum beanspruchenden Anlagen der Totenstadt hätte überlassen werden können.

Die Ausgrabungen von Flinders Petrie brachten die bereits erwähnten Fremdenviertel zum Vorschein, die wohl gewiß nicht der ältesten Stadt, sondern einer späteren Entwicklungsstufe angehören. Zahlreiche aufgefundene und recht naturalistisch durchgeführte Porträtköpfe von Angehörigen der einzelnen Nationen machen eine Bestimmung dieser Gebiete nach Völkern möglich und geben ethnologisch sehr interessante Aufschlüsse sowohl darüber, welche Fremdvölker hier ansässig waren, als auch über deren verschiedenes Aussehen. Ferner konnte der Grundriß des Ptahtempels in der Stadt selbst aufgedeckt werden, so daß seine Einteilung bereits ziemlich sicher erkannt werden konnte. Wir werden später in Theben noch andere Stadttempel kennen lernen, die große Mehrzahl der Heiligtümer lag aber in alten Zeiten entweder direkt an den Bestattungsanlagen oder zwischen der Stadt und der Begräbnisstätte. So war es auch zu Memphis und sonst an den Pyramiden.

Vor seiner Residenz erbaute sich jeder Herrscher auch sein Grabmal, d. h. eine Pyramide, zu der er gleichzeitig mit der Residenz den Grundstein legte. Erst wurde diese Pyramide in kleinem Maßstabe begonnen, erst wenn der kleine Bau vollendet war und der Herrscher noch eine längere Lebenszeit vor sich zu haben glaubte, ließ er um den vorhandenen Kern einen neuen Mantel von Quadern herum-

Älteste
ägyptische
Nekropolen.

legen, dann noch einen und so weiter, bis manche der Pyramiden die gewaltige Größe erreichten, die wir noch heute bewundern. Denn unvollendet durfte das Grabmal nicht bleiben, der Nachfolger des Herrschers konnte aber, da er selbst sofort von der Errichtung seiner neuen, anderswo gelegenen Residenz und seiner eigenen Pyramide in Anspruch genommen war, sich nicht mehr um die Vollendung des Werkes seines Vorgängers kümmern. Diese Pyramiden standen aber nicht allein für sich, sondern um sie gruppierte sich die Nekropole der Vornehmen, die in den Mastabas beigesetzt wurden. Diese Mastabas standen in Reihen neben einander und bildeten förmliche Straßen, und ganze Städte der Toten. Da nun die Pyramiden selbst aus eigenartigen Vergrößerungen der Mastabas hervorgegangen sind, wird es gut sein, erst diese letztere Gattung von Grabmalen zu betrachten.

Die
Mastabas.

Ihre besondere Gestaltung haben die Mastabas den besonderen Anschauungen der Ägypter vom Leben nach dem Tode zu verdanken. — Jeder Mensch hat eine mehrfache Seele, deren wichtigster Bestandteil der Ka ist; wenn man einen Vergleich mit neueren Begriffen gelten lassen will, so wäre dies eine Art Astralleib. Dieser war aber entweder an den Leichnam selbst oder an dessen Abbild gebunden; mit dem Verfall des Körpers oder dessen Statue verfiel auch der Ka der Vernichtung, d. h. er hörte zu bestehen auf. Um dem vorzubeugen, mumifizierte man den Leichnam, man machte also auch den Körper des Dahingegangenen und seine Gestaltung möglichst dauerhaft, und setzte dann den Toten in einem oft steinernen Sarkophage bei, den man in einer Kammer am Grunde eines tiefen und ausgemauerten Schachtes nach der Bestattung wieder sorgfältig verschloß. Über diesem Schachte errichtete man einen großen viereckigen Grabbau mit mehreren Gemächern, worin die für den Totenkult nötigen Feiern abgehalten wurden. Um aber dem Ka, falls der Körper trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln doch zerfallen sollte, doch noch sein Weiterbestehen zu sichern, fertigte man Statuen des Toten, die in beträchtlicher Anzahl in ganz vermauerten, daher unzugänglichen Räumen des Grabmales aufgestellt wurden. Damit aber der Ka selbst an den ihm dargebrachten Totenfeiern teilnehmen könne, ließ man in den Wänden einige kleine Gänge in Gestalt ganz enger Ritzen frei, die nach dem Raume führten, wo die Kultfeier stattfand. Dies sind die bereits früher genannten Serdabs. Der Außenbau dieser Grabmäler stellt einen großen viereckigen Kasten dar, dessen Wände nach oben etwas einwärts geneigt sind, so daß die obere wagerechte Fläche etwas kleiner als die Grundfläche ist.

Die
Pyramiden.

Die Könige selbst wurden in ältester Zeit auch in solchen Mastabas, die vielleicht nur größer waren als die anderen, zur Ruhe bestattet. Um diese Vergrößerung noch auffälliger zu machen, kam man auf den Gedanken die Mastaba zu vervielfältigen und zwar indem man gleichsam mehrere, nach oben hin kleiner werdende Mastabas übereinander setzte. So entstand eine architektonische Gestalt, von der die sogenannte Stufenpyramide bei Saqqara heute noch ein gewaltiges Beispiel bietet. Die Bekrönung des Ganzen bildete man, indem man die Seiten der obersten Stufe nicht von einer wagerechten Fläche durchschneiden, sondern sie in einer Spitze zusammenlaufen ließ. Setzte man nun auf nur eine sehr vergrößerte Mastaba keine weitere kleine, sondern gleich eine Spitze von riesigen Größenverhältnissen, so entstand eine andere Form, die da wo die Seiten der Spitze mit größerem Neigungswinkel

auf den weniger schiefen Seiten der Mastaba aufsitzen, einen Knick bilden, wovon das prächtige erhaltene Beispiel etwas südlich von Saqqara den Namen der Knickpyramide erhalten hat. Von da war es nur ein kleiner Schritt weiter den Seitenflächen von oben bis unten den gleichen, durchgehenden Neigungswinkel zu geben, woraus dann die eigentliche Pyramidenform entstand, und seit der vierten Dynastie wurde diese Gestalt die allein herrschende. Die bekanntesten und zugleich größten Beispiele dieser Art sind die sogenannten drei großen Pyramiden von Giseh nahe von Kairo. Von diesen wieder ist die des Königs Cheops die größte und erreichte, als sie ihre heute nicht mehr vorhandene oberste Spitze noch besaß, eine Höhe von 147 m. Trotz dieses schon durch die ungeheuren Größenverhältnisse und die dazu erforderlichen riesigen Steinmassen gewährleisteten Schutzes für den balsamierten Leichnam blieb man doch lange bei der Gewohnheit den Toten in einem unter der Pyramide gelegenen Schachte, oder sonstigen unterirdischen, aus dem Felsen gehauenen Gemache zu bergen. Noch die Cheopspyramide war in diesem Sinne angelegt und die unterirdische Kammer, zu der ein schiefer Gang führt, bereits fertig gestellt. Da trat während des Baues ein Umschwung der Anschauungen ein. Man verlegte die Kammer höher, in den Mauerkern der Pyramide selbst, und ein von dem alten nach abwärts führenden abzweigender neuer Gang führt nun nach oben zu dem Grabgemache. Noch einmal entschloß man sich dieses Gemach noch höher anzubringen, und nun liegen in der Mittelaxe der Pyramide über einander drei große Räume, deren oberster schließlich der Leiche des Königs Cheops als letzte Ruhestätte diente.

Derartige Pyramiden zu erbauen, blieb ein Vorrecht des Herrschers, die anderen mußten sich mit den Mastabas begnügen. Ja nicht einmal ein jeder durfte sich ein solches Grabmal errichten, auch hätte die große Menge nicht die Mittel zu solchen immerhin noch recht großen und reichen Bauten besessen. So blieben auch die Mastabas den Vornehmen vorbehalten, oder der König konnte als besondere Gnade seinen Schützlingen gestatten sich eine Mastaba zu erbauen, oder er ließ sie ihnen wohl auch aus eigenen Mitteln errichten.

So gewannen die Totenstädte Ägyptens ihr besonderes und überwältigend großartiges Aussehen. Am Rande der Wüste erhebt sich die Pyramide als geistiger Mittelpunkt des Ganzen, neben ihr dehnen sich die Straßen aus, die statt von Häusern von Mastabas gebildet werden, und weiterhin befanden sich die Grabstellen des einfachen Volkes, dessen Gräber entweder in den Wüstensand eingegraben oder aus dem Gesteine des Wüstenrandes ausgehöhlt waren. Einen guten Überblick über diese Einteilung gibt die Umgebung der Pyramiden von Giseh, die man am besten übersehen und sich gleichsam wie eine Landkarte deutlich machen kann, wenn man die Pyramide des Cheops von aufsen ersteigt, wobei man von der durch den Verlust der Spitze gebildeten Plattform auch fast alle Pyramiden von Abu-Roasch im Norden bis Dahschur im Süden, bei günstiger Beleuchtung auch noch etwas weiter südwärts, in ihrer gegenseitigen Lage zueinander erblicken kann.

Die Pyramiden waren aber nicht, wie es dem heutigen Beschauer erscheinen mag, oder wie es die Mastabas wirklich waren, in sich abgeschlossene Einzelbauten, sondern sie waren ein besonders wichtiger Teil einer größeren Anlage. Zu jeder

Die
Totentempel.

Pyramide gehörte nämlich ein Tempel für den Totenkult, von dem aus allein die Pyramide zu betreten war, und innerhalb der gleichen Anlage befand sich zumeist auch noch die kleinere Pyramide der Königin. Obwohl das Vorhandensein dieser Totentempel bei den Pyramiden aus Spuren, sowie aus der alten Literatur längst bekannt war, kam die ganze Anlage doch erst durch die letzten Ausgrabungen Professor Borchards bei Abusir ganz deutlich zu Tage und kann nun in ihren Einzelheiten erkannt werden. Die Pyramiden von Abusir gehören der fünften ägyptischen Dynastie an. Unter diesen ist die des Königs Sahu-Ria die älteste und zeigt heute noch die Anlage am deutlichsten. Am Ufer des Niles befindet sich eine gemauerte Landungsstelle, die so hoch ist, daß sie auch bei der Überschwemmung über das Wasser ragt, da man doch nicht im voraus wissen konnte, zu welcher Jahreszeit einst das die Mumie des Königs bringende Totenschiff hier wird anlegen müssen. Ein mit Säulen geschmückter Torbau führte in einen rampenartig aufsteigenden Gang, durch den einst die Leiche des Königs zur letzten Ruhe getragen wurde. Nach 260 m Entfernung mündet dieser Gang mittels eines erweiterten Vorraumes in den Tempel. Zunächst betritt man einen viereckigen Säulenhof; außen läuft um seine mit Darstellungen aus dem Leben des Königs reich geschmückte Außenwand ein Umgang, von dem aus man zu den weiteren Gemächern gelangt. Die Haupträume folgen hinter einander genau in der Längsachse des Säulenhofes und Aufganges. Zuerst folgt der sogenannte Nischensaal. An der Hinterwand sind fünf Nischen angebracht, die die Statuen des Königs aufnahmen. Weiter zurück und durch besondere Gänge zu erreichen liegt das langgestreckte Allerheiligste, hinter dem sich die Pyramide erhebt. Die Rückwand des Allerheiligsten, genau dem Grabe in der Pyramide gegenüber, ist als ein Scheintor gebildet, durch das man sich wohl den Ka in das Grab eintretend dachte, oder auch aus demselben heraustretend, um an den heiligen Ceremonien teilzunehmen. Für die Lebenden aber, die die Mumie des Königs trugen, war ein anderer Eingang zur Grabkammer errichtet, den man von dem die Pyramide und an zwei Seiten auch den Tempel umgebenden Pyramidenhofe aus erreichte. Der Tempel selbst enthielt rechts und links der Längsachse noch verschiedene Räume, die als Schatzkammern und als Opferspeicher für die Totenopfer dienten. Links vom Tempel, ebenfalls nur von dem Umgange erreichbar, steht in besonderem Säulenhofe die Pyramide der Königin. (Ein sehr guter Plan des Ganzen und zahlreiche Photographien nach der Natur befinden sich in Heft 37 der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.)

Wandlungen
der Anlage in
Oberägypten.

Lange Jahrhunderte währte die Sitte der Könige, sich Pyramiden zu erbauen. Noch nach dem Einfall der Hyksos, also um 1700 v. Chr. und später, ließen sich die Nachkommen der 13. Dynastie, die in Oberägypten mit der Hauptstadt Theben sich auch, als in Unterägypten die Fremdherrschaft schwer lastete, ein großes Maß von Unabhängigkeit wahrten, ihre Pyramiden am linken Nilufer westlich von Theben errichten; freilich waren diese Pyramiden nur recht klein und bestanden nur aus Lehmziegeln, aber der Gedanke blieb doch lebendig. Obwohl diese Grabmäler allmählich recht einfach geworden waren und von der einstigen Großartigkeit der Pyramiden in Unterägypten nichts mehr besaßen, blieb der Grundgedanke der Anlage doch bis zur 17. Dynastie erhalten und im Gebrauch.

An hundertfünfzig Jahre hatten die Hyksos in Unterägypten die Herrschaft geführt, während sich in Oberägypten einheimische Dynastien als Herrscher behaupteten und von hier aus mehrere Versuche machten, die Fremden aus den nördlichen Landen zu vertreiben. Schon war es gelungen, die Asiaten auf die östlichen Teile des Nildeltas zu beschränken, bis es dem König Amosis (17. Dynastie) glückte, sie auch von hier zu vertreiben und damit Ägypten von den Fremden zu säubern und beide Teile des Landes wieder in einer Hand zu vereinigen. Unter ihm und seinem Nachfolger Amenophis I., besonders aber unter der nach Amenophis Tode mit Thutmosis I. etwa um 1545 zur Herrschaft gelangten 18. Dynastie begann eine Blütezeit nationaler, ägyptischer Kultur. Aber auch so mancher Umschwung in den Anschauungen hatte sich allmählich vollzogen, so gab Thutmosis I. die alte Bestattungssitte auf und ließ sich westlich von Theben in einem öden, aber sehr romantischen Teile des lybischen Gebirges ein aus zwei Kammern bestehendes Grabmal aus dem Felsen schlagen. Auch die weiteren Pharaonen der 18. und 19. Dynastie ließen sich in diesem heute Biban el Moluk oder Gräbertal der Könige genannten Tale beisetzen und ihre eigenen, oft sehr großartigen und an vielen unterirdischen Räumen reichen Gräber aus den Felsen höhlen, während sie ihre Totentempel nicht mehr in so enger Verbindung mit dem Grabe, sondern verhältnismäßig weit davon östlich, am Beginne der Wüste und dem Rande des Fruchtlandes, erbauten.

Fortan blieb Theben die Hauptstadt des Reiches und zugleich sein religiöser Mittelpunkt, wenn auch manche Könige, z. B. Amenophis IV., ihre Residenz anderswo aufschlugen. So ist Theben nach Memphis die zweite Stadt, von der wir, zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch in großen Zügen, die das Wichtigste veranschaulichen, uns heute noch das Stadtbild vorstellen können. Die Stadt der Lebenden lag an dem rechten Ufer des Niles, da wo heute Luxor und etwas südlich davon das arabische Dorf Karnak liegen. Beide Punkte, die etwa drei Kilometer von einander entfernt sind, werden durch die mächtigen Ruinen des Tempels Amenophis III. in Luxor und die noch viel größeren des Tempel von Karnak bezeichnet. Der Stadtteil, in dem der von Amenophis gegründete, oder wenigstens neu und prächtiger erbaute Tempel steht, hieß das südliche Opet, während die Gegend um Karnak Opet-Esowet genannt wurde. Es gab also in Theben verschiedene Stadtbezirke. An dem Wege zwischen den beiden Tempeln bildeten große, steinerne Widder zu beiden Seiten eine Art Allee, und gleiche Widderalleen bildeten die Verbindung zwischen dem großen Tempel von Karnak und dem Tempel der Mut, und von diesem nach der ersterwähnten langen Straße. Der Tempel von Karnak ist eigentlich ein großer Tempelbezirk, und besteht nicht nur aus einem einzigen, riesig großen Tempel, sondern auch noch aus verschiedenen kleineren Tempeln und Kapellen, die teilweise an den Tempel mit angebant sind, teilweise in der Umgebung gesondert stehen. Auch neben dem Tempel von Luxor stand eine in ihren Resten noch erhaltene Kapelle. Es gab also eine stattliche Anzahl von Heiligtümern der verschiedenen Götter in der Stadt selbst. Diese sind uns zum Teile recht gut, zum Teile nur in Trümmern erhalten, von den Häusern und Palästen der Stadt, die sich in langen Straßen zwischen den heiligen Bezirken hinzogen, ist aber jede Spur verschwunden. Ein sehr wichtiger Profanbau ist aber doch auch heute noch

Theben.

deutlich zu erkennen; das ist eine große aus Quadern nicht weit vom Luxortempel erbaute Mauer, dicht am Ufer des Niles. Mehrere hieroglyphische eingravierte Marken geben uns ihre Bedeutung an. Die Mauer diene gleichsam als Pegel, um die Höhe des Nils davon ablesen zu können, was ja damals, ebenso wie heute noch, von der größten Wichtigkeit war, um das Steigen des Nils und damit das Eintreten der so nötigen und erwünschten Nilüberschwemmung genau erkennen und in seiner Entwicklung verfolgen zu können.

Die
thebanische
Totenstadt.

All die Pracht und der Reichtum, die sich einst hier in der Stadt entfalteten, sind mit Ausnahme der genannten Tempel schon lange dahin. Wie prächtig und glänzend es aber in Theben gewesen, davon zeugen heute noch zwei untereinander sehr verschiedene Arten von Urkunden in übereinstimmender Weise. Die eine ist die literarische Überlieferung. Der Ruhm Thebens, das in den Hieroglyphen-Texten unzählige Male genannt wird, war schon frühzeitig auch anderen Völkern bekannt geworden, so daß er bereits in homerischer Zeit bis Hellas gedrungen war und schon bei Homer und anderen Dichtern das „hunderttorige Theben“ und die reichen Schätze in den Häusern gepriesen werden. Die andere Art der Überlieferung sind die Wandgemälde der thebanischen Nekropole in den Gräbern der Vornehmen. Hier finden sich Abbildungen der Häuser und Paläste, doch auch Darstellungen, die uns in anderer Weise den Reichtum der Bewohner Thebens vor Augen führen. Hier sehen wir Arbeiter mit dem Ausmessen und Bestellen der Felder beschäftigt, dort sind Erntebilder, in anderen Gräbern nimmt ein hoher Hofbeamter die kostbaren Tribute, Geschenke und Handelswaren in Empfang, die Abgesandte der verschiedensten Völker für den Pharao bringen, oder man sieht Schiffe landen, die mit mancherlei Schätzen aus Nubien und von der Weihrauchküste beladen sind.

Medinet
Habu.

So gewährt erst die Nekropole den richtigen Einblick in die Stadt der Lebenden, sie selbst aber hat sich einst in langer Reihe links des Niles am Rande der Wüste und in den Thälern und an den Abhängen des libyschen Gebirges in großartiger Pracht hingezogen, von der noch jetzt zahlreichere Reste als in Theben selbst Kunde geben. Die Totentempel waren nicht mehr wie früher unmittelbar mit dem Grabmale verbunden, sondern erhoben sich als selbständige Bauwerke am Rande der Wüste. Jeder König baute sich seinen eigenen dem Amon geweihten Tempel, in dem auch er selbst nach seinem Tode Verehrung genoß. Auf einer sehr weiten Strecke, südlich von Medinet Habu an bis nördlich zum Eingange in das Tal der Königsgräber, stehen teilweise noch hoch und wohl erhalten, teilweise nurmehr mit den Fundamenten in der Erde steckend, diese Tempel aus den Zeiten der 18. und 19. Dynastie. Die großartigsten sind Medinet Habu und Der el Bahri; ersterer erhebt sich frei aus der Ebene und bildet gleich Karnak eine allmählich unter verschiedenen Herrschern entstandene Vereinigung mehrerer Heiligtümer. Aber nicht nur für die Götter und die Verehrung der Toten war hier Raum, auch den Lebenden diene die Anlage als Burg Zemet, und ganz nahe davon erbaute sich Amenophis III. einen Palast. Auch sonst müssen wir auf der ganzen weiten Strecke der Heiligtümer zwischen den Tempeln Wohnstätten annehmen, in denen die Priester der Tempel, die Beamten der Totenstadt, Verkäufer der zu den Opfern nötigen Dinge und mancherlei Handwerker,

die hier ihren Unterhalt fanden und nötig waren, ihr Leben verbrachten. Bei manchen Tempeln wurden bei Ausgrabungen ausgedehnte Magazine, an die sich wohl auch Wohnungen anschlossen, aufgefunden.

Das zweite ganz große Heiligtum, Der el Bahri, ist eine wundervolle Vereinigung aufrecht sich erhebender Bauten und großer aus den Felsen geschlagener Räume. Ziemlich weit der eigentlichen Anlage erhob sich ein Torbau, von dem eine Sphinx-Allee in einen von hohen, steilen Felswänden umgebenen Bergkessel führte. Hier befindet sich das von der Königin Hatschepsowet angelegte, von Thutmosis III. und anderen Herrschern noch weiter ausgeführte Heiligtum. Mehrere Terrassen nimmt der ganze Bau ein, vor jeder Terrasse befindet sich ein Tempelhof, der mittels Säulenhallen nach dem Felsen zu übergeht, und dahinter sind die oft recht großen aus dem Felsen gehöhlten heiligen Räume, denen sich nach außen an vielen Stellen auch noch aus Quadern erbaute Säle und sonstige Gemächer anschließen. Diese Räume hatten verschiedene Bestimmungen und dienten der Verehrung des Amon, der Hathor, des Totengottes Anubis, sowie dem Totenkulte für die Königin Hatschepsowet und dem ihrer Eltern.

Westlich dieser langen Reihe von Tempeln und durch die bis an und in das libysche Gebirge reichende Anlage von Der el Bahri gleichsam in zwei Teile geteilt, zieht sich rechts und links die Nekropole der vornehmen Hofbeamten an den Abhängen des Gebirges hin. In verschiedener Höhe, von ganz unten bis hoch die Berge hinan, erblickt man die dunklen Höhlen dieser in den Felsen hineingebohrten Gräber, die alle nach demselben Systeme errichtet sind. Sie bestehen aus zwei langgestreckten, saal- oder gangartigen Räumen, deren rückwärtiger der Eingangstür gerade gegenüber, also von der Mitte des ersten abgehend, senkrecht zu diesem steht, so daß gleichsam die Gestalt eines umgekehrten T von diesen beiden Gemächern gebildet wird. Der zumeist saalartig erweiterte erste Raum enthält oft in der Längsachse eine Reihe von ebenfalls aus dem Felsen geschlagenen Pfeilern, so daß er etwa in zwei Schiffe geteilt wird. An seinen Wänden sind Szenen aus dem Leben des hier Bestatteten dargestellt, und an der rechten Schmalwand wurde oft auf einer aus der Wand gemeißelten oder darauf gemalten Platte Einzelheiten aus dem Leben des Toten, welche Ämter er inne hatte, welche Taten er vollbrachte und dergleichen erzählt. Anders sind die Darstellungen des zweiten Ganges. Galt der erste Raum dem Leben des Verstorbenen, so zeigt der zweite bloß Szenen des Todes. Wir sehen das Begräbnis, die Totenfeier und Bilder, die das Leben im Jenseits veranschaulichen. Die Rückwand bildet eine Nische, in der aus dem lebenden Felsen herangeschlagen die Statue des Toten, zuweilen auch die seiner Gattin, der Eltern oder des Sohnes des Bestatteten den Abschlufs bilden. Noch aber ist das wirkliche Grab nicht erreicht, denn dieses lag tiefer, in einer kleinen Kammer eines senkrechten Schachtes. Es war also auch hier zum Schutze des Ka die gleiche Einrichtung getroffen, wie bereits in den Mastabas. Vor dieser unterirdischen Anlage befand sich unter freiem Himmel ein Vorhof, in dem die Totenopfer und sonstige Zeremonien veranstaltet wurden.

Überblicken wir nun nochmals das Bild Thebens, und zwar der Stadt der Lebenden zusammen mit der durch den Nil und einen Streifen Fruchtländ von ihr

getrennten Stadt der Toten, so sehen wir, daß die alten Berichte nicht übertrieben, sondern sich auf diesem ganzen weiten Gebiete wirklich eine Riesenstadt ausdehnte, deren Größenverhältnisse auch für unsere jetzigen Begriffe bewundernswert erscheinen. Theben war wirklich die größte Stadt des Altertums, und zwar nicht nur in dessen sehr frühen Zeiten, die wir bis jetzt betrachteten, sondern es ist wohl auch in jüngeren Zeiten und anderen Ländern von keiner wieder erreicht worden; auch nicht vom Rom der ausgehenden Republik und des Kaiserreiches, das wir im nächsten Abschnitte über die jüngere Entwicklung des Stadtbildes kennen lernen werden.

Die jüngere Entwicklung des Stadtbildes.

Wie sich der Mensch sein ganzes Leben hindurch entwickelt, d. h. körperlich und geistig nach ganz bestimmten Richtlinien Veränderungen durchmacht, so müssen wir auch die Stadt als ein Individuum betrachten, das beständig gewissen Veränderungen, einer Entwicklung unterliegt. Darum dürfen wir nicht bei dem Stadtbilde, das wir bisher kennen lernten, und das in sehr hohe Zeiten des Altertums zurückreicht, unsere Betrachtung beenden, sondern müssen auch die jüngeren und jüngsten Zeiten des Altertums untersuchen, denn gar manche einschneidende Veränderungen treten da auf, gar manche Formen des Stadtbildes entstanden ganz neu, deren Wurzeln freilich auch weit zurück kenntlich sind, die aber aus mancherlei künstlerischen, geographischen und ethnologischen Ursachen erst in jüngerer Zeit ihre volle Ausgestaltung erfuhren.

Schon oben wurde erwähnt, daß wir die babylonisch-assyrischen Städte, trotz ihres ehrwürdigen, den ägyptischen Städten nichts nachgebenden Alters, erst als jüngeres Stadtbild betrachten können, denn die uns durch die Ausgrabungen deutlichste Ausgestaltung gehört etwa den Zeiten Nebukadnezars an.

Für das Stadtbild von Babylon fließen die Quellen recht reichlich, doch ist es immer noch schwer sie untereinander in Einklang zu bringen. Von Babylon berichten römische und griechische Schriftsteller, z. B. Herodot, Diodor und Strabo, für die Topographie und die Kenntnis einzelner Bauten sind die Bauinschriften sehr wichtig, ja eine, zwar nicht ganz erhaltene, Keilschrifttafel des Berliner Museums enthält eine topographische Beschreibung der Stadt. Die alten europäischen Berichterstatter überreiben alle die Größenverhältnisse gewaltig. So schildert Herodot die Stadt als auf einer quadratischen, von Mauern umgebenen Grundfläche stehend, wobei die Seitenlänge 120 Stadien, d. i. etwa 19,8 km, beträgt. Daß diese Angabe viel zu hoch gegriffen ist, ist klar, und manches andere von Herodots Beschreibung mag ebenfalls nicht mit der einstigen Wirklichkeit und den Ausgrabungsergebnissen übereinstimmen. So kommt es, daß der Plan, den Julius Oppert lange vor den deutschen Ausgrabungen nach Herodot und dem Augenschein an Ort und Stelle aufnahm, nicht richtig, sondern ebenfalls übertrieben und in seiner rein quadratischen Gestalt falsch ist. Dafür kann man nicht Herodot allein verantwortlich machen, vielmehr scheint manches in diesem

Babylon.

Plane nur auf Mißverständnissen der Textauslegung zu beruhen, was ja vor den Ausgrabungen sehr natürlich war, während vieles in der Beschreibung an Hand der neugefundenen Denkmäler richtig zu sein scheint, wobei freilich nun manche Textstelle dem Sinne nach ein wenig anders aufzufassen ist, als man früher den Worten allein entnehmen konnte.

Herodot schildert Babilon als ein Quadrat, das von zwei Mauern, einer inneren und einer äußeren umgeben war; demnach zeichnete Oppert zwei konzentrische Quadrate mit einer Seitenlänge von 17—22 km. Nun lehrten die Ausgrabungen, daß die ganze Anlage gar nicht quadratisch war; dennoch aber läßt sich Herodots Auffassung in gewissem, wenn auch etwas anderem Sinne rechtfertigen. Die Stadt lag zu beiden Seiten des Euphrat (Abb. 179). Der größere, östliche Teil bildete ungefähr ein großes Dreieck, dessen Basis der Lauf des Stromes und dessen Seiten die Mauer bildeten. Da der Winkel, in dem diese Mauer umbiegt, sich einem rechten Winkel sehr nähert, könnte man die umschriebene Fläche als ein halbes Quadrat von etwas über 3 km Seitenlänge betrachten. Dazu paßt, daß der kleinere westliche Stadtteil etwa ein Rechteck von 1 zu 1,8 km Seitenlänge bildete, so daß hier also die viereckige Gestalt noch deutlicher wird. Dann spricht Herodot von einer inneren Stadtmauer, und wirklich ließ sich auch diese nachweisen, nur verlief sie nicht parallel zur äußeren, sondern würde verlängert die beiden Seiten des Dreiecks schneiden. Wahrscheinlich hat Nebukadnezar diese innere Mauer erbaut, um die sich ausdehnende Stadt zu befestigen, als die bewohnte Fläche sich aber noch mehr ausbreitete und über die Mauer übergriff, wurde noch unter Nebukadnezar die zweite größere Ummauerung später nötig, so daß die Außenmauer zur Innenmauer wurde, aber dennoch fortbestand, so daß Herodot sie folgerichtig als Innenmauer erwähnte. Außer diesen Mauern werden in den Keilschriften noch zwei andere, Imgur-Bel und Nimitti-Bel genannt. Auch diese kamen bei den Ausgrabungen, durch in ihnen eingebaute Ziegel mit Bauinschriften erwiesen, zutage. Sie waren einst die Stadtmauern Babylons, dann aber nahm der königliche Palast fast den ganzen von ihnen umschriebenen Raum ein, die Häuser der Bürger rückten immer weiter, so daß allmählich die beiden anderen Stadtmauern errichtet werden mußten.

Das Innere der Stadt war erfüllt von den Königspalästen und Tempeln, zwischen denen sich zahlreiche Straßen und vom Euphrat abgeleitete Kanäle hinzogen. Die Straßen, die nach außen führten, durchbrachen die große Mauer mittels Stadttoren, deren die Berliner topographische Keilschrifttafel acht mit besonderen Namen aufzählt. Bis jetzt ist mit Sicherheit nur das Istartor aufgefunden, das bei der Vereinigung von Imgur-Bel und Nimitti-Bel zwei Durchgänge bot, seiner Lage nach also später in der Stadt darinnen war und zum Palaste gehörte. Zwei andere Tore, das des Uraš und das des Šamaš, sind mit großer Wahrscheinlichkeit in der großen äußeren Stadtmauer nahe dem Euphrat bestimmt worden.

Die Paläste.

Der Palast südlich von der Mauer Imgur-Bel war schon in alter Zeit von verschiedenen Königen errichtet und erweitert worden. Die jetzt wieder aufgedeckten Reste veranschaulichen seinen Zustand unter Nebukadnezar. Es sind eigentlich zwei mittels eines Ganges verbundene Paläste, die auf künstlichen Terrassen viele Säle und Zimmer enthalten. Auch noch zwei andere von Nebukadnezar erbaute Paläste

wurden, sind nicht weniger prunkvoll, ja in ihrer großsprecherischen, selbstgefälligen Art übertreffen sie fast noch das Eigenlob, das die ägyptischen Könige so gern in ihren Inschriften anwenden. So hieß Nebukadnezars Nordpalast *Nabu-kudurri-usur liblul lulabbir zavin Esagila*, zu Deutsch: „Es lebe Nebukadnezar, ein hohes Alter erreiche der Ausschmücker von Esagila“. Nach Weißbachs und anderer Vermutung war dies der Palast, der von griechischen Schriftstellern als die hängenden Gärten der Semiramis bezeichnet wurde. Von den mehrfach unter dem Namen „Haus des Königssohnes“ erwähnten Gebäuden, die demnach Paläste der Prinzen waren, ist leider bis jetzt noch nichts gefunden.

Die Tempel.

Von dem Aufbaue des Palastes und von der Einteilung der Häuser in Babylon und Assur war schon im zweiten Abschnitte die Rede, noch müssen wir aber einen Blick auf die für das Stadtbild so außerordentlich wichtigen Tempel werfen. Babylon besaß deren nach der Berliner topographischen Tafel 43, von denen uns aber erst drei in ihren Resten an Ort und Stelle, dem Namen nach wenigstens 12, bekannt sind. Der nicht nur für die Stadt allein, sondern auch für das Reich wichtigste Tempel war Esagila, der dem Gotte Marduk und seiner Gattin Zarpanitum geweiht war, in dem aber auch viele andere Gottheiten dauernd oder zeitweise an bestimmten großen Festen ihre Wohnungen hatten. Ein Teil dieses größten Tempels und die Reste zweier kleinerer kamen bei den deutschen Ausgrabungen wieder zu Tage. Um zwei Innenhöfe, den der Istar und den des Zamama, ordneten sich die zahlreichen Wohnungen der Götter herum. Zu diesem Tempel, sowie zu vielen anderen, gehörte noch ein sehr wichtiger Bau, der Zikkurat, der Stufenturm. Dieser Stufenturm von Esagila hieß Etemenanki, d. i. das „Haus des Grundsteins von Himmel und Erde“. Die unterste Stufe bildete eine mächtige Terrasse von je 100 m Seitenlänge und etwas über 36 m Höhe. Der innere Kern bestand aus Lehmziegeln, nach außen legten sich um diesen festen Kern an allen vier Seiten Mauern, die mehrere Meter dick waren und aus gebrannten Ziegeln bestanden. Die die zweite Stufe bildende Terasse war in allen Maßen etwas kleiner, jede weitere Stufe trat wieder etwas zurück und von der dritten an betrug die Höhe nur noch etwa 6·6 m. So ward ein der ägyptischen Stufenpyramide nicht unähnliches Bauwerk von sechs Stufen geschaffen, worauf gleichsam als siebente dann das Heiligtum selbst folgte. Wie der Weg aufwärts zu diesem Heiligtume gebaut war, ob eine Treppe den einzelnen Stufen vorlag, oder ob eine Rampe ringsum in die Höhe führte, konnte noch nicht ganz sichergestellt werden. Die Höhe des ganzen Baues betrug wie die unteren Seitenlängen 15 babylonische Doppelruten, was etwa 100 Metern entspricht. Etemenanki war demnach ein gewaltiges Bauwerk, sodaß es begreiflich wird, daß es zur jüdischen Erzählung vom Turmbau zu Babel den Anlaß bot. Wie sehr diese Stufentürme für das Stadtbild der babylonisch-assyrischen Städte von Bedeutung gewesen, geht wohl schon aus dieser kurzen Beschreibung hervor.

Die Straßen der Städte mit ihren im zweiten Abschnitte bereits geschilderten Häusern mögen größten Teiles dem Beschauer von außen nichts besonderes geboten haben. Dazwischen gab es aber einige Hauptstraßen, bei denen die Ausgestaltung prächtiger angelegt war. Die wichtigste davon war die Prozessionsstraße Marduks *Aiburschabu*. Sie verlief nicht gerade, sondern bildete von dem Tempel Esagila kommend

Prozessions-
straßen,

an dem Kanale Arachtu einen rechten Winkel, um dann in nördlicher Richtung bis zu den Königspalästen zu führen. Diese der Prozession am Festtage des Hauptgottes Marduk dienende Straße erhielt von den Königen einen reichen Schmuck. Erstens war sie mit großen Steinplatten gepflastert, die dadurch schon einen höheren Wert erhielten, daß die Steine dazu von einer in Babylonien nicht vorkommenden Art waren und von König Senacherib aus weiter Ferne beschafft wurden. Zwei Gattungen solcher Steine wurden dazu verwendet, ein Kalkstein und einer von braunroter Färbung mit weißen Adern. Diese Platten, auf einem Unterbaue von Ziegeln aufruhend, bedeckten die ganze 10—20 m breite Straße. Einen besonderen Schmuck trugen die Seitenwände, die mit emaillierten Ziegeln verkleidet waren. Der Grund war blau, darauf erblickte man, teils in Relief, teils durch andersfarbige Ziegel gebildet, Reihen von Löwen, und Inschriften von weißer Farbe erzählten von den Königen, die an der Herstellung und Ausschmückung dieser Straße beteiligt gewesen.

So mag diese dem Gottesdienste geweihte Straße sich vor den anderen als Prunkstraße hervorgetan haben und mutet uns dadurch gleichsam wie ein Vorläufer an jener prächtig gehaltenen Hauptstraßen, die wir bald im hellenistischen Kleinasien und im römischen Syrien kennen lernen werden.

Auch dem Gotte Nabu war eine Prozessionsstraße geweiht, die in den Inschriften Nebukadnezars *Nabu-dai-an-nischeschu* (Nabu ist der Richter seiner Völker) genannt wird. Auch andere Straßen trugen Namen, die gerne an die Verehrung der Götter anknüpften, wie z. B. „Sin macht die Krone seines Königtums beständig“, „Zamama vernichtet seine Feinde“, „Marduk ist der Hirt seines Landes“ oder „Ishtar ist der Schutzgeist ihrer Männen“; doch auch andere Arten von Straßennamen gab es damals, z. B. die „Breite Straße“ gegenüber vom Südtore des Tempels Etrkalamma, „Breite Straße, auf der Nergal einherzieht“, und auch einfach die Bezeichnung „Breite Straße“ kommt vor. Durch die Stadttore führten verschiedene Straßen nach außen und verbanden Babylon mit anderen Städten des Reiches. Darunter waren die wichtigsten die beiden Königsstraßen, deren eine längs des Banitu-Kanales nach Osten führte, während die andere in der Richtung nach Süden wahrscheinlich die Verbindung mit Borsippa über den Ort Litamu herstellte.

Die einzelnen Straßengruppen waren, wie wir dies auch bereits in Theben kennen lernten, in Stadtbezirke eingeteilt. Auch diese Teile hatten ihre besonderen Namen. Der, welcher einst von den Mauern Ingur-Bel und Nimitti-Bel eingeschlossen war, und an dessen Stelle dann die Erweiterungen der Königspaläste traten, trug den Namen Irsitu-Babili (Erde-Babel), worin eine Erinnerung daran enthalten sein kann, daß die Stadt ein Abbild der Erde, die Erde ein Abbild des ganzen Kosmos ist, ein Gedanke, der uns schon bei Besprechung des römischen *templum* begegnete. Andere Stadtteile wie Irsitu-Challab oder Irsitu-Te waren nach anderen Städten des babylonischen Reiches benannt.

Doch nicht nur von den Straßen war die Stadt durchzogen, auch für die Bewässerung war mittels zahlreicher Kanäle, die vom Euphrat abzweigten und durch die Stadtteile flossen, reichlich gesorgt. Der bedeutendste führte den Namen Arachtu (siehe den Plan Abb. 179, S. 221). Seine Ufer wurden von Futtermauern gebildet, an denen Treppen zu Anlegeplätzen für Boote führten, denn dieser Kanal war nicht nur

Straßen-
namen.

Kanäle.

überhaupt schiffbar, sondern er hatte auch am Zagmuk-Feste die heilige Barke des Marduk zu tragen. Darin liegt wieder eine Übereinstimmung Babylons mit Ägypten, wo ja an hohen Festen das Bild Amons auch auf einer Barke auf dem Nile gefahren wurde.

Die große Bedeutung dieser Kanäle in wirtschaftlicher Beziehung ist auch deutlich in dem Namen eines zweiten Hauptkanals ausgedrückt. Dieser hieß „Libilchegalla“, das heißt „Er bringe Überfluß“, denn von der richtigen und ausreichenden Bewässerung hing der Wohlstand des ganzen Landes ab. Auf unserem Plane ist dieser Kanal mit 2 bezeichnet. Dem Namen nach sind noch viele andere Kanäle bekannt, die teilweise die Stadt durchflossen, teilweise erst außerhalb Babylons vom Euphrat abzweigten und als Wasserstraßen die Hauptstadt mit anderen Orten verbanden. Auch diese Kanäle dienten zum Teile Kultfestlichkeiten, so wurden z. B. auf dem nach Borsippa führenden Wasserarme an dem bereits erwähnten Zagmuk-Feste der Gott Nabu und seine Gattin nach Babylon gebracht, wo sie während der Festzeit im Tempel Esagila Wohnung nahmen. Zwei dieser äußeren Kanäle sind auf dem Plane zu beiden Seiten der Königsstraße zu erkennen.

Babylon bot also schon das Bild einer recht entwickelten Stadt, und ähnlich waren auch die anderen größeren Städte Assyriens und Babylonien. Da die Häuser aus Lehmziegeln erbaut waren und die Tempel und Paläste gewaltige Größenmaße besaßen, bildeten sich bei der Zerstörung dieser Städte recht große Erdhügel, auch die Lehmteile der Stadtmauern stellen sich teilweise bis heute als Erdwälle dar, und an Stelle der einstigen Kanäle blieben oft grubenartige Vertiefungen übrig. Auf diese Weise ward es möglich z. B. von Babylon, Assur und Ninive einen allgemeinen Eindruck des Stadtbildes schon vor den Ausgrabungen zu gewinnen. Von dieser Erscheinung der Städte als Ruinenhügel gibt der Plan von Ninive (Abb. 180) ein gutes Bild.

Die
griechischen
Städte.

Ebenso deutlich wie diese asiatischen Städte, in manchen Punkten wohl noch deutlicher, stellen sich uns auch viele der griechischen Städte dar, sie bieten außerdem auch noch den Vorteil, daß an ihnen auch die Entwicklung vom 6. vorchristlichen Jahrhunderte an bis in späte hellenistische Zeiten klar zu erkennen ist. Wie die Betrachtung des ältesten Athen schon zeigte, sind die griechischen Städte aus recht kleinen räumlichen Verhältnissen hervorgewachsen. Manche erreichten zwar in den späteren Jahrhunderten eine nicht geringe Größe, andere aber blieben stets kleinere Landstädte; und gerade ein Vergleich dieser Städte mit den weiter entwickelten ist in vieler Beziehung sehr lehrreich, und manche wichtige Gebäude der jüngeren und größeren Städte, sieht man in den kleineren entstehen. Das älteste und noch recht kleine Athen haben wir im vorigen Abschnitte kennen gelernt, ein weiteres Beispiel einer noch recht kleinen Stadt und zwar auf einer jüngeren Entwicklungsstufe haben wir wieder auf Kreta; es ist dies ein antiker Ort, der unweit dem hentigen Dorfe Kritsa ziemlich hoch im Gebirge, das den Westrand der Bucht von Mirabello umgibt, gelegen ist.

Die Lage
der Städte.

Abbildung 181 zeigt die allgemeine Lage dieses Ortes zur Umgebung, und hierbei fällt bereits ein großer Unterschied gegen die früher besprochenen Orte der sogenannten Minoischen Zeit auf Kreta auf. Die älteren Orte lagen in der Ebene,

Die Stadt
bei Kritsa.

Diese Stadt bei Kritsa nun lag etwa zwei Stunden vom Meere entfernt auf einem hohen Berge. Zwei seiner Gipfel waren besiedelt und befestigt und in dem dazwischen liegenden Sattel lag die Agora, der Marktplatz. Die Stelle selbst aber war offenbar der Rand eines erloschenen Vulkankraters, sodaß die ganze Stadt die Gestalt eines Halbkreises erhielt. Außerdem aber zog sie sich auch noch die inneren Kraterwände herab, besonders da die Grundfläche des Kraters aus guter, dem Ackerbaue günstiger Erde besteht. Die nördliche Bergspitze, die man auf den Bildern 181 und 182 noch wahrnehmen kann, ist ganz mit den Resten einstiger Häuser bedeckt,



Abb. 181. Antike Stadt bei Kritsa auf Kreta. (Eigene Aufnahme.) (S. 226.)

und obwohl der Berg nach Norden sehr steil und sehr tief abfällt, war auch dieser Stadtteil mit einer Stadtmauer und Türmen nach außen befestigt, die man in ihrem Verlaufe noch heute gut verfolgen kann. Auf dem südlichen Gipfel befindet sich neben anderen Mauerresten auch der Grundriß eines Tempels. Nach Osten zu die Kraterwand hinab sind noch mannigfache Mauerspuren sowie einzelne Stufen, die einst als steile Zugangswege zwischen den Häusern dienten, kenntlich. Nach Westen hin zog sich nur eine befestigte Straße nach einem kleinen Stadttore den Abhang hinab. Auf Abb. 181 ist links von der Agora noch der obere Ansatz dieses Teiles der Stadtmauer zu sehen. Der Weg vom Tore hinauf ist ebenfalls ziemlich steil, sodaß er an einigen Stellen durch Treppenstufen gangbarer gemacht werden mußte:

gegen Norden begleitet ihn die Stadtmauer, gegen Süden war er von mehreren auf einzelnen kleinen Terrassen errichteten Häusern begrenzt.

Der wichtigste und heute noch am besten kenntliche Teil der Stadt aber war die Agora, von der Abbildung 182 eine in den Verhältnissen größere Ansicht bietet. Diese Agora bildete in der Einsenkung zwischen den beiden Gipfeln ungefähr ein Rechteck. Nahe der Mitte dieses Platzes befindet sich eine tiefe, ebenfalls rechteckige Cisterne, die einst wohl ganz oder teilweise überdeckt war, denn in ihrer Mittelaxe sind noch Spuren einer Säulenstellung vorhanden. Ihrer Größe und Lage nach war

Die Agora.



Abb. 182. Agora der altgriechischen Stadt bei Kritsa auf Kreta. (Eigene Aufnahme.) (S. 227.)

sie wohl die wichtigste Einrichtung zur Wasserversorgung für die Bürger der Stadt, denn hier auf dem felsigen Gipfel des Berges ist fließendes Wasser auf recht weite Entfernung nicht zu finden. An der nördlichen Schmalseite der Agora sind die Reste zweier wichtiger Gebäude, die wir bis jetzt im Stadtbilde noch nicht kennen lernten. In dem Bilde 182 ist ein Bau, der einer Freitreppe ähnelt, deutlich sichtbar. Dieser Bau ist aber keine Treppe im eigentlichen Sinne, denn die Stufen wären zum Begehen doch etwas unbequem hoch, und außerdem wird diese Anlage in der Mitte noch von einer wirklichen Treppe durchschnitten. Die Stufen waren also Sitzstufen, und diese Anlage kennen wir aus den bald zu besprechenden und jüngeren hellenistisch-kleinasiatischen Städten ganz genau, das Gebäude zu dem diese Sitzstufen gehörten war

ein Buleuterion, ein Rathaus, und auf den Stufen saßen die Ratsherren bei ihren Versammlungen. Dazu paßt auch sehr gut der kleinere westlich anschließende Bau, der zwei kleine Kammern enthielt. Aus Inschriften und aus der ganzen Art der Anlage geht hervor, daß es ein Gefängnis gewesen, aus dem die Gefangenen sogleich in das Buleuterion zur Verhandlung geführt werden konnten. Auf der Terrasse über diesen beiden Gebäuden befanden sich zwei große, im Grundrisse noch erhaltene Räume, die einst gedeckt waren und wohl in irgend einer Weise mit zum Dienste des Buleuterion herangezogen wurden. Auf der gegenüberliegenden südlichen Schmalseite der Agora sind steinerne Bänke angebracht, die zum Ausruhen und Betrachten des Treibens auf der Agora einluden.

Sehr reich war also das Bild auch dieser im Raume immerhin beschränkten Stadt noch nicht, doch sehen wir hier im Kleinen schon manche der Teile vorbereitet, die reicher entwickelt auch in größeren Städten dazu beitrugen, ihnen ihr Gepräge aufzudrücken.

Athen
vom fünften
Jahrhundert
an.

Manche Städte, wie Athen und Korinth, waren seit dem fünften Jahrhunderte zu recht bedeutender Größe und Ansehen gelangt. Auch in diesen war die Agora ein hervorragender und maßgebender Teil für das Stadtbild. Ein vortreffliches Beispiel für diese jüngere Entwicklung in ihren verschiedenen Stufen bietet uns wieder Athen. Die geringe Umgrenzung, die durch die Mauern der ältesten Stadt bedingt war, ward natürlich bald zu enge, und die Bürger siedelten sich auf weiterem Rannne außerhalb der Mauern an. Wurde auf diese Weise auch das Stadtgebiet größer, so rückte man doch mit den Befestigungswerken nicht nach. Diese waren zu Zeiten, als die Stadt hauptsächlich Burg war, nötig, nun aber wurde Athen eine offene Stadt und blieb es bis nach den Perserkriegen; denn, wie schon früher erwähnt, Stadtmauern empfanden die Athener als lästigen Zwang (vgl. S. 149). Dieses Empfinden scheint allen Griechen zu eigen gewesen zu sein, denn die meisten Stadtummauerungen stammen erst aus dem fünften Jahrhunderte.

Stadt-
verschiebung
von Süden
nach Norden.

Bis dahin aber hatte Athen eine merkwürdige Entwicklung durchgemacht. War die Stadt zuerst am Südfuße der Akropolis gelegen, so nahm sie bei ihrer Vergrößerung eine entschiedene Richtung gegen Norden an. Die Ursache dazu mag mit darin beruhen, daß von der Westseite allein die Akropolis mühelos zu besteigen war, darum ward der der Burg unmittelbar westlich vorgelegene Teil des Landes schon in die älteste Siedelung mit einbezogen (vgl. den Plan S. 181). Hier war auch der Stadtbrunnen und das Dionysion; so ward die Ausdehnung nach Westen allmählig wegen der Beschaffenheit des Geländes, die hier den Verkehr mit der Burg erleichterte, bevorzugt, sodaß auch der Rücken des Pnyxhügels bald mit Häusern besetzt war, die ja, wie bereits S. 195 erwähnt wurde, schon zur Zeit des Peisistratos zur Anlage einer Wasserleitung nötigten. Diesem westlichen Stadtteile waren aber im Norden zwei sehr wichtige Punkte vorgelagert, der Areopag und die Pnyx, welch' letztere der Versammlungsort der athenischen Bürgerschaft zu politischen Beratungen war. Der zwischen dem Pnyxhügel und dem Areopage eingebettete Raum eignete sich schon wegen der Nähe dieser beiden für das öffentliche Leben so bedeutsamen Punkte vortrefflich zur Agora. So kam diese nördlich der älteren Stadt zu liegen, und da hierdurch das Schwergewicht im öffentlichen Leben einmal hierher verlegt war, zog

dies naturgemäß auch die weitere Besiedelung des nördlich der Akropolis gelegenen Geländes nach sich. Auf diese Art rückte die Stadt nach und nach in die zwischen Akropolis und Lykabettos gelegene Ebene vor, wo auch das moderne Athen liegt, und auch die Agora schob sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr nach Norden und Osten vor, bis sie endlich in römischer Zeit dahin kam, wo heute noch der von Andronikos aus Kyrrhos in Syrien errichtete Turm der Winde steht, der im Innern eine Wasseruhr barg, während am Äußern die Zeit durch Sonnenuhren angegeben wurde, und eine Wetterfahne in Gestalt eines Tritons die Windrichtung angab. Dieser Triton wies mit einem Stabe nach unten, denn an dem achteckigen genau orientierten Turme ist in Relief ein Fries angebracht, der die 8 Windgötter, an jeder Seite einen, im Bilde zeigt. Der eigentliche Marktplatz dieser Zeit schloß sich gleich westlich an diesen Turm an und war von allen vier Seiten mit Säulenhallen umgeben, die zum Teile bei Ausgrabungen wieder zum Vorschein kamen. An der Westseite befand sich ein ebenfalls noch erhaltenes Eingangstor, von dorischen Säulen gebildet, die einen Triglyphenfries und einen Giebel tragen. Aus der auf dem Gebälke unterhalb des Triglyphenfrieses befindlichen Inschrift geht hervor, daß dieses Tor aus Stiftungen Julius Caesars und des Augustus erbaut und der Athena Archegetis geweiht worden sei. An der Ostseite konnte man ebenfalls den Markt betreten oder verlassen, und ein kurzer Treppenberg führt von hier nach dem etwas höher gelegenen Turme der Winde.

Die Agora.

Damit wäre der älteste und jüngste Platz der Agora räumlich bestimmt, zwischen diesen äußersten Punkten muß sich der Markt auch zwischen den ältesten und jüngsten Zeiten befunden haben, und manche Reste von Bauten, die diese Stellen des öffentlichen Verkehrs schmückten, sind bei den letzten Ausgrabungen zum Vorschein gekommen, andere mögen noch unter der Erde ruhen. Zu den mit großer Wahrscheinlichkeit wieder entdeckten Gebäuden gehört auch der Grundriß der von den alten Schriftstellern öfters erwähnten Königshalle (*στοὰ βασιλῆως*) unterhalb der Ostseite des sogenannten Theseustempels. Denn die Agora diente nicht nur dem Handel für den täglichen Bedarf, sondern auch andere Verhandlungen des öffentlichen Lebens, wie z. B. die Rechtsprechung, fanden hier statt, und dafür waren eigene Gebäude errichtet. So saß in der Königshalle der Archon Basileus zu Gericht. Derartiger Hallen wurden zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken mehrere errichtet. Ein in seiner Einteilung noch gut erhaltener und dem Handel dienender Bau ist die Stoa des Attalos, die König Attalos von Pergamon, der den Athenern mancherlei Wohltaten erwies, auf seine Kosten erbauen ließ. Diese Stoa war eine lange nach Westen offene Halle, an deren Rückwand sich die Kaufläden der verschiedenen Händler als besondere Zimmer anschlossen. Die Halle war zweigeschossig erbaut, so daß auch in dem oberen Stockwerke der Handel stattfinden konnte. Eine Inschrift auf dem Gebälke über der Säulenreihe berichtet von der Schenkung durch Attalos.

Mit all diesen Bauten mag die Agora als Hauptstätte für den Verkehr der Menschen wohl schon im fünften Jahrhundert v. Chr., gewiß aber später, einen nicht minder prächtigen Eindruck gemacht haben, als die Akropolis, die ja unterdessen schon lange zur Hauptstätte des Götterkultes geworden war, während die Straßen

Die
Akropolis
vor den
Perserkriegen.

mit den Wohnhäusern der Bürger noch lange recht einfach gewesen sein werden, wie auch die am Westabhange der Akropolis sowohl durch Dörfeld als durch die griechische archäologische Gesellschaft in den letzten Jahren freigelegten Straßenzüge erweisen. Auch die Akropolis wird bis zu den Perserkriegen noch recht bescheiden sich dem Auge dargeboten haben. Der schon öfter erwähnte alte Athenatempel, der von Peisistratos als Peripteros umgebaut und dadurch prächtiger gestaltet wurde, wird der einzige größere Bau gewesen sein; daneben befanden sich wohl noch andere geheiligte Stellen, wie die des Dreizackmales des Poseidon, der heilige Ölbaum, den Athena gepflanzt haben sollte, und andere für den Kult wichtige Örtlichkeiten, sie lagen aber wohl alle unter freiem Himmel, waren heilige Bezirke, enthielten aber keine Bauwerke, höchstens umgrenzende Mauern. Einen hervorragenden Schmuck aber müssen die daselbst aufgestellten Weihgeschenke gebildet haben. Diese Weihgeschenke waren zwar zumeist Statuen, aber doch verschiedener Art, und vieles davon ist uns auf eine merkwürdige Weise gerettet und erhalten worden. Nachdem die Perser die Akropolis erstiegen und zerstört hatten, wurde sie im Verlaufe des fünften vorchristlichen Jahrhunderts neu und prächtiger als früher wieder hergestellt. Zuerst war da der Schutt wegzuräumen, und diesen benutzte man um auch die Oberfläche für die Neubauten zu erweitern und einheitlicher zu gestalten. Früher bildete diese nämlich keine Ebene, sondern stellte sich als Bergkuppe dar, und besonders im Südosten gähnte eine tiefe Kluft. Um nun auch die neue Ummanerung regelmäßiger verlaufen lassen zu können, mußte diese Kluft zugeschüttet und auf gleiche Höhe mit der sonstigen Fläche gebracht werden. Hierzu benutzten die Athener den Perserschutt, und als dieser vor einigen Decennien ausgegraben wurde, fanden sich darin zahlreiche Statuen und Architekturteile der vorpersischen Zeit, darunter auch viele der alten Weihgeschenke. All diese Funde sind nun auf einem in der erwähnten Kluft erbauten besonderen Museum aufgestellt. Dadurch erst ist es uns möglich, ein Bild der Akropolis vor der Zerstörung zu gewinnen. Die hier nun gefundenen Statuen stellen zum Teil Priesterinnen der Athena dar. Es waren Gewandfiguren, an denen die Haare, Augen und Lippen nicht nur plastisch dargestellt, sondern ebenso wie die ornamentalen Verzierungen des Gewandes auch in Farben wiedergegeben sind. Dafs diese Statuen nicht im Tempel selbst aufgestellt waren sondern davor im Freien, das beweisen eigentümliche in die Schädel eingelassene Bronzefzapfen, die einst bestimmt waren scheibenförmige Schutzbleche aus Bronze zu tragen, um die Statuen vor dem Regen, besonders aber vor der Beschmutzung durch Vögel zu schützen. Andere Bildwerke stellen Jünglinge zu Pferde dar und wieder andere Statuen von Göttern, die aber, da sie nicht Kultbilder sondern eben Weihgeschenke waren, die Gottheit nicht in einem allgemeinen Typus sondern in einer Szene aus ihrem Mythos zeigen. So wurde z. B. das Bild des ein Kalb auf den Schultern tragenden Hermes wieder gefunden, das einen ausgesprochen genrehaften Zug aufweist, so dafs man annehmen kann, darin sei auch eine Beziehung des Weihenden zur Gottheit, oder eine Beziehung auf die Veranlassung zur Weihung ausgedrückt. Auch Steine mit Inschriften werden auf der Akropolis schon bald aufgestellt worden sein. Mit all diesen frommen Stiftungen und dem säulengetragenen Athenatempel in der Mitte muß die Akropolis auch bereits im sechsten Jahrhundert

einen reichen und künstlerischen Anblick geboten haben. Im Südwesten war noch der heilige Bezirk der Artemis Brauronia, ob dieser aber bloß ein freier geheiligter Raum war oder bereits wie dann später einen Bau enthielt, ist nicht mit unseren Mitteln zu erkennen.

Nach der Zerstörung, und zwar um die Mitte des fünften Jahrhunderts, entwickelte sich eine reiche Bautätigkeit auf der Akropolis, und wie sie sich dann dem Auge darbot, davon gibt Pausanias eine eingehende Beschreibung, und auch die noch erhaltenen Gebäude sprechen von der einstigen Pracht, die hier geherrscht hat. Zunächst wurde die Umfassungsmauer neu errichtet, wobei die alten Architekturteile mit verbaut wurden, so dafs heute noch aus der Nordmauer die Geisa des alten Athenatempels sichtbar hervorragen. An der Westseite plante bereits Kimon einen neuen prächtigen Torbau, der auch schon in der Errichtung recht weit vorgeschritten war, so dafs seine Anlage heute noch gut zu erkennen ist. Als dann Perikles zur Macht gelangte, führte er noch großartigere Baupläne durch, und zwar nicht nur an dem Torbaue, den Propyläen, sondern auch an dem ebenfalls von Kimon bereits begonnenen neuen Tempel, dem Parthenon. Die Propyläen wurden in der Achsenrichtung etwas gedreht und eine großartige Eingangshalle mit Nebenbauten errichtet. Die Eingangshalle ward fünfschiffig und wird im Innern von vier Reihen großer ionischer Säulen getragen, während den äußeren Abschlufs, sowohl nach der Stadt zu, als nach dem Innenraume der Akropolis zu, eine Reihe dorischer Säulen bildet. Wir haben also auch hier wieder eine beabsichtigte und künstlerisch vortrefflich wirkende Mischung dorischen und ionischen Stils (vgl. S. 196 ff.). Das Mittelschiff der Halle mit seinem großen Eingangstore in der Rückwand war dem religiösen Kulte besonders dem feierlichen Zuge am Panathenäenfeste vorbehalten, von dem uns der schon erwähnte Fries am Parthenon eine künstlerische Anschauung bietet. Der sonstige Verkehr spielte sich zu beiden Seiten dieses Tores in den vier übrigen Schiffen und durch die vier weiteren, kleineren Portale ab. Im Norden dieser Eingangshalle steht anschließend ein dorischer Saalbau, der einst als Pinakothek, als Aufbewahrungsort auf Tontafeln gefertigter Gemälde, diente. Im Süden sollte ein in den Formen ganz gleich gebildeter Bau anschließen. Dieser hätte aber in das der Artemis Brauronia geheiligte Gebiet eingreifen müssen, und da die Priesterschaft der Artemis hiergegen Einspruch erhob, mußte dieser Bau kleiner und etwas anders gemacht werden, also eigentlich unvollendet bleiben, und ebenso kamen die im Norden und Süden hinter diesen Sälen geplanten Hallenbauten, die sich nach dem Akropolisinneren öffnen sollten, nicht zur Ausführung. Dennoch war auch das Vollendete ein großartiger und künstlerisch schöner Bau, der in Marmor erstrahlend und von seiner Höhe auf die Stadt herablickend fortan schon von weitem dieser ein charakteristisches Gepräge aufdrückte. Noch außerhalb der Propyläen stand auf dem südlichen, aus dem Akropolisgebiete nach Westen vorragenden Felsvorsprunge, von dem sich einst Aegeus herabgestürzt haben soll, der kleine, aber wunderbar schöne, ionische Tempel der Nike Apteros (vgl. Abb. 172), der zur Erinnerung an die Schlacht von Plataeae erbaut war.

Hatte man das Prachtthor der Propyläen durchschritten und das innere Gebiet der Akropolis betreten, so hatte man rechts vor sich, über dem ebenfalls mit

Die
Akropolis
nach den
Perserkriegen.

einer Halle geschmückten Gebiete der Artemis Brauronia, den Parthenon. Dieser bereits erwähnte Tempel war an anderer Stelle als reicher Ersatz für den zerstörten alten Athenatempel erbaut worden. Auch ihn hatte bereits Kimon begonnen, Perikles aber nach verändertem Grundrisse vollendet. Vor dem Tempel, doch etwas nordöstlich, befand sich ein großer aus dem lebenden Fels herausgeschlagener Altar, dessen Stelle heute noch kenntlich ist. Auf ihm wurden an den Festtagen, besonders zu den Panathenaeen, die großen Opfer dargebracht. Der Parthenon blieb fortan der Festtempel, während als Kulttempel für den Dienst der Stadtgöttin, der Athena Polias, das etwas nördlich vom alten Athenatempel erbaute Erechtheion diente, das heißt bloß ein Teil dieses Baues, denn hier waren fünf heilige Punkte vereint, wovon vier unter einem Dache beherbergt waren, während der fünfte naturgemäß unter freiem Himmel bleiben mußte, da auf ihm der heilige Ölbaum der Athena wuchs. Das andere geheiligte Wahrzeichen Athens war das Dreizackmahl des Poseidon, das in der dem Baue vorgelagerten ionischen Nordhalle sich heute noch befindet, und zwar unter dem Fußboden, aber so, daß eine Platte ausgelassen oder wenigstens abhebbar war, so daß man stets hinabsehen konnte. Daran schloß sich innerhalb des Gebäudes eine Kammer an, die das sogenannte heilige Meer enthielt und dem Erechtheus sowie einigen niedereren Gottheiten, z. B. dem Dämon Butes, geweiht war. Weiter folgte nach Süden das Grabmal des Kekrops, das von der Südseite aus mittels einer Treppe zu betreten war, und zu dieser Treppe bildet die berühmte Korenhalle den Eingang. Auch der erwähnte heilige Ölbaum fand nördlich des Kekropsgrabes, aber im Freien, seinen Platz. Dieser war aber als *femeros* mit einer Mauer umgeben, so daß er nur durch eine Tür von der Nordhalle aus betreten werden konnte. Im Osten endlich des ganzen Bauwerkes war die Cella der Athena Polias, der wiederum eine ionische Säulenhalle vorgelagert war. Durch diese Vereinigung mehrerer Heiligtümer erhielt der ganze Tempel seine zuerst etwas befremdende Gestalt, da an den rechteckigen Bau drei Vorhallen, je eine im Norden, Süden und Osten, herantraten, und in diesen Vorhallen sich die Eingänge zu den verschiedenen Heiligtümern befanden.

Im übrigen war auch bei der Wiederherstellung der Akropolis der ganze freie Raum mit zahllosen Weihgeschenken besetzt, für deren Sockel überall im geglätteten Felsen die Einarbeitungen noch sichtbar sind. Das größte und berühmteste aller hier aufgestellten Standbilder war die aus Erz gefertigte Kolossalstatue der Athena, von der eine alte Überlieferung besagt, daß der um Kap Sunion herumfahrende Schiffer bereits die Lanzenspitze habe in der Sonne glitzern sehen. Dies ist nun zwar wegen der Lage dieses Kaps nicht möglich, aber als reine Willkür brauchen wir diese Erzählung doch nicht anzufassen, sondern sie soll jedenfalls nur berichten, daß, wenn man Sunion umschiffte, also von Norden komme, die Lanze der Athena das erste sei, was man überhaupt von Athen erblicken könne. Und dies ist auch sehr wahrscheinlich, denn von den großen Banten auf der Akropolis war im Altertum nichts von außen sichtbar, da die Umfassungsmauern so hoch waren, daß sie von überall her den Einblick in das Innere und selbst auf den Parthenon verwehrten.

Aber nicht nur auf dem Akropolishügel befanden sich derartig hervorragend wichtige Punkte des alten Athens, auch die Abhänge waren mit solchen bedeckt.

Am Nordabhange wurden die bereits S. 180 erwähnten Heiligtümer natürlich nicht aufgegeben, sondern weiter benützt und auch mit Weihgeschenken versehen, und am Südabhange, da wo einst nach Thukydides die Unterstadt sich hinzog, entstanden ganz neue öffentliche Bauten und Anlagen. Auf einer Terrasse lag das Asklepieion. Es war dies aber nicht nur ein Tempel des Asklepios, sondern damit verbunden waren Hallen und Räume für Kranke, die beim Gotte Heilung suchten; es war also nach modernen Begriffen eine Art Kuranstalt. Die Säulenhallen und in der Mitte der kleine Tempel, und dies alles unterhalb der Akropolis und an die fast senkrechten Felsen angelehnt, boten gewiss einst von Süden aus einen sehr schönen Anblick. Im Osten schließt aber an dieses Asklepiosgebiet ein anderes an, das von noch größerer allgemeiner Bedeutung war, es war dies das Theater des Dionysos.

Bauten
außerhalb der
Akropolis.

Ehe wir uns aber der Betrachtung dieses Theaters zuwenden, dürfte es gut sein, uns erst mit der Geschichte des Theaters überhaupt zu befassen, denn seine Anfänge reichen bis in sehr alte Zeiten zurück. Schon der Umstand, daß der ganze Theaterbezirk zu Athen dem Dionysos geweiht war, weist darauf hin, daß das Theater überhaupt in einer Beziehung zum Kulte gestanden habe, und dies war auch wirklich der Fall. Auch zur Aufhellung der ältesten Geschichte des Dramas zeigt uns das Theater Athens den Weg. Der ganze Bezirk war nämlich dem Dionysos Eleuthereus, d. i. dem befreienden und befreienden Dionysos geweiht. Zu jenen Zeiten, mit denen wir uns jetzt beschäftigen, war Dionysos schon ganz zum Naturgotte in der Anschauung des Volkes geworden, und in dem Feste des Eleuthereus wurde die aus Wintersbanden befreiende Macht des Frühlings gefeiert. Diese Befreiung des Gottes, der hiermit auch zum Befreier der ganzen Natur wird, ward in besonderen Vorträgen von einem Altare im Freien aus gepriesen. Aus diesen Vorträgen, aus denen bald durch Hinzutreten eines zweiten Deklamators ein Dialog, ein Spiel in Wechselreden, entstand, entwickelte sich die Kunstgattung des Dramas, wobei aus den ehemaligen als Satyrn verkleideten Begleitern des Gottes der spätere Chor hervorging. Aber noch weiter können wir diese Frühlingsfeiern zurückverfolgen. Einst fielen nämlich Frühlingsanfang und Jahresanfang zusammen, und als Neujahrstag wurde der Tag gefeiert, an dem die Sonne in den Frühlingspunkt eintrat, d. h. wenn sie in ein bestimmtes Bild des Tierkreises kam. Dieses Bild war im zweiten vorchristlichen Jahrtausend der Stier, und der Tag des Eintrittes der Sonne in dieses Sternbild wurde festlich begangen. Hieran knüpft sich z. B. die Sage des durch Theseus bezwungenen Minotauros, jenes Ungeheuers halb Mensch, halb Stier, das von König Minos zu Knossos im Labyrinth gehalten und mit Menschenfleisch genährt wurde. Auch die Sagen des Gottes Mithra in Kleinasien, der ebenfalls einen Stier bezwingt, verherrlichen den Beginn des neuen Jahres und Frühlings. Bei dieser Neujahrsfeier scheinen solche mythische Stierkämpfe als symbolische Handlung mit dazu abgerichteten Stieren aufgeführt worden zu sein. Darauf weisen mancherlei Kunstwerke aus dem Bereiche der ägäischen Kultur. In Tiryns und in Knossos wurden Wandmalereien entdeckt, die laufende Stiere darstellen, auf deren Rücken ein Mann turnerische Übungen auszuführen scheint. Diese Bilder wurden öfters als der Fang wilder Stiere gedeutet, obwohl die Handlung des Mannes, der oft auf dem Rücken des Tieres den Handstand macht oder wagerecht in der Luft liegend die

Entstehung
des Theaters
aus dem
Kulte.

Hörner erfafst, hierzu unerklärlich scheint. Dies wurde als eine künstlerische Ungeschicklichkeit in der Wiedergabe erklärt, wogegen wieder die sonst geschickt zur Anschauung gebrachte Lebendigkeit in der ganzen ägäischen Kunst spricht. Den Sinn dieser Bilder geben aber besonders zwei Darstellungen sehr deutlich an. Die eine ist ein Wandgemälde aus Knossos, wo ein Mann auf dem laufenden Stiere auf den Händen steht, während eine Frau dem Tiere entgegentritt und es, trotzdem es im Laufe ist, bei den Hörnern faßt. Die andere Darstellung befindet sich auf einem geschnittenen Steine, und hier liegt der Stier ganz friedlich auf dem Boden, und ein Mann schwingt sich über ihn, wobei er sich an den Hörnern festhält (Abb. 183). Beides kann man nur mit gezähmten Tieren ausführen, und das Liegen in dieser Situation wäre bei einem wilden Stiere geradezu widersinnig. Diese Bilder können



Abb. 183. Geschnittener Stein aus Kreta.
S. 234.

dennach nur symbolische Handlungen sein, die am Neujahrstage vorgenommen wurden, als Nachahmungen mythischer Stierkämpfe. Nehmen wir dies aber an, so kennen wir nun auch den Ort, wo diese Aufführungen stattfanden. Es sind die von Stufen umgebenen Außenhöfe der Paläste, die wir in Knossos, Phaistos und Gurnia bereits kennen gelernt haben. Auf den Stufen stand oder saß die Menge der Festteilnehmer, während die Handlung in dem Hofe vor sich ging. Abb. 184 zeigt diese Stufenanlage in Knossos, wobei die darauf stehenden und sitzenden Arbeiter der Ausgrabung gut die Art und Weise veranschaulichen, wie einst die Zuschauer Platz fanden. In diesen Stufenbauten der Höfe haben wir also die Anfänge des Theaterbaues zu sehen,

und sie geben uns wiederum ein gutes Beispiel, wie die Wohnung des Herrschers, der religiöse Kult und die dramatischen Aufführungen einst in nächster Beziehung zueinander standen.

Entwicklung
des
Theaterbaues

In späteren Zeiten, als statt des Herrschers besondere Priesterschaften den Kult zu verwalten hatten, wechselte auch der Schauplatz. Die vorhin erwähnten dionysischen Aufführungen, die ja zuerst ebenfalls Neujahrs- oder Frühlingsfeste waren, fanden auf den Marktplätzen der Ortschaften statt, oder man wählte, um einer größeren Menge das Zusehen zu ermöglichen, eine ebene Fläche unterhalb eines natürlichen Abhanges, auf dem die Zuschauer hintereinander stehen und übereinander wegsehen konnten. Eine ähnliche Anordnung der Darsteller und der Zuschauer kann man noch heutzutage in Griechenland beobachten, wenn auf den Märkten der Dörfer oder sonst auf freien Plätzen zu Ostern oder am Feste des Hl. Georg nationale Tänze aufgeführt werden.

Bald erleichterte man im Altertum den Zuschauern das anstrengende Stehen, indem man den Abhang hinan hölzerne Bänke aufstellte. Für die Aufführung richtete man einen kreisrunden ebenen Platz her, in dessen Mitte der Altar des Dionysos stand, und jenseits des Kreises wurde ein Zelt oder eine Bretterbude errichtet, in

dem die Darstellenden sich anziehen, oder wenn sie gerade nicht aufzutreten hatten, sich zurückziehen konnten. Später und zwar im fünften Jahrhunderte begann man diese gelegentlichen, flüchtigen Bauten dauernd zu machen, wozu in Athen noch ein besonderer Anlaß vorlag, als unter der Last der Zuschauer die für sie errichteten hölzernen Gerüste einst einbrachen und viele Menschen verunglückten. Zunächst begann man damit, im Zuschauerraum steinerne Sitze anzubringen, und damit alle gleich gut sehen könnten, grub man den früheren Erdbahng halbkreisförmig aus und stellte nun in diesem Halbkreise die Sitzstufen her, wobei, ähnlich wie wir es schon im Buleuterion auf Kreta sahen, kleine Treppen zwischen den hohen Sitzstufen zum



Abb. 184. Der Stufenbau am Außenhofe zu Knossos. (S. 234.)

Gehen freigelassen wurden. Gleichzeitig errichtete man auch im Hintergrunde an Stelle des früheren Zeltes für die Schauspieler, der Skene, ein festes Gebäude aus Stein, das aber in alter Erinnerung an das Zelt den Namen Skene beibehielt. Dieses war jetzt nicht nur der Ort, wo sich die Schauspieler an- und umziehen konnten, sondern der ganze Bau erhielt nun auch ganz neue und für das Drama sehr bedeutende Aufgaben. Erstens wurde dem Baue über dem Erdgeschoße noch ein zweites aufgesetzt und in diesem in der Mitte eine breite Öffnung gelassen. Aus dieser konnten Götter auf-treten, die dann in höherer Lage als die Menschen erschienen, und aus der breiten Öffnung konnten dann auch Krane in Wirksamkeit treten, die den zuweilen nötigen Flug göttlicher Persönlichkeiten ermöglichten. Diese höher auftretenden Gestalten waren aber nicht nur auf den Raum hinter der Öffnung beschränkt, sondern vor dem Skenengebäude zog sich eine Säulenhalle, das Proskenion hin, auf deren flachem Dache

ein Raum ebenso lang wie der untere Schanplatz sich dem Auftreten der in der Höhe erscheinenden Personen bot. Diese Säulenhalle hatte noch einen anderen Vorteil, sie gewährte nämlich die Anbringung einer Art von Dekoration. Spielte die Handlung vor einem Königspalaste oder sonst vor einem größeren Gebäude, so reichte der Skenenbau als solcher vollständig als Dekoration hin. Wenn der Schanplatz aber in eine Landschaft oder sonst wohin, etwa vor die Häuser einer Straße verlegt werden sollte, so konnten zwischen den Säulen in deren seitlich angebrachten Falzen Holztäfelu eingesetzt werden, die in Malerei die gewünschte Gegend veranschaulichten. Um einen solchen Wechsel des Schauplatzes noch zu erleichtern und zu beschleunigen, sprang das Proskenion an beiden Enden etwas vor, bildete mithin die sogenannten Paraskenien, in denen um eine Axe drehbar die in dem betreffenden Stücke nötigen Dekorationen sich bewegen konnten. Die Schauspieler selbst aber traten stets in dem vor der Skene liegenden Kreise, in dessen Mitte der Altar des Dionysos stand, zu ebener Erde auf. All' das über das Theater Gesagte möge Abbildung 185 deutlich machen, die nach den vorhandenen und die einstige Einrichtung gut verdeutlichenden Resten der Theater zu Athen, Oropos und Epidaurios hergestellt wurde.

Am Dionysostheater zu Athen läßt sich jetzt nach den Ausgrabungen diese ganze Entwicklung deutlich erkennen, und auch die Zugehörigkeit zum heiligen Bezirke des Dionysos gibt sich unverkennbar darin kund, daß hinter dem Skenengebäude auch der Grundriß des Tempels, der dem Dionysos Eleutherens geweiht war, erhalten ist. Später bei einem Umbaue des Theaters wurde auch der Tempel verlegt und ganz neu errichtet, und auch dieser zweite Grundriß ist heute noch sichtbar. Eine weitere Entwicklung des Theaterbaues werden wir bald an den hellenistischen Städten Kleinasiens und in Rom kennen lernen. Vorläufig aber müssen wir, um das Stadtbild zu vervollständigen, noch in Athen verweilen.

Auch zu einem weiteren Schmucke des Stadtbildes gaben die Theater die Veranlassung. Bei den Aufführungen im Theater fanden nämlich auch dithyrambische Wettkämpfe statt, für die einzelne hervorragende Bürger einen Bürgerchor einstudierten und dann mit diesem Chore als Chorführer auftraten. Dem Sieger in solchen Wettkämpfen wurde als Ehrenpreis ein Dreifuß gespendet, den er wieder seinerseits dem Dionysos weihte, wobei der Dreifuß irgendwie auf einem künstlerisch durchgebildeten Sockel aufgestellt wurde. Allmählich wuchs die Zahl dieser choragischen Denkmäler so an, daß in Athen eine ganze Straße, die vom Theater nach Nordosten führte, mit ihnen geschmückt und nach ihnen benannt wurde. Einige Denkmäler sind heute noch, wenigstens zum Teile, erhalten. Zwei, die die Gestalt einer Säule haben, auf der einst der Dreifuß stand, stehen oberhalb des Theaters vor einer Grotte im Akropolisfelsen; das eine davon wurde 320 v. Chr. für oder von Thrasylos errichtet. Ein anderes ist das 324 aufgestellte Denkmal des Lysikrates. Auf einem viereckigen Sockel erhebt sich ein Rundtempelchen mit korinthischen Säulen, darüber läuft ein Fries hin, der in Relief das Abenteuer des Dionysos mit den Seeräubern schildert. In der Mitte des runden Daches erhebt sich eine Verzieruug von Akanthusblättern, die einst dem nicht mehr vorhandenen Dreifuße als Unterlage diente.

War das Dionysostheater am östlichen Ende des Asklepiosbezirkes, so stand in späterer Zeit auch am westlichen Ende ein Theater, das aber anderen künstlerischen

Zwecken zu dienen hatte; dies ist das Odeion oder das Theater des Herodes Atticus. In diesem Theater wurden keine Dramen aufgeführt, sondern es diente als Konzertsaal, darum hieß es auch Odeion. In den Namen ist nämlich bereits auch die Bestimmung ausgedrückt, denn Odeion bedeutet ein Haus zum Hören, während Theater ein Haus zum Sehen schon dem reinen Wortsinne nach ist. Im Odeion also traten nicht Schauspieler, sondern Sänger oder Instrumentalkünstler auf, und in dem des Herodes Atticus war auch der römische Imperator Nero einst unter den Mitwirkenden, die sich hier hören ließen. Dieses Konzerthaus besaß auch bereits statt der ebenen

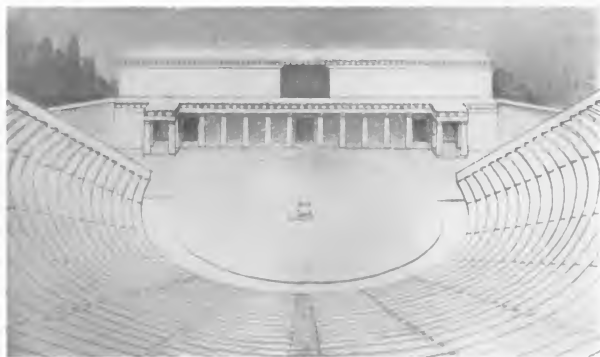


Abb. 185. Schematische Darstellung des griechischen Theaters. (S. 236.)
(Eigene Reconstruction nach Epidauros und Oropos.)

Orchestra eine richtige erhöhte Bühne zum Auftreten, eine Einrichtung, die wir auch an Theatern bald kennen lernen werden.

Die Agora und der Akropolishügel waren für Athen wohl die bedentsamsten Teile des Stadtbildes, aber doch nicht die einzigen. So gab es z. B. Tempel auch sonst in der Stadt selbst. Einer der bekanntesten und am besten bis heute erhaltenen ist der heute Theseion genannte, der westlich über der Agora stand. Er ist ein dorischer Peripteros und zeigt an den beiden Schmalseiten Relieffriese, also wieder eine Mischung der beiden Hauptstilarten. Ehe wir uns aus dieser Gegend der Stadt entfernen, haben wir noch die schon früher erwähnte Pnyx zu betrachten, den Versammlungsort der Athener zu politischen Beratungen. Ihre Anlage stammt aus sehr alter Zeit. Sie war weder eine Halle noch sonst ein geschlossener Bau, sondern lag ganz unter freiem Himmel. Westlich der Akropolis ist der Pnyxhügel, der schon

Die Pnyx.

in früher Zeit durch Bebauung mit Wohnhäusern in das Bereich der Stadt einbezogen wurde. Die Ostseite dieses Hügels senkt sich sanft gegen die älteste Agora hinab. Auf diese Weise bot die leicht geneigte Fläche ganz nahe der Agora, dem Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, vortrefflich Raum um Versammlungen einer großen Menschenmenge zu ermöglichen, wobei der besseren Anordnung, Bequemlichkeit und allgemeinen Übersicht wegen noch leicht mit künstlichen Mitteln nachgeholfen werden konnte. Zuerst wurde eine runde, etwas über einen Halbkreis bildende Fläche abgesteckt. Ringsherum erbaute man aus riesigen behauenen Steinblöcken eine Stützmauer um hinter dieser die Erdmassen des Abhanges vor dem Abrutschen zu bewahren und Unebenheiten des Geländes durch Aufschüttungen ausgleichen zu können. So entstand ein großer Platz für die sich hier versammelnde Bürgerschaft, der vermöge dieser Stützmauer um einige Meter höher lag als die Umgebung, selbst aber auch in einem kleinen Neigungswinkel nach Westen gegen die Felswand zu ansteigt. Diese Felswand wurde senkrecht geglättet und in ihrem Mittelpunkte aus dem lebenden Gestein eine Art von Altar mit Stufen und Treppen herausgehauen, woselbst die Volksredner einen erhöhten Punkt fanden, um von der ganzen Versammlung gesehen und verstanden werden zu können.

Nicht weit von Nyx und alter Agora befand sich auch der Stadtbrunnen, die Kallirrhoe, die später, nachdem Peisistratos die Wasserleitung angelegt und ein schönes Brunnenhaus mit neun Ausflußöffnungen erbaut hatte, den Namen Enneakrunos erhielt, und in ihrer schönen architektonischen Gestaltung gewiss der Stadt zur Zierde gereichte (vgl. den Plan Abb. 159 bei D und S. 196 f.).

Die Stadt selbst war in Stadtteile zerlegt, die nach den Phylen, den im Synoikismos versammelten Gauverbänden, benannt waren. Diese Einteilung wurde bis auf Theseus zurückgeführt, daneben gab es aber noch eine andere und dentlicher in die Augen fallende Einteilung nach den einzelnen Gewerben. Am besten bekannt und in wichtigen Teilen heute noch kenntlich ist darunter der Kerameikos, der Bezirk der Töpfer, in dem diese auch ihren eigenen Markt hatten. Dieser Bezirk erstreckte sich in nordwestlicher Richtung von der Agora an bis an die Grenze Athens, zum Dipylon, dem großen doppelten Stadttore, also bis an die im fünften Jahrhundert errichtete Stadtmauer. Hier steht auch noch an Ort und Stelle ein alter Grenzstein, der an zwei Seiten die Aufschrift Kerameikos (*Kεραμεικος*) trägt. Diese Stelle ist auch noch in mancher anderen Beziehung wichtig. Durch das große Tor mit zwei Durchfahrtshallen führte die heilige Straße nach Elensis, auf der an den Festtagen die Prozessionen der in die Mysterien von Eleusis Eingeweihten dahinzogen. Ferner war aber hier vor der Stadt auch die Nekropole, der Friedhof des fünften und der späteren Jahrhunderte, der reich mit künstlerisch ausgeführten Grabdenkmälern geschmückt war, von denen viele heute noch dort stehen und von der Pracht dieser Begräbnisstätte Zeugnis ablegen. Die Anordnung dieser Gräber wurde neuerdings durch die Ausgrabungen Professor Brückners klar. Den einzelnen Familien waren darin umgrenzte Gebiete angewiesen, wo sie ihre Toten bestatten konnten. Diese Stellen wurden mit prächtigen Denkmälern dauernd bezeichnet und verziert. Diese Denkmale waren verschiedener Art; viele sind Grabstelen, aufrechte Marmorplatten, worauf in Relief das Bildnis des oder der Verstorbenen ausgeführt ist. Diese

Stadtteile
und der
Kerameikos.

Die
Nekropole.

Bildnisse wurden aber nicht einfach nüchtern porträtartig gehalten, sondern zeigen den Toten in einer Szene des täglichen Lebens, z. B. wenn es eine Frau ist, mit einem Schmuckkästchen in der Hand, um sich zum letzten Gange zu schmücken. Vielfach kommen auch rührende Abschiedsszenen vor. Andere Grabmäler stellen eine Aedicula dar, in der der Tote wieder in einer auf sein Leben bezüglichen genreartigen Szene abgebildet ist. Auf wieder anderen Gräbern war gleichsam als Sarkophag eine Kline, ein Ruhebett, aus Marmor aufgestellt, oder auf einem Sockel erhebt sich eine hohe, schlanke Vase ebenfalls aus Marmor gebildet. Es war also ein abwechslungsreiches und in jeder Beziehung schön künstlerisches Bild, das dieser Friedhof bot.

Hier am Dipylon ist auch die Stadtmauer ein Stück lang am besten erhalten und sichtbar, ihr weiterer Verlauf konnte zwar gelegentlich von Neubauten in der modernen Stadt erkannt und verfolgt werden, sichtbar ist er aber nicht mehr, da die heutigen Häuser Athens auch das ganze Bereich der antiken Stadt bedecken. Etwas außerhalb dieses Stadtgebietes entstand östlich von der Akropolis in römischer Zeit ein neuer Stadtteil, in dem auch mehrere Heiligtümer ihren Platz fanden, wie der große von Kaiser Hadrian in korinthischem Stile erbaute Tempel des Zeus, das Olympieion, in dessen Nähe auch ein Pythion lag; zwei Heiligtümer, deren älteste Anlage an anderer Stelle wir schon am Nordwestabhange der Akropolis kennen lernten. Den Eingang in diesen neuen Stadtteil bildete ein prächtiges heute noch bestehendes Tor, das von den Athenern dem Begründer dieser Neustadt, Hadrian, zu Ehren als Ehrenpforte errichtet wurde.

Die Neustadt
Hadrians.

In dieser Gegend lag aber auch noch ein älterer öffentlicher Bau Athens, das Stadion. Es war dies der Ort, an dem die gymnastischen Wettkämpfe und die Wettläufe stattfanden. In dem hügeligen Gelände war eine 500 Fuß lange Schlucht ausgegraben, deren Ende halbkreisförmig gestaltet war. Auf dem ebenen Platze am Boden dieser Schlucht fanden die Wettkämpfe statt, während die Zuschauer an den schiefen Abhängen auf marmornen Sitzstufenreihen, ähnlich wie im Theater, ihren Platz fanden. Dieses Stadion von Athen, das bis vor kurzem durch seine Zerstörung nur das Bild einer Schlucht bot, ist für die neuerdings wieder eingerichteten olympischen Spiele erst im letzten Jahrzehnt durch den opferfreudigen Vaterlandssinn athenischer Bürger, besonders des Herrn Aweroff, im alten Glanze neu erstanden.

Das Stadion.

Zum Stadtbilde Athens gehört aber nicht nur die Stadt selbst und ihre nächste Umgebung, sondern auch noch die Hafenstadt, der Peiraeus (sprich Piraeus). Seit dem fünften Jahrhundert, als Athen ummauert wurde, war auch er durch die sogenannten langen Mauern mit der Stadt verbunden. Zwischen diesen Mauern, deren freilich geringe Reste an einigen Stellen heute noch zutage treten, liefen zwei Straßen von Athen zum Peiraeus, so daß also auch in Kriegszeiten der Verkehr zwischen den beiden Städten sicher von statten gehen konnte.

Der Peiraeus.

Diese Hafenstadt war nach einem für damalige Zeiten ganz neuen Systeme angelegt. Sie bestand aus lauter schnurgeraden Straßen, die teils parallel miteinander liefen, teils sich rechtwinklig schnitten, so daß die Häuser regelmäßige quadratische oder rechteckige Blöcke bildeten. Wie Athen war auch der Peiraeus mit Stadtmauern befestigt, deren Verlauf die ganze Meeresküste entlang noch gut zu

erkennen ist. Aus regelmäßigen Quadern erbaut wurden sie in ganz bestimmten nicht sehr großen Abständen von viereckigen Türmen verstärkt, neben mehreren dieser Türme kann man noch jetzt die Ansätze von Treppen wahrnehmen, die auf die Mauer hinauf zu einem oben befindlichen Umgange führten, von dem aus die Verteidigungsmannschaften auf die Angreifer schießen konnten. Die Stadt hatte drei Häfen, den eigentlichen Peiraieus und die nach früheren, vor der Einbeziehung kleineren Ortschaften benannten Häfen von Zea und Munichia. Wo die Stadtmauer auf solch einen Hafen traf, schob sie sich als Molo, der am Ende mit einem Turme bewehrt war, von beiden Seiten in das Meer hin vor, so daß dazwischen nur ein schmaler Wasserweg zur Einfahrt und Ausfahrt der Schiffe frei blieb. Für die athenischen Kriegsschiffe dienten in diesen Häfen besondere Schiffshäuser zur geschützten Aufbewahrung in Zeiten, da man der Schiffe nicht benötigte. Von dem Strande aus waren in leichtem Neigungswinkel aus Steinquadern errichtete Barren bis unter den Spiegel des Meeres errichtet. Sie dienten gleichsam als Schlitten, auf denen mittels Winden die Schiffe an das Gestade heraufgezogen werden konnten. Doch ungeschützt durften die Schiffe auf dieser Unterlage auf dem Lande nicht bleiben, darum wurde über jeden dieser Barren eine Säulenhalle errichtet. Alle diese Hallen, die miteinander in Verbindung standen und deren jede ein Schiff barg, waren mit Giebeldächern, die auf den Säulen aufruhten, gedeckt, und zwar so, daß jede Säule zu zwei solchen Hallen gehörte, und von ihr nach zwei Seiten die Dächer der beiden aneinanderliegenden Hallen aufstiegen. Von diesen Hallen sind noch einige Säulen und die Steinschlitten für die Schiffe erhalten, so daß man deren Anordnung noch beobachten kann. Auch ein eigenes Theater besaß die Stadt des Peiraieus.

Die
Schiffshäuser.

Es war also ein reiches und je nach den Jahrhunderten etwas wechselndes Stadtbild, das Athen seit dem fünften vorchristlichen Jahrhunderte bot. Ein ähnliches, wenn auch nicht immer so mannigfaltiges Bild werden auch die anderen bedeutenden Städte von Hellas gezeigt haben, von denen jetzt durch die Grabungen der Engländer und Amerikaner Sparta und Korinth immer deutlicher zum Vorschein kommen. Daneben gab es natürlich auch kleinere Landstädte von zum Teile geringerer Bedeutung, wie wir ja eine bereits auf Kreta kennen gelernt haben. Ein anderes solches Städtchen war Thera auf der gleichnamigen Insel im ägäischen Meere. Thera zeigt in einzelnen seiner Baulichkeiten eine lange und bis in die späten hellenistischen Zeiten hineinreichende Entwicklung. Teils aus Gründen der Sicherheit zum Schutze gegen Seeräuber und um das Meer möglichst weit überblicken zu können, teils wegen der Beschaffenheit des Geländes auf der hochragenden vulkanischen Insel war die Stadt auf dem hohen Rücken eines Berges angelegt, sie mußte sich also, ähnlich wie die Stadt bei Kritsa auf Kreta, ganz den von der Natur gegebenen örtlichen Bedingungen fügen. Darnach erscheint sie als ein langgestrecktes nicht sehr breites Städtchen, dessen winkelige und krumme Gassen oft aus dem Felsen geschlagene Treppen bilden. Manche Gebäude dieser Stadt sind aber für die spätere Entwicklung von besonderem Interesse. Vor der Stadt im Freien, nicht in Tempeln, sondern nur an Felsaltären, deren göttliche Inhaber heute noch in den Felsen gemeißelte Inschriften nennen, fand zuerst der Götterkult statt. Dem Hauptgotte aber, dem Apollon Karneios wurde später auch ein Tempel errichtet. Unter all diesen Heiligtümern erweckt eines aus

Thera.

der Zeit der Ptolemäer besonderes Interesse. Dieses Heiligtum war nämlich den ägyptischen Gottheiten Serapis, Isis und Anubis geweiht, denn die Ptolemäer hatten auch in der Heimat, besonders im ägäischen Meere ägyptische Garnisonen eingerichtet, und diesen müssen mit der Zeit nicht unbedeutende Fremdenkolonien gefolgt sein. Dies Heiligtum scheint kein gedeckter Bau, sondern nur durch Abarbeitungen im Felsen hergerichtet gewesen zu sein. In der senkrechten Felswand sind Treppen und Nischen eingearbeitet, die den Kulte und der Aufbewahrung von Weihgeschenken zu dienen hatten. Andere für das Stadtbild wichtige Orte und Banten späterer Zeit waren ein Dionysostempel, ein Theater, besonders aber die Stoa Basilike, das Gymnasion und die Commandantur. Die Stoa war für den öffentlichen Geschäftsverkehr, und in ihr wurde noch ein Tisch mit den Normalmaßen der Stadt gefunden, wonach sich die Händler mit ihren eigenen Gemäßen strengte zu richten hatten. Der Bau selbst war 40 m lang, 10 m breit und besaß in der Längsaxe zehn dorische Säulen um das Gebälke der Decke zu tragen. Diese Halle war das wichtigste Gebäude auf der Agora von Thera. Das Gymnasion lag auf dem höchsten Punkte der Stadt. Wir werden in Kleinasien noch andere Gymnasien genauer kennen lernen, obwohl diese Einrichtung nicht erst dort entstanden ist, sondern bereits aus dem Mutterlande Hellas mitgebracht war. Im asiatischen Griechenland haben wir aber die bedeutendsten und übersichtlichsten Reste aus der Entwicklung in hellenistischer Zeit. Die Commandantur diente dem Befehlshaber der ptolemäischen Garnison als Wohnung und war gleichzeitig eine Art Kaserne. Das Gebäude selbst, das einen großen Innenhof barg, war recht groß und mehrere der Räume, wie z. B. Wachtstuben, sind noch deutlich zu erkennen.

Diese Stadt Thera mit ihrem sich teils ganz den älteren griechischen Landstädten anschließenden, teils unter der ptolemäischen Herrschaft in Neubauten hellenistische Züge aufweisenden Charakter bildet einen guten und lehrreichen Übergang zu den hellenistischen Städten Kleasiens, wo eine besondere und zum Teile sehr prächtige Entwicklung des Stadtbildes einsetzte. Wir haben hier verschiedene Arten von Städten zu unterscheiden. Einmal die im Westen Kleasiens durch Kolonisation von der Heimat aus begründeten Städte, und die weiter östlich an der Südküste Kleasiens und in Syrien gelegenen Städte, die wohl einst keine griechischen Gründungen waren, in späteren Zeiten aber teilweise hellenisiert wurden und dann auch griechische und später römische Kultur annahmen. Früher schon hatten griechische Stämme die Westküste Kleasiens besiedelt und waren hier ganz heimisch geworden, so dafs ein enger nationaler Verkehr zwischen diesen Gegenden und dem Mutterlande stattfand, der sich besonders durch Gesandtschaften zu den Festen in Olympia, nach Delos und zu anderen allgemein hellenischen Nationalfesten äußerte. Manche dieser Städte wie Ephesos oder Milet waren durch den Handel oder durch besonders heilige Kultstätten zu großer Macht und Reichtum gelangt, andere wieder bewahrten bis in hellenistische Zeiten mehr die Art von Landstädten, deren Bewohner vom Ackerbaue lebten. Eine Stadt dieser Art war Priene. Sie war in Terrassen an den Abhängen des Mykale-Vorgebirges nach der Mäanderebene angelegt, und war einst dem Meere bedeutend näher als heute, da sich durch die Anschwemmungen des Flusses die Mäanderebene um ein gewaltiges Stück nach Westen in das Meer

Hellenistische
Städte
Kleasiens.

Priene.

vorgeschoben hat. Umgeben war die Stadt von einer Befestigungsmauer, durch die nur drei Tore Einlaß oder Austritt gewähren. Die innere Einteilung ist so angeordnet, wie wir es zum ersten Male im Peiraiens kennen lernten. Ein regelmäßiges Netz genau im rechten Winkel sich schneidender Straßen durchzieht die ganze auf vier Terrassen sich erhebende Stadt. Diese Einteilung stammt von der Nengründung Prieses zur Zeit Alexanders des Großen, ob sie früher gleich dem Peiraiens schon ähnlich angelegt war, entzieht sich unserer Beurteilung. Der Breite nach, also von der Höhe herab gegen die unteren Teile laufen sechzehn parallele Straßen, die wieder von sechs ebenfalls parallelen, wagrecht ziehenden Straßen geschnitten werden. Dieses dem Leser wohl recht eintönig erscheinende Bild wird aber in der angenehmsten und wirkungsvollsten Weise auf mancherlei Art unterbrochen; erstens durch die vier Terrassen in denen sich die Teile der Stadt übereinander aufbauen, dann durch die große Agora mit ihren Säulenhallen und durch die reicheren öffentlichen Bauten, die Tempel der Athena und der Demeter, das Theater, das Gymnasion und das Stadion, und hoch über der Stadt auf einem fast senkrechten Felsen thronte einst die Akropolis, zu der man nur auf einer steilen und schmalen Felsentreppe emporklettern konnte.

Agora.

Die Agora war nicht nur der geistige, sondern hier auch räumlich der Mittelpunkt der Stadt. Im Osten, Süden und Westen liefen um den rechteckigen Platz des Marktes Säulenhallen, hinter denen wir uns wohl in den dort befindlichen Kammern Verkaufsräume, wie bei der Stoa des Attalos zu Athen vorzustellen haben, was auch durch mancherlei Funde bestätigt wird. Auch im Norden des Marktes von den drei anderen Hallen durch die ost-westlich ziehende Hauptstraße getrennt und auf einer etwas höheren Terrasse war eine vierte Säulenhalle, deren Zimmer aber nicht dem Handel sondern der städtischen Verwaltung dienten, während die Halle selbst zu festlichen Gelegenheiten, z. B. zur Speisung der gesamten Bürgerschaft bei bestimmten Anlässen benutzt wurde. Die Säulen dieser Nordhalle sind auch dadurch interessant, daß sie wieder die Mischung dorischen und jonischen Stiles zeigen. Die Wände der Hallen waren mit Inschriften, die uns willkommene Einblicke in das Leben der Einwohner gewähren, und mit gemalten Ehrenbildnissen verdienter Bürger geschmückt. Den östlichen Abschluß der Rückwand in der Nordhalle bildete der Eingang in das Ekklesiasterion. Dies war das Beratungshaus der Bürger Prieses und war in einer uns bereits bekannten Art erbaut. An drei Seiten ziehen sich heute noch erhaltene Sitzstufen in die Höhe, zu denen zwischengelegte Gehrampen den Zugang gewähren. Die vierte Seite war frei von solchen Stufen und in der Mitte des Fußbodens befindet sich ein Altar, neben dem einst wohl der Redner stand. Wir haben es hier also mit einem Buleuterion zu tun, und die Anordnung gemahnt an die auf der Agora bei Kritsa, nur daß dort die Sitzreihen nicht drei Wände, sondern bloß eine einnehmen. Westlich und nördlich des Ekklesiasterions liegen noch zwei sehr wichtige Bauten auf besonderen Terrassen, der auf Kosten Alexander des Großen erbaute prächtige, jetzt leider sehr zerstörte Athenatempel und das Theater. Das Theater ist vortrefflich erhalten, da es ganz verschüttet war. Zwischen den Halbsäulen des Proskenions konnten bemalte Holztafeln als Dekoration eingelassen werden. Darüber war ein flaches Steindach, von steinernen Balken getragen, die die Säulen mit dem Skenengebäude verbanden. Noch wurde also in diesem Theater in der

Ekklesia-
sterion.

Das
hellenistische
Theater.

Orchestra gespielt, während die obere Plattform vielleicht nicht nur zum Auftreten überirdischer Wesen, sondern auch für musikalische Aufführungen benutzt wurde. Aber die Orchestra ist nicht mehr ein voller Kreis, sondern das Proskenion schneidet als Sehne ein wenig in den Kreis ein. Wir sehen hier eine Umwandlung des Theaterbaues angedeutet, der in anderen kleinasiatischen Städten entwickelter und folgenreich auftritt. Diese Umwandlung bestand in der Verkürzung der Orchestra und in der Errichtung einer Bühne als Schauplatz des Stückes. Diese gewaltige Veränderung geschah aber erst in römischer Zeit. In der hellenistischen Zeit, und dieser gehört ja das Theater von Priene an, änderte sich wohl die Form des Proskenions ein wenig, im Grundgedanken blieb das Theater so wie das ältere griechische. Die Veränderung bestand nur darin, daß die Paraskenien (vgl. S. 236 und Abb. 185) ausgelassen wurden, und man statt dessen in einer gleichbleibenden geraden Reihe die Säulenhalle

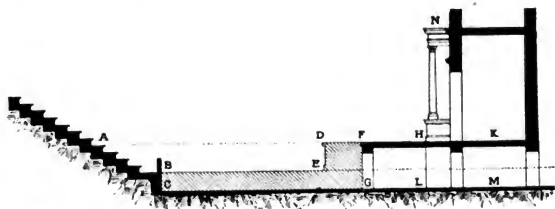


Abb. 185. Querschnitt zur Veranschaulichung der Entwicklung des kleinasiatischen Theaters. (S. 243)

des Proskenion durchführte, und zwar nicht an der alten Stelle, sondern in der Flucht der ehemaligen Paraskenien, so daß diese Dekorationswand etwas weiter nach vorne rückte und zumeist den Kreis der Orchestra als Sehne schnitt.

Eine durchgreifende Veränderung nahmen erst die Römer an bereits bestehenden Theatern in Kleinasien vor, und zwar zu rein praktischen Zwecken. Sie pflegten nämlich die Theater nicht nur für das Drama zu benutzen, sondern auch für die von ihnen erst eingeführten Tier- und Gladiatoren-Kämpfe, und dafür stellten sich einige bauliche Veränderungen als unbedingt für die Sicherheit nötig heraus. Die Entwicklung dieser römischen Bühne aus der griechischen Orchestra möge eine Betrachtung von Abb. 186 veranschaulichen.

Die einfachste Art um die Zuschauer vor Störungen von der Orchestra aus zu schützen, war vor der untersten Sitzreihe eine rings um die Orchestra laufende Schranke aus Steinplatten zu errichten. Dies war z. B. im Dionysostheater von Athen der Fall. Aber solche Schranken waren wohl ganz brauchbar, wenn in der einstigen Orchestra Wasser eingelassen und dann Schiffskämpfe ausgeführt wurden, gegen die Gefahren von Tierkämpfen nützten sie natürlich nicht, da sie, um die Sehmöglichkeit nicht zu behindern, keine große Höhe haben durften. Da gab es nun

Römische
Um-
wandlungen
im
Theaterbau.

zwei andere Möglichkeiten. Entweder man vertiefte vor der untersten Sitzreihe den Schauplatz um ein Bedeutendes, oder man schnitt die letzten vier bis fünf Stufenreihen ab, so daß jetzt eine einst höher gelegene zur untersten Reihe wurde; auf beide Arten waren aber weitere dramatische Aufführungen in der Orchestra nicht mehr möglich, man sah sich daher genötigt als Schauplatz der Handlung nun das flache Dach über dem Proskenion zu wählen, und da dies nur sehr schmal war, mußte es verbreitert werden, so daß daraus eine Bühne entstand, die recht tief in den ehemaligen Orchestrakrais als Sehne einschneitt. So entstand aus der griechischen Theateranlage den späteren Bedürfnissen der Römer entsprechend das römische Theater mit seiner niederen aber breiten Bühne, wobei die Säulen des ehemaligen Proskenion scheinbar in höhere Lage kamen und den Hintergrund der Bühne bildeten. Dieses Proskenion erhielt nun den lateinischen Namen *scenae frons*, Stirn des Schauplatzes. Diese Wandlungs-Möglichkeiten sind in Abb. 186 im Querschnitte eines so umgeänderten Theaters veranschaulicht, während Abb. 187 den Grundriss des einst hellenistischen, dann römisch umgebauten Theaters von Termessos zeigt. Daran erkennt man, wie die Bühne nicht nur weit sich dem einstigen Proskenion vorgelagert hat, sondern auch bedeutend breiter als der Raum geworden ist, den der Durchmesser der früheren Orchestra bot, so daß, was durch das Aufgeben der Orchestra an Tiefe verloren ging, sowohl an Breite als auch dadurch, daß die Bühne näher an die Zuschauer rückte, wieder eingebracht wurde. Dieser doppelte Zweck des Theaters, für Dramen und Kampfspiele, und die Errichtung der Bühne machten noch andere banliche Veränderungen nötig. Die früheren offenen Zugänge zwischen Skenenbau und Zuschauerraum wurden nun durch das Vorrücken der Bühne zu gedeckten Gängen, auch konnten sie nicht mehr den Zuschauern dienen, sondern nur für das Eintreten der Gladiatoren oder wilden Tiere, so daß den Zuschauern andere Eingänge bereitet werden mußten.

Das Theater von Priene zeigt also noch nicht diese späteste Entwicklung sondern hat noch den hellenistischen Typus gewahrt. Höher als die genannten Banten liegt auf besonderer Terrasse der Tempel der Demeter. Die Wahl dieser Stelle scheint wieder ein schönes Zeichen für das poetische Gefühl der Hellenen zu enthalten. Die Einwohner Priesens lebten besonders vom Ackerbaue, der in der weiten Mäanderebene wohl vortrefflich gedieh; die Stadt selbst war am Bergabhange höher als das Fruchthland errichtet, und auf dem höchsten Punkte, von dem aus man die ganze Ebene bis zum Meere hin und auf der andern Seite zum Latmosgebirge übersehen kann, wo der Blick also das weite Fruchthland beherrscht, ward der Tempel der Demeter, der Beschützerin des Landbaues, errichtet; sie thronte demnach nicht nur auf der landschaftlich schönsten Stelle, sondern gleichzeitig auch über den sie verehrenden Bürgern und weiterhin über dem Gefilde, durch das sie ihren Verehrern Nahrung und Wohlstand bescherte.

Auf südlichsten und tiefsten Punkte wiederum lag das Gymnasion, wo die Jugend in stärkehenden Leibesübungen und in den geistigen Unterrichtsgebieten ausgebildet wurde. Eine Säulenhalle umgab einen großen quadratischen Hof, auf dem die gymnastischen Spiele geübt wurden. An zwei Seiten liegt hinter den Hallen je eine Reihe von Zimmern, in denen der Unterricht abgehalten wurde. Zahlreiche in

die Marmorquadern der Wände eingeritzte Namensinschriften lassen uns einen Einblick in das damalige Leben und Treiben der Schuljugend tun, das wohl von dem heutigen nicht allzu verschieden gewesen ist. Andere Zimmer wieder dienten der Reinlichkeitspflege, da in ihnen noch Vorrichtungen zum Waschen vor und nach den körperlichen Spielen kenntlich sind. Fanden hier im Gymnasion die Übungen zu den gymnastischen Wettkämpfen statt, so fanden diese Kämpfe selbst in ernsterer Art ebenfalls ganz

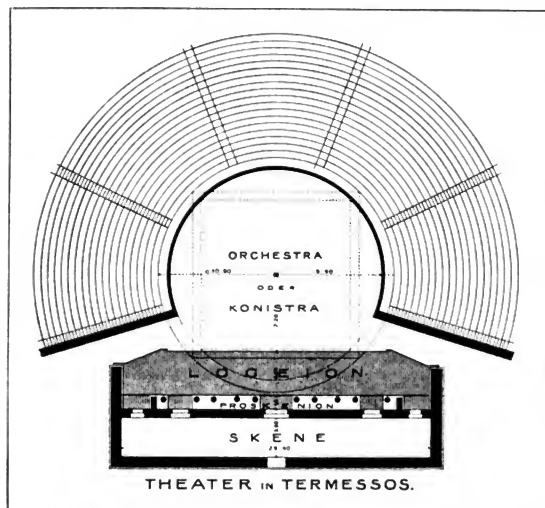


Abb. 187. Grundriss des Theaters zu Termessos. (S. 244.)

nahe davon statt, indem dicht neben dem Gymnasion nur etwas tiefer auch das Stadion lag.

Recht verschieden von diesen der Allgemeinheit geweihten Bauten waren in ihrer Bescheidenheit die Wohnhäuser der Bürger. Sie zeigen den bereits auf S. 183 (Abb. 160) erwähnten, einfachen Typus, der sich auch noch bis in unsere Tage vielfach erhalten hat. Zuweilen führt von außen ein kleiner Gang nach dem Hofe. Trotz dieses Ganges darf man aber den Hof nicht, wie es zuweilen geschah, als Innenhof auffassen; dies wäre ein schweres Verkennen des architektonischen Entwicklungsverlaufes, da

Die Wohnhäuser einfach, jedoch Weiterbestehen des Megarontypus.

wir bereits sahen, daß dieser Hof bloß durch eine in den Städten nötig gewordene Verschiebung aus dem alten Außenhofe des Megaron entstanden, von dem semitischen Innenhofe mithin weit verschieden ist. Auch das reicher entwickelte Haus wohlhabender Bürger späterer Zeit, wie es uns Vitruv schildert, verrät noch deutlich seine Abhängigkeit von dieser Entwicklung. Von der Haustür aus hatte man hier ebenfalls einen Gang zu durchschreiten, ehe man in den Säulen geschmückten Hof gelangte, und rechts und links begrenzten sogar gedeckte Räume diesen Gang, aber schon die Bestimmung dieser Räume zeigt, daß sie keine Wohnräume waren und sinngemäß nur an diesen äußersten Punkten des Vorhofes errichtet werden durften. Sie dienten nämlich als Wachtstube des Pfortners und als Pferdestall, waren also zum Schutze des Hauses und für den Gebrauch außerhalb des Hauses bestimmt. Die Übereinstimmung mit dem alten Außenhofe wird auch noch dadurch unbestreitbar, daß oft in der Mitte der Altar des Zeus Herkeios stand, und in der Mitte des Hofhintergrundes, also an der dem Megaron entsprechenden Stelle, öffnete sich ein Raum, der als Speisezimmer der Familie und als Empfangsraum für Gäste diente und dadurch ebenfalls dem Megaron entsprach. Ja die Erinnerung daran blieb offenbar bis in späte Zeiten wach, denn selbst an den einfachen Häusern Prienes, findet sich öfters vor diesem immer nach Süden zu gerichteten Hauptraume eine Vorhalle mit Säulenstellung, wie wir sie am Megaron kennen lernten. Vitruv nennt diese Vorhalle „Prostas.“

Milet.

Von ganz anderer und größerer Bedeutung als das kleine Landstädtchen Priene war nicht weit davon südlich, auf der anderen Seite der Maeanderebene, die mächtige Handelsstadt Milet. Diese Stadt lag einst ganz am Meere und hatte vier eigene Häfen, während sie heute ein tüchtiges Stück Weges davon entfernt in der Ebene ist. Das Stadtgebiet liegt flach bloß am ehemaligen Meeresstrande durch einzelne Hügel unterbrochen. Zwischen diese Hügel schob sich einst einer der vier Häfen ein, der nach den daselbst zu beiden Seiten der Einfahrt aufgestellten steinernen Löwen, die bei den Ausgrabungen noch an Ort und Stelle gefunden wurden, den Namen Löwenbucht trägt. An diesem Hafen und nahe davon standen auch die bedeutendsten öffentlichen Bauten. Der hier das Land Betretende sah sich sogleich zwei wichtigen Gebäuden gegenüber, dem Nordmarkte und dem Delphinion. Der Nordmarkt hatte die uns bereits bekannte Gestalt, eines von Säulenhallen umgebenen rechteckigen Hofes mit Geschäftsräumen dahinter, das Delphinion war das Heiligtum des Apollon Delphinios. Ein quadratischer Platz war ebenfalls von Säulenhallen umgeben, und in seiner Mitte stand ein Rundtempel des Apollon. Markt und Heiligtum waren miteinander verbunden durch ein prächtiges Hafentor, das zwischen den genannten Bauten den Eingang in die Stadt gewährte. Etwas weiter lagen das Bulentorion und das Nymphaeum. Das Bulentorion ist ebenfalls wie auf Kreta und in Priene mit Sitzstufen errichtet, verläuft aber nicht gerade und eckig, sondern halbkreisförmig, so daß es sich der Theaterform nähert. Vor diesem Beratungssaale befand sich ein großer quadratischer Hof mit Säulenhallen. Das Nymphaeum war das architektonisch reich gestaltete Ende einer Wasserleitung. Über die ältere Gestaltung dieses prächtigen Stadtbrunnens können wir leider nichts mehr erfahren, denn der heute, wenn auch sehr zerstörte, doch noch reconstruierbare Aufbau stammt

erst von den römischen Kaisern her. Das Ganze war einst ein mächtiger Bau mit Nischen zwischen den Säulen, in den Nischen erblickte man marmorne Statuen, und aus dieser Schmuckwand ergoß sich das Wasser in ein großes davorliegendes Bassin. Auch in Priene war einst eine die ganze Stadt versorgende Wasserleitung aber von etwas anderer Einrichtung. An dem hohen Akropolisberge befand sich über der Stadt ein großes Becken zum Sammeln des Wassers, und von hier wurde das Nafs in Röhrenleitungen nach der Stadt geführt, wo es an verschiedenen Stellen aus Auslaufsöffnungen davor befindliche Becken speiste. Südlich des milesischen Bulentions und Nymphaeums war noch ein zweiter und größerer Marktplatz hergerichtet.

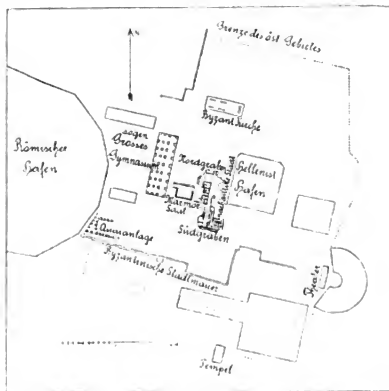


Abb. 188. Plan von Ephesos. (S. 248.)

Ein großartiger Torbau mit drei Durchgängen führte nach diesem Markte, der bei 200 m Länge und 164 m Breite ebenfalls an allen vier Seiten Säulenhallen aufwies und reich mit Götterstatuen geschmückt war.

Das Theater von Milet befand sich am Südwestabhange des Burgberges, von dessen antiker Burg freilich nichts mehr erhalten ist. Schon in griechischer Zeit war hier ein Theater angelegt, die bei den Ausgrabungen zum Vorschein gekommenen, gut erhaltenen Reste zeigen aber nur den oben geschilderten römischen Typus. Südlich des Theaters lag das Stadion und nicht weit davon Thermen der römischen Zeit. Die Straßen der Stadt waren auch in Milet geradlinig verlaufend und sich rechtwinklig schneidend. Aus dem südlichen Stadttore führte die mit Statuen zu beiden Seiten geschmückte heilige Straße nach dem Apollotempel von Didyma. Nicht nur die

ebene Lage am Meere, auch der größere Wohlstand der Bürger und dann die Gunst der römischen Kaiser machten das Stadtbild von Milet zu einem viel reicheren und glänzenderen als das von Priene. Schon die vielen Säulenhallen mögen die Stadt besonders prächtig haben erscheinen lassen. Wenn auch Vieles hier erst in römischer Zeit erbaut wurde, die ursprünglich griechische Einteilung wurde doch beibehalten, die römischen Imperatoren konnten nur bei Neuerrichtung einzelner Banwerke diese kostbarer und prunkvoller ausgestalten.

Die gleichen öffentlichen Bauten, die ja bestimmend für das Stadtbild waren, finden wir in hellenistischer Zeit in allen kleinasiatischen Städten, nur natürlich je nach dem Gelände in etwas verschiedener Anordnung zueinander; aber Theater, Gymnasion und viereckige Agora treten überall wieder auf, so z. B. auch in Magnesia am Maeander und in Ephesos, welch letztere Stadt jetzt durch die österreichischen Ausgrabungen in ihrer Topographie immer deutlicher wird. Diese Ausgrabungen bewegen sich naturgemäß hauptsächlich in dem Teile der Stadt, der mit seinen Bauten am meisten der gesamten Bürgerschaft diente, das ist hier zwischen dem Theater und dem einstigen römischen Hafen (siehe den Plan Abb. 188). Auch bei Ephesos schnitt wie bei Milet das Meer viel tiefer als heute in das Land ein und hier kann man das allmähliche Vorrücken des Strandes noch gut erkennen. Noch in hellenistischer Zeit war ein Hafen ganz in der Stadt, nicht sehr weit vom Theater, in römischer Zeit hingegen mußte ein neuer Hafen weiter nach Westen zu geschaffen werden. Diese Häfen aber gingen nicht unmittelbar vom Meere ab, sondern lagen in einem sumpfigen Anschwemmungsgelände im Stadtgebiete, und Kanäle stellten die Verbindung zwischen ihnen und dem offenen Meere her. Blickt man von der Höhe des Theaters über die Ebene nach der Küste hin, so kann man heutzutage noch diese Anlagen mit dem Auge wahrnehmen, denn das Grün der Felder nimmt an den Stellen der Kanäle und Häfen eine andere Färbung an, so dafs in den Pflanzen von der Höhe aus gesehen ihre einstige Lage wie in einem gezeichneten Plane erscheint.

An anderen Bauten ist besonders ein großes Gymnasion nahe dem römischen Hafen zum Vorschein gekommen, und wenn wir von einer byzantinischen Kirche und der ebenfalls byzantinischen Stadtmauer, die beide einer viel späteren Zeit angehören, als die Stadt schon viel an Gröfse und Bedeutung verloren hatte, absehen, zeigt sich im Plane noch etwas sehr Wichtiges und Interessantes an der mit „Quaianlage“ bezeichneten Stelle. Hier vom römischen Hafen, an dem eine Quaimauer zum Anlegen der Boote gut erhalten ist, zog sich bis zum Theater eine Prunkstraße, die mit Säulen und Bildwerken geziert war. Ansätze zeigen sich dazu auch in anderen hellenistischen Städten, wo die Hauptstraßen, wie z. B. die zum Westtor führende Straße von Priene gern mit den Standbildern verdienter Mitbürger zu beiden Seiten umsäumt wurde. In Ephesos aber treffen wir diese Betonung einer Hauptstraße zum ersten Male reicher und nach einem im Voraus festgelegten Plane vollbewufst auch architektonisch durchgeführt, und weiter nach Osten Kleinasien hin werden wir diese Prunkstraßen noch weiter durchgebildet finden.

Außerhalb des österreichischen Grabungsgebietes liegt der seit Alters hochberühmte Tempel der Artemis, von dem leider heute nichts mehr steht als die Fundamente. Dennoch kennen wir seine Architektur. An mehreren seiner ionischen

Säulen trat eine sonst seltene Erscheinung auf, die Kannelierung reichte nämlich nicht von oben bis unten, sondern etwa bis zwei Meter über der Basis waren die Säulen ringsum mit Reliefs, Kultszenen darstellend, verziert. Es sind dies die Säulen, die Plinius *columnae caelatae* nennt. Sie kommen zwar nicht nur an diesem Artemis-Tempel von Ephesos vor, sind aber recht selten in der griechischen Architektur. Nicht weit von diesem Tempel sind in dem heutigen Dorfe Aiasluk (verdorben aus Ἰγλος θεολόγος, ein Beinamen des Apostels Johannes) noch die Reste einer alten Wasserleitung vorhanden, die über einer Reihe hoher aus Ziegeln erbauter Pfeiler das Wasser vom Gebirge einst in die Stadt brachte. Das antike Stadtgebiet muß ein sehr großes gewesen sein, denn weit von den heutigen Ausgrabungsstätten entfernt sind bedeutende Reste einer mit großen viereckigen Türmen verstärkten Stadtmauer hoch oben auf dem Rücken einer in west-östlicher Richtung ziehenden Hügellkette noch erhalten.

Im Innern der Stadt sind heute noch sichtbar die Reste eines Stadions und im Süden von Ephesos hinter dem Theaterhügel die Reste einzelner antiker Gräber verschiedener Zeiten. Wie weit diese zum Stadtbilde beigetragen haben, ist zweifelhaft, wobei ich nicht unerwähnt lassen möchte, daß verhältnismäßig nicht weit von Ephesos, freilich gar nicht zur Stadt oder deren Gebiete gehörig, an einer hohen glatten Felsenwand auch eine große Anzahl lykischer Felsengräber zu sehen sind.

Eine ganz besondere und überaus imponierende Art von Stadtbild bot einst Pergamon, das zuerst als kleines Städtchen auf der hohen Kuppe eines von den Flüssen Keios und Selinus umflossenen Berges begann. Durch die Gunst seiner Könige wuchs die Stadt dann recht an, mußte sich aber bei solcher Vergrößerung immer mehr den Abhang des Berges hinabziehen, bis sie endlich ganz an den Fuß des Berges gelangte, und die Höhe ganz zur Akropolis wurde, wo nur die Herrscherpaläste und die den Göttern geweihten Banten Platz fanden. Einen schönen und großartigen Anblick muß der Fremde genossen haben, wenn er aus der Ferne kommend sah, wie in der romantisch schönen Landschaft sich unter dem hohen Berge die Stadt der Bürger ausdehnte, dann allmählich, teilweise in Terrassen, die Berglehne hinanklomm und oben von den Prachtbauten der Tempel, Paläste und dem Theater bekrönt war, und bei großen Festen der mächtige Altar des Zens die Rauchwolken gen Himmel sandte.

Dementsprechend müssen wir zuerst die Burg betrachten, in ihrem jetzigen Zustande eine Ruhmestat deutscher Ausgrabungskunst, wie auch Priene, Milet, Olympia, Troja, Tiryns und viele andere antike Stätten. Schon das Burggebiet, auf dem in älteren Zeiten auch die Stadt stand, ist in verschiedenen übereinander lagernden Terrassen erbaut. Da auch hier Umänderungen und Neubauten das Bild bis in die römische Kaiserzeit öfters erneuten, ist es, um auf dem topographischen Wege zu bleiben, nicht möglich die zeitliche Reihenfolge in der Erwähnung der Gebäude einzuhalten. Auf der höchsten Kuppe ist eine große Terrasse, die zum großen Teile künstlich hergestellt ist; da der Felsen in diesem Gebiete Höhenunterschiede bis zu 22 m aufweist, wurde er von den Römern teilweise abgehauen und geglättet, während an den niedrigeren Stellen fünf große Tonnengewölbe errichtet wurden, so daß auf diese Weise eine große ebene Fläche von 84 m

Stadion und
Gräber.

Pergamon.

Der
Burgberg.

Länge und 58 m Breite entstand, auf der in der Mitte der große in korinthischem Stile gehaltene Tempel des Trajan, das Trajaneum, sich erhob; auf der nördlichen Langseite wird diese Terrasse von einer Wand begrenzt, an den beiden Schmalseiten standen Säulenhallen, die südliche Langseite war offen, so daß der ebenfalls nach Süden gerichtete Tempel nach dieser Seite hin Stadt und Land beherrschte und schon weithin sichtbar ward. Noch weiter nach Norden am Ende einer schmalen Bergzunge lag ein Tempelchen der Faustina. Südlich des Trajaneums auf einer zweiten großen und tiefer liegenden Terrasse und in einiger Entfernung vom Gebiete Trajans stand der aus Trachyt als dorischer Peripteros erbaute Tempel der Athena, dessen Eingangstor ebenfalls nach Süden lag. Auch diese Terrasse war im Norden und Osten von Säulenhallen umschlossen, die ein Obergeschloß trugen, zwischen dessen Säulen Reliefplatten als Balustraden eingelassen waren. Nördlich zwischen Trajans- und Athena-Terrasse ward ein großes Marmorgebäude errichtet, das einst die berühmte pergamenische Bibliothek barg. Was nordöstlich dieser beiden großen Terrassen an Ruinen liegt, gehörte einst dem Königspalaste an. Zwei peristyle Höfe mit dorischen Säulen und mehrere Zimmer mit Mosaikfußböden sind noch zu erkennen, sonst ist die Einteilung des Palastes heute leider nicht mehr nachweisbar, da die Ruinen hierzu nicht mehr genügen.

Noch weiter nach Süden war auf zwei bedeutenden Terrassen die Agora, und die obere trug in der Mitte einen wundervollen Schmuck, den großen Altar des Zeus, dessen Reliefs heute eine Zierde des Berliner Museums sind. Von Westen aus führte eine große Freitreppe auf den ersten Absatz heran, die Außenwände dieses Baues waren einst mit den Gigantomachie darstellenden Reliefplatten geschmückt. Auf diesem ersten Absatz stand der zweite, auf dem die großen Brandopfer dargebracht wurden. Die ganze Terrasse, auf der dieser riesige Altar stand, war mit starken Stützmauern versehen, und von Osten aus über eine Treppe durch eine Säulenstellung zu betreten. Auf diesem Platze waltete auch die Marktpolizei ihres Amtes. Der eigentliche Markt mit seinen Hallen und Verkaufsräumen lag aber wieder südlich auf der unteren Terrasse.

Die Theater-
Terrasse.

Im Westen ist all diesen Terrassen mit ihren mächtigen und im Sonnenglanze gleißenden Bauten die lange Theater-Terrasse wieder in tieferer Lage vorgelagert, die an zweihundertfünfzig Meter lang ist. Von der Athena-Terrasse aus senkt sich mit 80 Sitzreihen der Zuschauerraum herab. Das Skenengebäude war kein dauerndes, weil es unter Anderem auch den Verkehr zu dem nördlich die Theater-Terrasse abschließenden jonischen Tempel behindert hätte. Löcher im Fußboden zeigen, daß die Skene und das Proskenion von Fall zu Fall aus starken hölzernen Balken hergestellt wurden. Die ganze Terrasse enthält in einem Untergeschosse eine Reihe von Westen aus betretbarer Zimmer, ähnlich den Zimmern am Markte, und in mehrfacher Abstufung ziehen sich noch andere schmale Terrassen mit solchen Zimmern, immer eine gleich unter der anderen, den Bergabhang hinab.

Die
Unterstadt.

Eine mit Trachytplatten gepflasterte Straße führte von der Oberstadt zur Unterstadt. An bedeutenden öffentlichen Bauten finden wir hier unten drei Terrassen, auf denen das Gymnasion mit seinen Säulenhallen und Lehrzimmern seine Stätte fand. Nicht weit von dem Gymnasion befand sich ein großartiger marmorner Stadt-

brunnen mit einem großen Becken, in dem das Wasser aufgefangen wurde und woraus es geschöpft werden konnte. Wieder etwas tiefer lag eine zweite Agora mit Säulenhallen, die ebenso wie das Gymnasion bei den deutschen Ausgrabungen klar in seiner Anlage zu Tage trat.

Am Fuße des Berges zog sich die Stadtmauer hin, die Stadt umschließend und durch Tore, besonders durch das hofartige Südtor den Verkehr mit der Außenwelt ermöglichend. In römischer Zeit aber erstreckte sich Pergamon noch außerhalb der Mauer in die Ebene und in die Schlucht des Selinus, und mancherlei große Gebäude sind von jenen Zeiten her noch erhalten. Ein Bau fällt durch seine hohen, heute noch bis oben stehenden Mauern dem die moderne Stadt Betretenden sofort auf, es waren die römischen Thermen. Weiter nördlich im Selinusthale befinden sich ein Circus und ein römisches Theater, sowie ein für Gladiatorenspiele und Seekämpfe dienendes Amphitheater. Um diese Seekämpfe durch Anfüllen der Arena mit Wasser zu ermöglichen, war dies Amphitheater in sehr sinnreicher Weise errichtet. Man erbaute es nämlich in der Schlucht eines sich in den Selinus ergießenden Baches, und es war an dessen beiden Ufern so angelegt, daß es über dem Bache hinwegging, und dieser unter der Arena dahinfließ. Schloß man also eine Sperrvorrichtung am unteren Ende, so wurde das Wasser gestaut und konnte die Arena überfluten.

Das römische
Pergamon.

Weiter in der Ebene liegen aber auch noch einige wichtige Bauwerke aus der Zeit der pergamenischen Könige, den Attaliden. Es sind dies große Erdhügel, die auf einem niederen Mauerkerne aufsitzen. In das Innere läuft ein gemauerter Gang, der zu einer oder zwei Grabkammern im Mittelpunkt des Hügels führt. Hier wurden die Könige zur letzten Ruhe bestattet. Der Typus dieser Tumuli ist uralte und in vorhistorischen Zeiten bereits von den Arier aus Europa nach Kleinasien mitgebracht worden, wie zahlreiche solche Hügelgräber an der europäischen Chersonese und bei Troja beweisen; hier in Pergamon sind diese Grabmale nur viel größer geworden und konnten wegen der in späteren Zeiten größeren technischen Errungenschaften auch im Innern großartiger angelegt werden.

Die Tumuli.

Da aber Pergamon ziemlich abseits des Meeres im Innern des Landes lag, besaß auch diese Stadt eine besondere Hafenstadt Elaia, nur daß diese nicht so nahe bei lag wie der Peiraeus von Athen, also für die Erscheinung des Stadtbildes ganz belanglos war. Damit hätten wir das hellenistische und auch römische Stadtbild in Kleinasien kennen gelernt und gesehen wie prächtig und prunkvoll es sich in seinen öffentlichen Gebäuden dargeboten hat. Es bleiben also noch die weiter östlich gelegenen Städte zu betrachten übrig. Diese hatten zwar keine rein griechische Bevölkerung; auch Menschen anderer Rassen lebten daselbst, die Städte waren zum Teile schon in viel älterer Zeit begründet, aber in der hellenistischen lagen sie alle unter dem Banne hellenistischer Kultur, so daß sie auch im Stadtbilde den kleinasiatisch-hellenistischen Städten sehr glichen. Die wichtigsten Teile, die Agora, der Tempel, das Gymnasion und anderes treten überall wieder auf, zum Teile wurden diese Bauten nur noch größer und stattlicher hergestellt, wie z. B. der Tempel von Baalbek. Aber zwei Punkte gibt es doch, in denen eine neue Entwicklung auftritt, dies sind erstens die Hauptstraße, zweitens die Formen einiger Grabmale.

Hellenistische
Städte
des Ostens.

Die
Säulenstraßen.

Schon in Priene war die Hauptstraße mit Statuen geschmückt, in der Hafenstraße von Ephesos war dieser Schmuck auch architektonisch reicher entwickelt und am ausgebildetsten sehen wir diese Schmuckstraße in den hellenistisch-römischen Städten im Südosten Kleasiens und in Syrien. In diesen Städten wurde zumeist die wichtigste, ziemlich durch die Mitte des Ortes führende Straße an beiden Seiten mit Säulenhallen versehen, wodurch sie ein feierliches Ansehen gewann. Zuweilen wurde diese von einer zweiten geschnitten, die zumindest um den Kreuzungspunkt ähnlich geziert war, und die Ecken wurden in der Architektur besonders hervorgehoben. Ein gutes Beispiel bietet die Säulenstraße zu Pompeiopolis, etwas westlich der heutigen Stadt Mersina an der Südküste Kleasiens (Abb. 189). Viele der hohen korinthischen Säulen stehen heute noch aufrecht; sie tragen nicht ganz in halber Höhe gegen die Straße zu vorspringende Konsolen, die wohl einst als Standplatz für Statuen als weiterer Schmuck der Straßenansicht dienten. Diese Straßen waren oft auch in der Nähe des wichtigsten und größten Heiligtums der Stadt, und diese Umstände gemahnen unwillkürlich an die uns bereits bekannte Prozessionsstraße des Marduk zu Babylon. Diese besaß zwar keine Säulenstellungen, aber sie war in anderer Art mit den farbigen Ziegelverkleidungen als die bedeutendste Ader der Stadt vor den anderen als Prachtstraße hervorgehoben. Da sich nun diese Schmuckstraßen wohl in spätgriechischen Städten, aber in Gebieten einer einst ganz anderen Kultur, die mit der babylonischen in reger Verbindung war, finden, liegt der Gedanke nahe, daß hier eine doppelte Übernahme, eine Mischung von Elementen zweier Kulturen vorliegt. Der Grundgedanke der Prachtstraße ist vielleicht von Babylon gekommen, die Schmuckformen, die Säulen und Statuen, entstammen der griechischen Kultur. Bei dem regen Verkehre, der schon im frühesten Altertume zwischen den Ländern des Mittelmeeres und bis Vorderasien herrschte, und bei dem Verschmelzen der verschiedensten Völker und Kulturen, die mit den Zügen Alexanders des Großen begann und die ganze hellenistisch-römische Zeit über andauerte, erscheinen solche Mischungen und Übernahmen nicht wunderbar.

Neue Formen
der
Grabmäler.

Andere neue Gedanken und Formen treten in jenen Gegenden in der Bestattung auf. Die Griechen des Mutterlandes bestatteten in der Erde, und die Stelle des Grabes wurde, wie wir zu Athen bereits sahen, durch eine steinerne Stele kenntlich gemacht. Die Völkerschaften kleinasiatischer Rasse dagegen hatten schon in sehr alten Zeiten die Beisetzung in künstlichen Felsengräbern geübt. Diese aus dem Felsen in wagerechter nicht senkrechter Richtung herausgehauen Grabkammern, mit einer das Wohnhaus nachahmenden Fassade davor, blieben die ganzen Jahrhunderte durch die typische Grabanlage der Kleasiaten und wurden von ihnen auch nach jenen Gegenden, wo sie kolonisierend auftraten, mitgebracht, wie wir in Etrurien bereits sahen. Diese Kleasiaten waren aber auch in Syrien schon lange vor den später kommenden Semiten ansässig, so kommt es, daß wir auch in Phönicien und Palästina das Felsengrab zwar nicht als Regel aber doch öfters auch in jüdischer Zeit in Gebrauch finden. Ahmten schon die alten Felsengräber die Formen der Blockhäuser nach, wozu manchmal im Eingange auch eine primitive Säulenstellung trat, so wurden dann mit dem Eindringen hellenistischer Kultur auch diese Fassaden künstlerischer durchgebildet. Es entstanden nun Grabfassaden, die die Giebelseite

eines dorischen oder jonischen Tempels nachbilden, während andere eine Säulenhalle zum Vorbilde hatten. Beispiele hierfür bietet ein als jonisches *templum in antis* gebildetes Grab zu Telmessos sowie das nordafrikanische Kyrene, dessen Nekropole



Abb. 189. Die Säulenstraße zu Pompeiopolis. (Aufnahme von Dr. Herzfeld.) (S. 252.)

in den dicht nebeneinander liegenden Felsengräbern, die mehrere geglättete Felswände erfüllen, wirklich im vollsten Wortsinne den Namen einer Totenstadt verdient. Bei Kyrinia auf Cypern ist an einem Grabe eine schöne dorische Fassade aus dem Felsen

geschlagen. Diese Architektur-Nachbildungen in dem lebenden Gesteine machten aber auch die mancherlei Stilwandlungen im Laufe der Zeiten getreulich mit, so dafs man schon nach den stilistischen Formen diese Gräber datieren kann. Beispiele späterer Banentwicklung bis in die Bauart der römischen Kaiserzeit finden sich zahlreich z. B. in Petra, woselbst aber nicht alle Felsenbauten als Gräber, sondern zum Teile auch als Heiligtümer dienten. Abbildungen 190 und 191 mögen diese Weiterentwicklung veranschaulichen.

Oberirdische
Grabbauten.

An anderen Orten griff wieder eine Art von Grabmalen um sich, die der Bedeutung nach zwar umgewandelt doch auf Anregungen aus der hellenischen Kultur



Abb. 190. *Ed-deir* bei Petra. (Aufnahme von G. Dalman.) (S. 254.)

zurückgeht. Nach einer großen Schlacht, nach der die Gefallenen zusammen in Massengräbern beigesetzt wurden, setzte man allen diesen ein gemeinsames Ehren-
denkmal. So errichtete man auf dem Schlachtfelde von Marathon, uralter arischer Grabessitte entsprechend, einen Tumulus, während später für die gegen Philipp von Makedonien bei Chaironea Gefallenen ein steinerner Löwe aufgestellt wurde, der auf einem großen gemauerten Unterbaue saß. Es wäre nun nur ein Schritt weiter gewesen, hätte man in einem solchen, genügenden Raum bietenden Bane auch ein oder mehrere Gräber über der Erde angebracht. Dieser Schritt geschah in Kleinasien, freilich nicht nur auf Anregung solcher griechischer Ehrendenkmäler, sondern mit Hinzuziehung auch einheimischer, bereits bestehender Grabformen. Denn man hatte sich

nicht immer damit begnügt, die Fassade reliefartig aus dem Felsen zu meißeln, sondern man hatte auch ein das Grab in sich bergendes Felsstück zuweilen von allen vier Seiten freigelegt und dann ringsum die Architektur nachgebildet. Beispiele dieser Art finden sich öfters, besonders im Süden Kleinasiens. Nun wurden solche Grabmale auch als Freibauten gemanert, und dafür gibt der karische und lykische Westen Kleinasiens im Grabmale des Königs Mausolos zu Halikarnass und in dem



Abb. 191. *El-chozur* bei Petra. (Aufnahme von A. Forder) (S. 254.)

Grabmale zu Xanthos vortreffliche, künstlerisch ungemein reich durchgebildete und schon im Altertume berühmte Beispiele. Dieser Typus des oberirdischen Grabmales wurde auch später, als die Römer, die ja ähnliche Bauten schon daheim besaßen, die Herrschaft im Osten an sich rissen, weiter entwickelt. Einzelne der einheimisch römischen Bauten werden wir später noch kennen lernen. Bauten dieser Art besitzt besonders Palmyra. Das eine erinnert an die Art, wie die hellenistischen Märkte angelegt wurden, oder noch mehr an das Heiligtum des Apollon Delphinios zu Milet. Um einen tempelartigen Bau, der einst einen Sarkophag aufzunehmen bestimmt war,

dehnt sich ein an drei Seiten Hallen enthaltender Hof, die Kammern dieser Hallen dienten ebenfalls zur Aufnahme der Särge anderer Mitglieder der Familie, der diese Anlage zur Ruhestätte diente. Ein anderes Grabmal zu Palmyra stammt aus der Zeit, da römische Leichenverbrennung und Beisetzung der Aschenkrüge in den zahlreichen Nischen eines Columbariums bis hierher nach Osten vorgedrungen war. Es ist ein großer Turm, über dessen Portal ein Bogenfenster und davor eine Altane mit einer Sarkophagfigur sich befinden. In sämtlichen Geschossen des Turmes haben einst Nischen die Aschenurnen aufgenommen.

Somit sind wir schon tief in die römische Kaiserzeit gelangt, zu welcher das *Imperium romanum* sich den ganzen Osten der alten Welt unterworfen hatte. Ehe wir nun von Hellas ganz Abschied nehmen und uns der italischen Halbinsel zuwenden, wäre es verlockend noch eine Art griechischer Orte zu betrachten, nämlich die großen nationalen Kultstätten und Heiligtümer, als da sind Olympia, Delphi, Dodona, Delos. Mehr als Stammesheiligtum gehörte auch Eleusis mit seinen religiös-kultischen Mysterien, das kleinasiatische Panionion und der berühmte Apollon-Tempel zu Didyma, südlich von Milet hierher. Aber jeder dieser heiligen Orte ist je nach Lage und kultischer Bestimmung so verschieden, daß wir hier keinen allen gemeinsamen Typus erkennen können, sondern jeder dieser Orte bedarf einer eigenen Sonderdarstellung in einem besonderen Buche, was für die meisten auch bereits geschehen ist; darum würde uns die Betrachtung auch dieser Kultstätten, die ja keine Städte für stets dort wohnende Bürger, sondern zu großen Festen von dem gesamten Volke von weit und breit aufgesuchte geweihte Orte waren, im Rahmen dieses Buches zu weit führen.

Das italische
Stadtbild.

Es bleibt also noch das Stadtbild auf der italischen Halbinsel zu betrachten übrig. Von den kleineren etruskischen Städten war schon im vorigen Abschnitte die Rede, auch sie haben zwar eine Entwicklung zu reicherer Ausgestaltung durchgemacht, vollständige Stadtbilder von ihnen sind leider nicht mehr erhalten, so viele Orte wir auch ihrer Lage nach noch genau bestimmen können. Was das Schicksal von allen diesen Orten noch erhalten hat, sind Teile von Stadtmauern, z. B. zu Volterra, Rosellae und Cosa, auch im heutigen Orbetello, das recht nahe von Cosa gelegen ist, oder Reste von einzelnen Gebäuden, wie zu Faesulae (dem heutigen Fiesole oberhalb von Florenz) ein Theater. Alles dies kehrt aber an nicht etruskischen, römischen Städten auch wieder. Von den etruskischen Tempeln sind leider nur Reste von Giebelfiguren aus Terracotta bis heute übrig geblieben, die man wohl im Museum zu Florenz studieren kann, die aber über den Grundriss und die sonstige Anlage des Baues, zu dem sie gehörten, nichts mehr berichten. Ein einziger etruskischer Tempelgrundriss hat sich bis heute erhalten, und dieser ist nicht nur von sehr kleinen Maßverhältnissen, sondern zeigt auch nicht im Innern die Anlage von drei Zellen, die aus Vitruv und aus den Beschreibungen des römischen Tempels des Jupiter Capitolinus zu erschließen sind. Der Tempel, von dem hier die Rede ist, ist der zu Marzobotto südlich von Bologna (Abb. 192). Mit griechischen Tempeln hatte dieser Bau nichts gemein, das zeigt seine dem etruskischen entsprechende quadratische Form. Er hatte aber keine Säulen, die Vitruv auch für den etruskischen Tempel fordert, dafür aber an der Nordseite einen rampenartigen Aufgang, der außer im Grundplane besonders gut in der Seitenansicht (Abb. 192 b) zu erkennen ist. Es scheint demnach, daß

dieser Bau kein eigentlicher Tempel, sondern vielleicht bloß eine kleinere Kapelle gewesen sei.

Erfahren wir demnach aus den Resten nicht viel über etruskische Banwerke ^{Etruskische Felsengräber.} und wie sie im Stadtbilde gewirkt haben mögen, so sind es wiederum die Gräber, die uns noch am meisten über verschwundene Städte und das Leben in ihnen berichten. Nekropolen haben sich fast vor jeder alten etruskischen Stadt erhalten, und da die Etrusker kleinasiatischer Abstammung waren, hatten sie auch vielfach die Sitte der Felsengräber beibehalten. Solche Felsengräber sind, um einige Beispiele zu nennen, bei den heutigen Städten Corneto, Cervetri, Orvieto, Sovana, Norchia und Chiusi noch viele erhalten. Zumeist enthalten sie im Innern des Felsens eine Grabkammer, zuweilen auch deren mehr, die dann wohl die Anlage des Wohnhauses und die Ver-

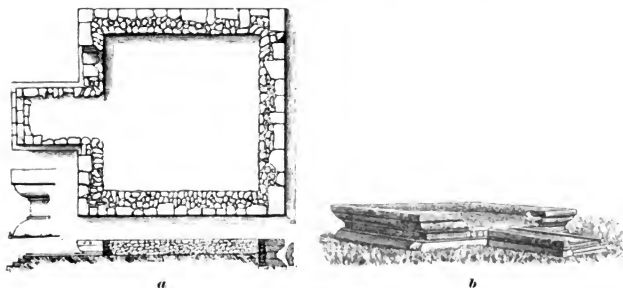


Abb. 192. Die Reste des Tempels von Marzobotto. (S. 256.)

teilung der Zimmer darin nachahmen sollen. In den meisten Fällen ist aber bloß eine größere, oft quadratische Kammer vorhanden, mit Bänken an den Wänden um die Leichen darauf zu betten. So ist auch die Anlage in der kleinasiatischen Heimat, und es dürfte gut sein hier noch einen Blick auf die Verbreitung dieses Grabtypus zu werfen.

Solche Felsengräber kommen nämlich außer in Kleinasien und Etrurien auch ^{Verbreitungsgebiete und Formen der Felsengräber.} in Ägypten vor, und zwar in zwei verschiedenen Typen. Der eine Typus, der schon in der 12. Dynastie auftritt, hat nur eine aus dem Felsen geschlagene Kammer mit einer von Pfeilern getragenen Vorhalle; ihn zeigen die Gräber zu Beni-Hassan (Abb. 193), die dentlich einen Freibau nachahmen. In der Vorhalle und in der Kammer stehen sechzehneckige Pfeiler, keine Säulen, als welche diese Gebilde zuweilen aufgefaßt werden, denn wie ein Vergleich mit sonstigen ägyptischen Bauten lehrt, sind sie durch Abschrägung der Ecken aus ursprünglich viereckigen Pfeilern entstanden. (Abb. 194). Noch in der 18. Dynastie in Der el Bahri und in der Nekropole von

Theben treten diese sechzehnkantigen Pfeiler auf, die wie in Beni Hassan ohne Verjüngung mit oben und unten gleichem Durchschnitte der ganzen Höhe nach genau senkrecht verlaufen.

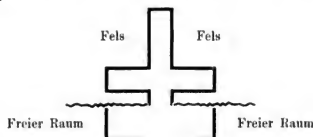
Dieser ältere Typus des Felsengrabes, so ähnlich er dem in Kleinasien üblichen ist, scheint nichts mit ihm gemein zu haben, da beide aus verschiedenen Wurzeln entsprungen sind. Der kleinasiatische Typus entstand aus der Nachahmung des dort heimischen Holzbaues, und die Gewohnheit in Felsenräumen die Toten zu



Abb. 193. Ägyptisches Felsengrab zu Beni-Hassan. (S. 257.)

bestatten ist eine uralte; in Beni Hassan dagegen zeigt der Vergleich mit älteren Gräbern (Abb. 194) klar, daß die Raumeinteilung den steinernen Grabbauten nachgeahmt ist; wohl treten in Beni Hassan auch nachgebildete Holzteile in der Architektur auf, z. B. in den vorstehenden Balkenköpfen über der Eingangshalle, dies mag aber auf der Verwendung von Palmenstämmen beruhen — die Balkenköpfe haben nämlich nicht wie in Abbildung 193 rechteckigen, sondern halbrunden Querschnitt —, die wohl zu Memphis in den mächtigen und ungeheuer schweren Steinbauten nicht angewendet wurden, in Beni-Hassan aber in leichteren, nicht mehr erhaltenen Bauten ihre Vorbilder haben können. Ein anderer Typus tritt mit der 18. Dynastie in der Nekropole

von Theben auf, und dieser zeigt auffallende Übereinstimmungen, wohl nicht mit Kleinasien, aber mit Grabbauten der nach Westen gewanderten Stämme dieser Rasse, mit den sardinischen Riesengräbern. In Theben folgt auf den Eingang im Felsen erst ein zur Felsenwand paralleler Gang mit Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen, dann darauf senkrecht und dem Eingange gerade gegenüber ein schmaler langer Gang, der Bilder des Totenkultes enthält. Die nebenstehende Skizze möge das veranschaulichen.



Der lange Gang der Tür gegenüber erinnert an die Gänge der Riesengräber (vgl. Abb. 174), aber auch noch eine andere Übereinstimmung zeigt sich. Die Riesengräber haben nach vorn die halbkreisförmige Wand, die wohl einen Hof für Kult-

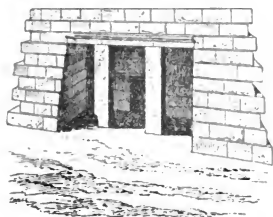


Abb. 194. Eingang in ein Grab zu Saqqara.
(S. 258.)

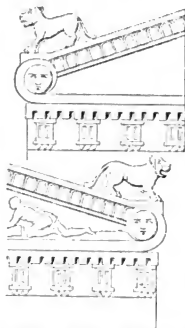


Abb. 195. Giebel von einem Felsengrabe zu Norchia. (S. 260.)

zwecke andeutet, in Theben nun findet sich vor der Felswand, hinter der das nicht allen Teilnehmern an der Totenfeier zugängliche Grab liegt, unter freiem Himmel noch ein ummauerter Vorhof für den Kult. Dem Riesengrab wie dem ägyptischen Felsengrab scheint eine ähnliche kultische Anschauung zu Grunde zu liegen. Von wo aber eine etwaige Beeinflussung kam, können wir heute noch nicht entscheiden; nur

darauf sei hingewiesen, daß dieser thebanische Typus nach der Vertreibung der Hyksos in Übung kam, die Hyksos aber nach den neuesten Forschungen von den meisten Gelehrten als Angehörige der kleinasiatischen Rasse betrachtet werden.

Die Etrusker nun, das wohl am spätesten, erst nach den Seeräubertriegen Ramses III., nach Europa gelangte kleinasiatische Volk, behielt auch in Italien den aus der Heimat mitgebrachten einfachen Typus bei. In der Ausgestaltung der Fassade trat aber ein Wechsel ein, indem man hierin den zahlreichen und sehr alten Einflüssen der griechischen Kultur folgte. Die Fassaden also sind nach griechischen Baustilen durchgeführt. Ein sehr altes Beispiel ist in der Nekropole zu Norchia, wobei auch die Seite 196 besprochene Mischung des dorischen und ionischen Stiles wieder auffällt (Abb. 195). Man sieht über einem dorischen Gebälke mit Triglyphenfries den ionischen Zahnschnitt angebracht, und auch die Triglyphen haben unten eine an den Zahnschnitt erinnernde Fortsetzung, die aus den sog. Tropfen des dorischen Stiles entstand. An den Ecken des Giebels treten wieder die spiraligen Aufrollungen auf. Freilich haben die Etrusker bei der Übernahme auch noch Einiges mißverstanden; so die erwähnte zahnschnittartige Fortsetzung an den Triglyphen, und dann sind über den au und für sich schon Akroterien darstellenden Spiralscheiben noch einmal Akroterien in Tiergestalt angebracht. Auch Säulenstellungen waren einst unter diesem Gebälke, und Säulen in den Vorhallen der Gräber kommen an vielen Orten Etruriens vor. Wie so vieles Andere übernahmen die Römer auch diese Felsengräber mit griechischen Fassaden von den Etruskern, obwohl sie noch mancherlei andere Grabarten daneben hatten. Ein gutes Beispiel eines römischen Felsengrabes ist in der Nekropole bei Cagliari auf Sardinien die *Tomba della vipera*, zu Deutsch „das Schlangengrab“, so genannt nach den Schlangen zu beiden Seiten des kleinen Relief-Giebelchens (Abb. 196).

Rom.

Somit wären wir wieder bei den Römern angelangt. Das römische Stadtbild der späteren Zeit kann besonders an zwei Städten recht gut erkannt werden, einmal an Rom selbst und dann an Pompeii, das nach seiner Verschüttung durch den Vesuv über 1700 Jahre unter der Asche schlummerte, um dann bei den Ausgrabungen als die am besten erhaltene antike Stadt wieder zu erstehen. Für Rom haben wir außer den noch vorhandenen Ruinen noch zwei Quellen, die antike litterarische Überlieferung und den leider nicht mehr ganz erhaltenen, in Marmortafeln eingravirten antiken Stadtplan, der jetzt im Museum auf dem Capitele in eine Treppenwand eingelassen ist. Das Rom der Kaiserzeit war auch nach modernen Begriffen eine Großstadt, in der außer den eingessessenen römischen Bürgern auch Angehörige aller Völker und Gegenden der alten Welt zusammenströmten. Die Stätten, wo einst die geringen Anfänge dieser Weltstadt lagen, Palatin, Forum und Capitol, waren auch fortan die Hauptmittelpunkte der Stadt, wo sich das rege öffentliche Leben abspielte, die Regierung ihre Sitze hatte und die prächtigen Kaiserpaläste standen. Aber noch weit herum über mehrere Hügel, längs der Ufer des Tiber und in die Ebene der Campagna erstreckte sich die Stadt mit ihren teils reichen, teils ärmlichen Wohnhäusern, ihren Tempeln, Theatern und Plätzen. Die für das Stadtbild wichtigsten Punkte, die auch dem Beschauer den reichsten und weithin zusammenhängenden Anblick gewährten, sind doch das Forum mit seinen Tempeln und Basiliken, und darüber Capitol und Palatin. Das Forum in einer einst sumpfigen Niederung, die

*Forum
romanum.*

früher als einfacher Rindermarkt diente, wurde später zu einem Sammelorte der wichtigsten und schönsten öffentlichen Bauten. Vom Capitolhügel blickte das Tabularium, das Archiv des römischen Reiches, herab auf das Forum. Darunter standen der Porticus der Dii Consentes, ein Hallenbau, dann der Tempel des Vespasianus und der Tempel der Concordia, von denen beiden Freitreppen nach dem Forum gingen. Dem



Abb. 196. Die *tomba della ripera* bei Cagliari. (S. 260.)

Porticus und dem Vespasiantempel war aber noch der Tempel des Saturn vorgelagert. Waren diese Bauten, von denen einige Säulen noch aufrecht stehen, im Westen des Forums, so schloß sich an der südlichen Langseite die ungeheuer große, von Julius Cäsar begründete Basilica Julia an. Sie war das Gerichtsgebäude der Centumviralgerichte und war von so riesiger Größe, daß in ihr, obwohl sie keine geschlossenen Gemächer enthielt, sondern nur durch Pfeilerreihen in fünf Schiffe geteilt war, doch gleichzeitig an verschiedenen Stellen vier Gerichtsverhandlungen stattfinden konnten.

Östlich folgte der Tempel der Dioskuren, Castor und Pollex, worauf das Heiligtum der Vesta mit seinen Wohnungen für die Vestalinen, die das heilige Herdfeuer zu bewahren hatten, und dem Rundtempel der Vesta sich anschloß. Im Norden waren, heute unter den Kirchen S. Martino und S. Adriano versteckt, das Secretarium des Senates und die Curie, ein Volksversammlungsort. Es folgte die ebenfalls prächtige Basilica Aemilia, die aber kleiner war als die Basilica Julia, und danach der Tempel der Faustina. Zwischen diesem im Norden und dem erwähnten Vestaheiligtum im Süden war der Tempel Divi Julii. Die Tempel des Forums waren, wenn sie auch nicht alle drei Zellen hatten, in der Anordnung des Grundrisses und mit der geräumigen Säulenvorhalle doch alle nach tuskischer Ordnung erbaut. Vor den drei westlichen Tempeln lag die Rednertribüne, die Rostra, ein sehr großes mit Balustraden, Statuen, und Statuen tragenden Säulen geschmücktes Podium, von dem die Kaiser und andere, die als Volksredner auftraten, zu der am Forum versammelten Menge sprechen konnten. Nördlich davon steht heute noch der Triumphbogen des Septimius Severus. Auch südlich und nördlich des Templum Divi Julii stand je ein Triumphbogen. Aber auch noch weiter östlich dehnte sich das Forum aus; im Norden stehen hier die mächtigen Ruinen der Basilica des Maxentius, die erst von Constantin beendet wurde; sie enthielt drei hohe mit Tonnengewölben überwölbte Hallen, deren Decke aber nicht auf Säulen, sondern auf starken Wänden ruhte, und die mittels Türen mit einander in Verbindung waren. Eine Besonderheit bietet der Tempel der Venus und Roma. Dieses Gebäude zerfällt in zwei Tempel, deren einer von Westen, der andere von Osten zu betreten war, und deren zu Apsiden, umgebildete Kultnischen im Schnittpunkte der beiden Axen des Baues aneinander stießen. Nach Südosten folgten noch der Tempel des Jupiter Stator und der Triumphbogen des Titus, mit seinen kulturgeschichtlich so hoch interessanten Reliefs, die sich auf die Zerstörung Jerusalems durch Titus beziehen, worunter die Forttragung der Kultgeräte aus dem jüdischen Tempel besonders wichtig ist. Jeder einzelne aller dieser Bauten war mit Säulen, Reliefs und Figuren in Rundplastik auf das Reichste geschmückt. So muß das Forum Romanum einst einen zwar überaus prächtigen und reichen Anblick geboten, aber auch den Eindruck der Überfülle und Üppigkeit hervorgerufen haben. Jedenfalls muß das Forum weit entfernt gewesen sein, von jener im höchsten Maße künstlerisch schönen Einfachheit griechischer Städte.

Die
Kaiser-Fora.

Ganz nach Osten hin beschloß der Riesenbau des Colosseums, dieses größten aller Amphitheater, das Bild des Forums. Genaueres über seine innere Einrichtung wird bald in anderem Zusammenhange zu besprechen sein. Solche Fora gab es zur Kaiserzeit nicht nur das eine, sondern viele Kaiser errichteten wieder ihre eigenen, die alle in der Nähe und zwar nördlich des Forum Romanum liegen, so das Forum des Nerva, des Augustus und das Traians. Jedes Forum besaß wieder seine eigne Basilica und andere Bauwerke und war durch Umgrenzungsmauern von der Umgebung und anderen Foren getrennt. Einen ganz neuen Bau lernen wir auf dem Traiansforum kennen, d. i. die Traianssäule. Sie soll errichtet sein um zu zeigen, wie hoch das Erdrreich war, das Traian abtragen ließ, um den Verbindungsrücken zwischen *Mons Quirinalis* und dem Capitele verschwinden zu lassen und so mehr Raum für die Häuser der Stadt zu schaffen. Eine Überlieferung, die kaum auf Richtigkeit beruht.

Über einem großen Sockel erhebt sich die gebaute Säule, in deren Innern eine Wendeltreppe bis oben führt. Oben stand die vergoldete Säule des Kaisers, die Säule ist außen von einem spiralförmigen Reliefbande umzogen, das die Taten Traians in den Kriegen gegen die Dacier im Bilde der Nachwelt überliefert. Auf einer zweiten zu Rom noch stehenden Ehrensäule sind die Kriege Marc Aurels gegen die Marcomannen dargestellt.

Über dem Forum romanum auf dem Capitele höher als das Tabularium gelegen stand der schon öfters erwähnte Iupitertempel und diesem gegenüber auf dem Hügel des Palatines, die verschiedenen mit aller Pracht und allem Luxus ausgestatteten Kaiserpaläste, die heute nur noch in Resten ihrer Grundrisse sichtbar sind. Jenseits des Palatines lag der Circus maximus. Ein Bau, der im Grundgedanken sich an die griechischen Stadien anschließt, in seinen Größenverhältnissen sie aber weit hinter sich läßt.

Jupitertempel,
Circus,
Theater.

Südwestlich vom Capitele steht in seinen Außenmauern heute noch aufrecht das Theater des Marcellus, das einst wohl ganz die Einrichtung des römischen Theaters Kleinasiens besaß, aber ganz als Freibau errichtet ist, so daß auch die ansteigenden Sitzreihen der Zuschauer sich nicht, wie wir es bis jetzt fanden, an einem Bergabhänge in die Höhe ziehen, sondern von einer hoch aufstrebenden, das ganze Theater umgebenden Mauer gestützt werden. Derartige Theater gab es in Rom mehrere, ebenso wie auch außerhalb der Fora noch zahlreiche Tempel standen.

Zwischen all diesen öffentlichen Prunkbauten zogen sich die Straßen der Stadt hin, deren Häuser teils im Besitze der Vornehmen eine reichere Grundrisse-Entwicklung hatten, die wir noch in Pompeii kennen lernen werden, teils, je nach der Stadtgegend, auch recht ärmlich waren; und auch mehrstöckige Zinshäuser gab es bereits im alten Rom.

Umgeben war diese Stadt Rom vor sehr alten Zeiten bis zu denen der punischen Kriege mit der teilweise noch sichtbaren Servianischen Mauer, die man bis auf Servius Tullius zurückführte. Später war die Mauer teilweise zerfallen, die Stadt hatte sich weiter ausgedehnt und so allmählig in eine offene Stadt verwandelt. Erst Kaiser Aurelianus ließ sie nach dem Einbruche der Germanen im Jahre 271 n. Chr. in weiterem Umfange mit einer neuen Verteidigungsmauer umgeben. An dieser heute noch zum größten Teile erhaltenen Stadtmauer können wir die ganzen, riesigen, für das Altertum erstaunlichen Maße des alten Rom erkennen, in denen auch die moderne Hauptstadt des Königreichs Italien genügend Raum gefunden hat. Die Mauern waren mit allen Verteidigungs- und Verstärkungsmaßregeln versehen, als da sind Türen vor der Mauer und Wehrgänge an der der Stadt zugewendeten Seite der Mauer. Zahlreiche Tore, von denen mehrere heute noch bestehen, ermöglichen den Verkehr mit der Außenwelt. Auch sie zeigten reiche architektonische Ausschmückung, wie das heute „Porta maggiore“ genannte Tor.

Stadtmauern.

Außer den genannten öffentlichen Bauten gab es noch andere, die in ihren Größenverhältnissen und ihrer künstlerischen Ausschmückung gewiß von Bedeutung für das Bild ihres Stadtteiles waren, denn ganz übersehen konnte man die große, außerdem noch durch mit Häusern bebante Hügel gegliederte Stadt von nirgends, außer ganz aus der Ferne vom Albanergebirge, von wo ein Eindruck des eigentlichen

Thermen.

Stadtbildes nicht mehr zu gewinnen war. Diese noch zu erwähnenden Gebäude sind die Thermen, deren zwei, die des Titus nahe dem heutigen Bahnhofe und die des Caracalla, sowohl in der ganzen Anordnung, als in einzelnen wohl erhaltenen Teilen noch gut zu erkennen sind. Wohl die größten Thermen überhaupt waren die um 217 n. Chr. erbauten des Kaisers Caracalla. Darin waren nicht nur Räume für das heiße, laue und kalte Bad, in denen man auch schwimmen konnte, auch Räume für Curen der Kranken, Lesezimmer, Säle für gymnastische Übungen waren darin enthalten. Eine üppige verschwenderische Pracht herrschte da an Säulen, kassettierten Stuckdecken, Statuen und vielem Anderen. Um die Räume in der für ihren Gebrauch richtigen Temperatur zu halten wurde eine von den Römern erfundene Heizvorrichtung angebracht, die das ganze Haus mit der eben nötigen Wärme versorgte. In der Mitte des ganzen Baues war eine große Feuerungsstelle, und von dieser aus verteilte sich die dadurch erhitzte Luft. Die Fußbäder der einzelnen Räume lagen nämlich nicht fest auf, sondern auf niedrigen Pfeilern. In diesem Raume unter dem Fußboden konnte die heiße Luft durchstreifen und teilte sich mittels Röhren in den Wänden auch den in den oberen Stockwerken belegenen Zimmern mit. Auch das in besonderen Kesseln erhitzte Wasser wurde in Röhrenleitungen den Zimmern, wo man es brauchte, zugeführt.

Römische
Gräberstraßen.

Die Nekropolen nahmen bei den Römern auch besondere Gestaltung an. Auch das Volk bestattete natürlich vor der Stadt, aber zu beiden Seiten der aus den Toren führenden Landstraßen. Dem Verstorbenen oder ganzen Familien wurden hier architektonisch reiche Grabmale in mannigfachen Formen und Arten der Ausführung errichtet. So ziehen sich nahe an den Toren beginnend ganze Gräberstraßen noch weit in die Campagna hinein. Unter diesen ist die Via Appia besonders reich an Grabbauten. Nach den Resten zu urteilen standen hier zu beiden Seiten kleine Tempelchen, die die Asche der verbrannten Leichname bargen, Nachbildungen von Sarkophagen, turmartige Gebäude mit mehreren Stockwerken und gar manche architektonische Formen mehr. Auch manche recht sonderbare und befremdliche Formen kommen da vor. So hat ein Bäcker, Namens Eurysaces für sich und seine Frau vor Porta Maggiore ein Grabmal bauen lassen, das über einander getürmte Mehlsäcke und Getreidemaße darstellt.

Rundbauten
als Gräber.

Berühmt und bereits aus der Ferne sichtbar ist ein cylinderförmiger Rundbau auf quadratischer Grundfläche. Es ist das Grab der Caecilia Metella. Doch nicht der ganze Bau ist uns erhalten, auf dem aus Quadern gemauerten Cylinder saß einst noch ein kegelförmiger Hügel auf, der auch mit Gras und Blumen bepflanzt war. Diese Form ist aus dem alten Tumulus entstanden. Auch an dem Grabe des Attalos von Pergamon tritt bereits gleichsam als Unterlage für den Hügel ein Steinsockel auf, der freilich hier noch sehr niedrig gehalten ist; auch auf der Insel Syme nicht weit von Halikarnass und von Rhodos ist ein ähnlicher Grabhügel auf einem Steinsockel; und auch Etrusker haben diese Form übernommen, wie die Cucumella bei Vulci zeigt. Von den Etruskern wieder lernten die Römer diese Grabform kennen. In Rom aber ist dieser Sockel zu einem selbständigen Bane geworden, dem der Hügel nur gleichsam als Bedachung dient. Zwei andere solche Grabbauten, die aber ihrer Bestimmung als Kaisergräber gemäß die Formen ins Gigantische steigern, sind noch in Rom erhalten,

das Grab des Augustus und das des Hadrian, welches letzteres unter dem Namen der Engelsbnrg allgemein bekannt ist. Auch hier saß einst ein Hügel auf, der mit Gartenanlagen und Statuen reich besetzt war; die letzteren wurden aber, als Rom von den Goten belagert und das Grabmal in ein Verteidigungswerk umgewandelt wurde, von oben auf die Belagerer herabgeworfen und erst Jahrhunderte später im Schutte wieder aufgefunden. Hierzu gehört auch der sogenannte barbarinische Faun in der Glyptothek zu München. Ähnlich war auch das Grabmal des Augustus, in dem heute neben Anderem auch ein vollständiges Theater eingerichtet ist. Beide Grabmale waren aber nicht nur zur Aufnahme der Asche des Kaisers bestimmt, sondern borgen auch die ihrer Nachfolger.

Die Römer, die sich damals die ganze alte Welt unterworfen hatten, waren nicht wählerisch, sie nahmen das, was ihnen zusagte oder gefiel, von überall her. Wie sie schließlich ganze Götterculte von anderen Ländern, z. B. von Ägypten, übernahmen, so war es auch mit Bauformen; so hat z. B. C. Cestius sich an dem Tore gegen Ostia ein Grab in Form einer ägyptischen Pyramide erbauen lassen. Von den durch die Etrusker übermittelten Felsengräbern war schon oben die Rede, auch bei Rom finden sich hierfür Beispiele, wie das der Scipionen, bei dem der Brücklichkeit des natürlichen Gesteines noch mit vorgelegten Mauern und Wölbungen vorgebeugt wurde. Hier wurde die ganze Leiche in Sarkophagen bestattet, von denen der des L. Cornelius Scipio Barbatus mit Ornamenten griechischer Architektur geschmückt ist, wobei wieder dorische und ionische Motive gemengt vorkommen; in seiner Durchbildung als Kline hat er manche Ähnlichkeit mit einem anderen, jetzt noch vor dem Dipylontore zu Athen stehenden Sarkophage. Die von den Etruskern übernommene Sitte der aus dem natürlichen Boden gehöhlten Grabmale behielten die Römer auch an einer ihnen selbst eigenen Beisetzungsart bei, in den Columbarien. Dies waren unterirdische und gemauerte Grabräume, in denen die Aschenurnen einer Familie, oft auch die der zur Familie gehörigen Sklaven und Freigelassenen, in besonderen Nischen beigesetzt wurden. Da die vielen nebeneinander und übereinander liegenden Nischen dem Innern ungefähr das Aussehen eines Taubenschlages gaben, führen diese Grabmale den Namen *Columbarium*. Die Räume waren reich mit aus Ziegeln oder Stuck hergestellter Architektur und mit Malerei verziert, und in dichten Reihen öffneten sich die halbkreisförmigen, die Aschenurnen bergenden Nischen nach den Gemächern. An mehreren Orten Roms sind solche Columbarien in Ruinen noch erhalten, unter Anderm vor dem heute Porta San Sebastiano genannten Tore, in welcher Gegend auch noch eine öffentliche Leichenverbrennungsstelle in ihren Resten kenntlich ist. Dieser Grabtypus ist in Italien noch nicht ausgestorben. Auch moderne Friedhöfe Siciliens und Sardiniens sind nach dieser Art hergerichtet, wobei freilich die jetzt viereckigen und mit Steinplatten verschlossenen Nischen die ganzen Leichname bergen und in starken oberirdisch angelegten Mauern angebracht sind.

Für das Bild der nächsten Umgebung Roms waren aber auch die Wasserleitungen maßgebend, die wir zwar bei anderen Städten auch schon kennen lernten, die aber doch höchstens durch einen großen und schönen Stadtbrunnen am Stadtbilde wirklich beteiligt waren. Anders zu Rom. Die Campagna ist vielfach durchzogen von teils höheren, teils niederen Pfeiler- und Bogen-Stellungen, die oft in bedeutender

Verschiedene
andere
Grabformen.

Wasser-
leitungen.

Höhe die Leitungskanäle, in denen das Wasser von den Gebirgen der Stadt zufließte, trugen. Diese Aquaeducte geben heute noch der römischen Landschaft ein charakteristisches Gepräge, ja einige dieser Leitungen, die von den Päpsten mit neuen, künstlerisch durchgeführten Endigungen mit großen Becken, in die das Wasser sprudelt, versehen wurden, wie z. B. die Aqua Paula am Ianiculus und die Fontana Trevi in der Stadt, sind heute noch zum Nutzen und Schmucke der Stadt in Gebrauch. Im Sabiner- und Albanergebirge und an anderen Orten vereinigte man die dort entspringenden Quellen in großen Sammelbecken und leitete sie, solange das Gelände noch hoch lag, erst unterirdisch, dann über Täler und die Ebene der Campagna in diesen Aquaeducten zur Stadt. Hier mündeten sie in die sogenannten Castelle oder Piscinae. In diesen lagen drei große überwölbte Räume, die das Wasser aufnahmen und es nach seinen drei Bestimmungen, für die Thermen, für die öffentlichen Brunnen und zum Privatgebrauche in den Häusern verteilten. In Röhren wurde das Wasser von da aus weiter an seinen Bestimmungsort geführt, und eine Menge von schönen öffentlichen Brunnen und Springbrunnen, deren M. Agrippa allein 105 errichtet haben soll, sprudelten nun in der Stadt das in den Piscinen auch gereinigte Wasser als Trank und Kühle spendendes Element.

Hafenanlagen.

Schon in Etrurien, Griechenland und im hellenistischen Kleinasien haben wir den Gebrauch von Hafenstädten kennen gelernt, auch den Römern fehlte er natürlich nicht, und für Rom war das nahe davon an der Tibermündung gelegene Ostia der von der Natur gegebene Hafenplatz, und als solcher diente das Städtchen auch schon in frühen Zeiten. Wie aber in der römischen Kaiserzeit, als das Reich auf dem Gipfel der äußeren Macht und des Reichtums stand, Alles an Großartigkeit die anderen Länder übertreffen sollte, wenn auch das rein Künstlerische anderwärts oft schöner zum Ausdruck kam, so wurden nun von den Kaisern auch großartige Hafenbauten angelegt, die wirklich allen Bedingungen der damaligen Seefahrt gerecht werden konnten. Unter Kaiser Claudius wurde ein neuer Hafen für Rom angelegt. Mächtige Molen baute man in das Meer hinaus, die nach einem geraden Teile halbkreisförmig sich gegen einander wenden. Zwischen ihren Enden wurde mittels auf einem Schiffe versenkter Pfeiler eine Insel künstlich hergestellt, von der aus ein Leuchtturm, ähnlich dem Pharos zu Alexandria, den Schiffen sein Licht zuwarf. Später ließ dann Kaiser Traian bereits auf festem Lande noch ein großes sechseckiges Becken ausheben, das ringsum von Magazinsgebäuden begrenzt war. Dieses Becken stand durch einen Kanal mit dem Hafen in Verbindung, und so entstand ein doppelter Hafen, den man als äußeren und inneren bezeichnen kann. Außer dieser Vervollkommenung eines bestehenden Hafens ließ aber Kaiser Traian einen anderen bei Centum Cellae neu errichten. Auch hier finden sich wieder die im Halbbogen verlaufenden Mauern, die hier ein Oval bildeten, dessen Längsachse parallel mit dem Ufer lief; auch hier ward eine künstliche Insel aufgeführt, die aber nicht zwischen den Molennarven, sondern vor diesen weiter im Meere lag, und selbst wieder nach zwei Seiten Molen entsandte, so daß gleichsam vor dem Hafen noch ein Kanal lag, der den Hafen von allen Seiten gegen gefährliche Winde schützte. Auch hier stand auf der künstlichen Insel ein Leuchtturm. Derartige gewaltige Anlagen waren gewiss vortrefflich geeignet, dem aus der Ferne kommenden Schiffer oder Reisenden einen

starken Eindruck von der Macht und dem Reichtum Roms zu geben, und der heimischen Schifffahrt und dem Handel gereichten sie auch in hohem Maße zum Vorteile.

Das Stadtbild von Rom muß nach Alle dem ein recht reichhaltiges und schwer zu überblickendes gewesen sein, ja ein eigentliches Stadtbild wird man wie auch in unseren Großstädten kaum empfunden haben, da es von jedem Teile der Stadt zum anderen sich stark veränderte, größte Pracht und größter Reichtum gar bald in anderen Gegenden von Armut und Elend abgelöst wurden, und es auch keinen Ort gab, wo man einen Gesamtüberblick gewinnen konnte, da sich die einzelnen Hügel immer wieder, weitere Aussicht hindernd, dazwischen schoben. Die einzelnen Teile, wie Thermen, Theater, Amphitheater, Ehrendenkmäler kommen an allen Orten Italiens vereinzelt oder mehrere vereint vor; ja nicht nur in Italien, auch in Frankreich, Deutschland, Österreich, selbst bis nach England, kurz überall wo Römer hinkamen und, wenn auch nicht Städte, sondern Lager und Garnisonen anlegten, finden sich große öffentliche Gebäude, denn was der Römer in seiner Hauptstadt besaß, das wollte er auch in der Fremde nicht entbehren. Wo Städte angelegt wurden, wie in Trier in Deutschland, oder Orange in Frankreich, hat sich auch ein ganz stattliches Stadtbild entwickelt, das wir heute freilich nur noch nach einzelnen Bauten erkennen können. Ziemlich viel ist in Trier noch wahrzunehmen. Hier bietet nicht nur die bekannte und einst prächtige Porta Nigra ein anschauliches Beispiel eines großen befestigten Stadtttores, auch Thermen, Reste eines Palastes und ein Amphitheater sind, wenigstens in Ruinen, noch zu sehen.

Römische
Städte außer-
halb Italiens.

Das Amphitheater ist aber nicht wie das Colossenm zu Rom, oder das Amphitheater zu Pola und viele andere von Grund aus in die Höhe gebaut und mit starken festen Mauern umgeben, sondern das ganze Oval mit Sitzreihen und Arena ist aus der Erde ausgehoben, und in diese künstliche Einbettung sind dann alle die nötigen Teile mit Mauern eingebaut gewesen. Dies bildet einen bedeutsamen Unterschied gegen die Theater. Diese waren fast immer, das zu Fiesole bei Florenz bietet z. B. eine Ausnahme, da wo nicht ein bestehendes griechisches Theater im römischen Sinne umgebaut wurde, nicht ausgehöhlt, sondern von unten an mittels Mauern in die Höhe geführt. Beim Amphitheater schlug man einen anderen Weg ein. Zuweilen errichtete man es auf ebener Erde und erbaute für die Sitzreihen starke schief ansteigende Stützmauern und umgab das Ganze mit widerstandskräftigen Umfassungsmanern. Aber wohl bloß reiche Orte gestatteten sich diesen Luxus, viele andere benutzten das natürliche Gelände, wie es sich eben ergab. Zwei Wege konnten eingeschlagen werden. Entweder man höhlt die flache Erde so weit und so tief aus, daß das Amphitheater gleichsam versenkt war; und wenn man dann den Zuschauerraum erhöhen wollte, so konnte außen herum noch ein Rang von Sitzreihen in die Höhe gebaut werden. So wurde die Last, die von den Mauern zu stützen war, um ein Gewaltiges verringert; so war es z. B. in Pompeii und in Trier. Oder man konnte Sitzreihen und Arena aus einer muldenförmigen Vertiefung in der Fels-oberfläche herausschlagen und wenn nötig wieder einen höheren Rang architektonisch errichten, wie es in Syrakus geschah; oder man benutzte für das ganze Amphitheater eine tiefe Felschlucht, die man an den Felswänden für die Sitzreihen abarbeitete und an der offenen Seite mit Architektur verschloß. Dies war bei dem

Verschiedene
Anlagen der
Amphitheater.

Amphitheater zu Cagliari auf Sardinien der Fall, von dessen Einrichtung die Abbildungen 197—199 eine Anschauung geben mögen. Auch die innere Einrichtung eines solchen Baues wird aus diesen Bildern deutlich. Vor allem mußte schon die unterste Sitzreihe bedeutend über der Arena erhöht sein, damit die wilden Tiere die Zuschauer nicht gefährden konnten, und die Arena auch für Schiffskämpfe unter Wasser gesetzt werden konnte. Dann benötigte man außer der sichtbaren Teile auch noch anderer Räume, die teils als Zugänge für die schauende Menge, teils als Aufenthaltsräume für die Gladiatoren und für die wilden Tiere vor dem Auftreten, oder auch als Magazine zu dienen hatten. Auch die Eingänge zu diesen Räumen



Abb. 197. Das römische Amphitheater von Cagliari. (Eigene Aufnahme.) (S. 268.)

sind auf unseren Bildern gut zu erkennen. Die oberen aus dem Felsen geschlagenen Öffnungen, wie sie in Abb. 197 und 198 recht gut erscheinen, führten die Zuschauer von den dahinter liegenden ebenfalls in das Gestein eingearbeiteten Treppen nach den verschiedenen Rängen. Unten am Boden der Arena sind auf allen drei Bildern abermals Öffnungen zu sehen, die einem rund um die Arena laufenden Gange angehören, aus dem die in den Kämpfen auftretenden Menschen und Tiere hervorkamen; hinter diesem Gange sind mehrere zimmerartige Räume aus dem Felsen geschlagen, deren Bestimmung im einzelnen nicht mehr zu erkennen ist, deren Gesamtzweck aber der oben erwähnte ist, es waren Käfige der Tiere, Ankleideräume der Gladiatoren und Magazine. Nach der Seite hin, wo die Felsschlucht offen war, wurde ein Abschluß durch gebaute Mauern erzielt, für die mannigfache Abarbeitungen als Auflagen am Felsen auf Bild 199 gut zu erkennen sind. Rechts unten erblickt



Abb. 198. Das römische Amphitheater von Cagliari. (Eigene Aufnahme.) (S. 268.)



Abb. 199. Das römische Amphitheater von Cagliari; rechts unten die überwölbte Wasserleitung. (Eigene Aufnahme.) (S. 268.)

man in dem Bilde noch eine in der Erde ruhende, gemauerte Wölbung; sie diente einst dazu, Wasser nach der Arena zu leiten oder nach dem Gebranche abzuleiten, auch hier scheinen also Schiffskämpfe stattgefunden zu haben. Dies ist die Einrichtung, wie sie in Cagliari heute noch zu erkennen ist, in anderen Amphitheatern, besonders im Colosseum, ist noch etwas mehr wahrzunehmen. Hier sind nämlich unter dem Boden der Arena noch zahlreiche Räume und einzelne gemauerte Schachte, in denen Einbettungen für Maschinen noch kenntlich sind, und die einst die Bestimmung hatten, als Aufzüge Menschen, Tiere und Geräte zur Arena heranzubringen oder als Versenkungen von ihr zu entfernen. Trotz des ungeheuren offenen Raumes konnte doch die ganze im Theater anwesende Menschenmenge vor den heißen Sonnenstrahlen geschützt werden, indem an ganz oben aufgestellten Masten mittels Rollen und Seilen eine Bedachung von Segeltuch über die Sitzreihen gespannt und, wenn nicht mehr nötig, entfernt werden konnte.

Pompeii.

Haben wir in Rom und an anderen Orten die zeitlich oft Jahrhunderte auseinander liegenden und bis in sehr späte Zeiten reichenden Teile des Stadtbildes kennen gelernt, so gibt es doch noch eine Stadt, an der dies Stadtbild einheitlicher und im ungestörten Zusammenhange zu erkennen ist. Dies ist Pompeii. Es ist keine römische Gründung, sondern eine im 6. Jahrhunderte angelegte Kolonie der Osker, die um 420 v. Chr. den Samniten in die Hände fiel; nach den Samniterkriegen 342—290 zählte die Stadt zu den römischen Bundesgenossen, aber erst im Jahre 80 v. Chr. legte P. Sulla eine römische Veteranenkolonie daselbst an, wodurch die Stadt dann ganz römisch wurde. In all diesen Zeiten aber machte sich durch die Nähe des griechischen Neapolis (Neapel) und anderer Städte des großgriechischen Unteritaliens auch starker hellenischer Einfluß geltend. Trotz dieser wechselreichen Schicksale ist Pompeii von Anfang an nach einem einheitlichen Plane angelegt, und zeigt, in dem Zustande, wie es in den seit 1748 währenden Ausgrabungen wieder zu Tage trat, nachdem es 79 n. Chr. vom Vesuve verschüttet ward, gut das Bild einer römischen Landstadt des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, den es auch von Anfang an hatte, denn sowohl die Osker als die Samniten waren den Latinern nahe verwandte italische Volksstämme. Darum wurde auch die Stadt, nach nicht nur römischer sondern allgemein italischer Gewohnheit, bereits im 6. Jahrhunderte so angelegt, wie wir es schon für das römische Lager und römische Kolonisations-Städte kennen gelernt haben. Darauf scheint auch der Name hinzudeuten, der von dem griechischen Hauptworte Pompe (von *pempein*, *πέμπειν* schicken, senden) abgeleitet wird. In der Tat wissen wir, daß Pompeii durch Aussendung von drei oskischen Städten, Nola, Nuceria und Acerrae, begründet wurde. Andere leiten den Namen von dem oskischen Zahlworte *pompe* = fünf ab, und dies würde zum Schlusse leiten, daß entweder noch zwei nicht überlieferte Städte an der Gründung beteiligt waren, oder daß Pompeii einst in fünf Regionen oder Stadtbezirke eingeteilt war, statt, wie man nach den Ausgrabungen im Plane ansetzte, in neun.

Nach italischer Sitte wurde die Stadt vor Allem von zwei Hauptstraßen durchschnitten, dem *Cardo* und dem *Decumanus*. Als *Cardo* wird allgemein die in nordsüdlicher Richtung verlaufende, heute *Strada Stabiana* genannte Straße bezeichnet, den *Decumanus* gab in ostwestlicher Richtung die *Strada di Nola*, die Straße

nach Nola, ab; da aber diese Straße nördlich des Forums hinzieht, ohne dieses zu berühren, nehmen andere die vom Forum nach Osten abgehende *Strada dell' Abbonanza* als Decumanus an. Freilich liegt auch dann das Forum nicht am Schnittpunkt von *Cardo* und *Decumanus*, was sonst in der Regel der Fall war. Mit diesen beiden Hauptstraßen in gleichen Richtungen verlaufen noch zahlreiche andere Straßen, sodafs auch hier die rechteckigen Häuserblöcke entstehen, nur nicht immer ganz regelmäßig, denn da das Gelände nicht ganz eben ist, machen manche Gassen einen Bogen, und so kommen auch Unregelmäßigkeiten in das Stadtbild.

Die Häuser dieser Straßen und Gassen zeigen den Typus des römischen, oder vielleicht besser, allgemein italienischen Hauses. Die Anlage erinnert vielfach im Grundrisse an das hellenische Haus (S. 246), entstammt also einer gemeinsamen, allgemein arischen Wurzel. Auch im römischen Hause führt wie im entwickelten späteren griechischen ein kurzer Gang von der Straße in einen hofartigen Raum, das Atrium. Auch hier öffnen sich die Räume neben dem Toreingang als Geschäftsräume nach der Straße oder enthalten die Pförtnerstube, und damit wahrte auch das Atrium die Erinnerung an seine Abstammung vom arischen Außenhofe. Zu beiden Seiten des Atriums befinden sich kleine *cubicula* genannte Zimmer, die denen am Peristylon des griechischen Hauses entsprechen. Auf italienischem Boden hatte sich eine besondere Ausbildung dieses Hofes entwickelt. Auf allen vier Seiten lief in der Mitte auf vier Eckstützen aufruhend ein nach innen geneigtes Vordach herum, so dafs ein freier Raum entstand, unterhalb dessen das vom Dache kommende Regenwasser in einem vertieften Becken im Fußboden des Atriums, dem *impluvium*, aufgefangen wurde. Doch auch das Megaron findet sich wieder. Als seinen Nachfolger haben wir das *tablinum* am Ende des Atriums, dem Eingange gerade gegenüber zu betrachten. Auch in Italien war es der Hauptranm des Hauses, der gleich dem Megaron, als Speisesaal und Empfangsraum diente. Wie in dem griechischen Hause hinter diesen Teilen sich oft noch ein Garten befand, der auch zu einem zweiten Peristyle werden konnte, so findet sich auch im italienischen oft der *hortus* (Garten) oder ein Peristyl, um das noch verschiedene Räume gruppiert werden konnten.

Zu Priene in Kleinasien und an modernen griechischen Häusern sahen wir aber, wie durch die Raumbegung in den Straßen die Teile des Hauses samt dem Hofe eine Verschiebung nach seitwärts erlitten, bei aller Einfachheit jedoch die alte Grundanlage, Hof, Megaron und Nebenräume beibehalten wurde, und dafs der Eingang durch den Hof blieb. Und merkwürdig – aber nicht verwunderlich – in den einfachsten Hausanlagen Pompeis finden wir genau dieselbe Einteilung und Anordnung wieder. Es war eben uraltes, arisches Gemeingut, und davon ließen die Völker trotz verschiedener Schicksale nicht so leicht ab, und in so fern von einander liegenden Gegenden wie im modernen Hellas und an vielen Bauernhäusern und Gehöftanlagen Norddeutschlands finden sich noch Ähnlichkeiten, die nur auf diesen gemeinsamen Grundgedanken zurückgeführt werden können.

Die öffentlichen Bauten teilen sich in Pompeii in zwei nicht weit auseinander liegende Gruppen, und gleichsam als dritte liegt für sich allein im südöstlichen Winkel der Stadtmauer das große Amphitheater, von dem schon oben (S. 267) die Rede war. Die Heiligtümer, Markthallen und Regierungsgebäude standen rings um das Forum.

Das
entwickelte
italische Haus.

Die Fora
von Pompeii.

Gegen Norden hin war der Haupteingang (Abb. 200). Hier steht an einer Schmalseite des ein Rechteck bildenden Forums der Tempel des Jupiter. Er erhebt sich auf einer hohen gemauerten Terrasse und war nach etruskischer Anordnung errichtet. Nach vorn steht eine fast quadratische Halle mit korinthischen Säulen, dahinter ist die Cella, durch zwei Reihen ionischer Säulen, über denen wahrscheinlich nochmals korinthische standen, in drei Schiffe geteilt. Vor der Hinterwand steht eine große Basis, die mittels einer Treppe erstiegen werden kann, und auf der wohl einst drei Götterbilder, Jupiter, Juno und Minerva standen; so stimmt dieser Tempel in Bestimmung und Anordnung mit dem großen Jupitertempel auf dem römischen Capitol überein und führte danach auch den Namen *Capitolium*. Den Zutritt nach dem Forum gewährte rechts und links dieses Tempels je ein Torbogen, bloß der westliche blieb bestehen, während der östliche fortgerissen wurde, weil dahinter am nördlichen Ende des Tempels der Triumphbogen des Tiberius aufgerichtet wurde und dieser vom Forum aus unbehindert gesehen werden sollte. An der südlichen Schmalseite des Platzes, dem Jupitertempel gegenüber, standen drei Regierungsgebäude, jedes mit einer Apsis versehen, der Amtsraum der *Duumviren*, der Sitzungssaal des Senates und der Amtsraum der Aedilen. Der ganze Platz des Forums war an drei Seiten, die vierte wurde durch den Jupitertempel und die beiden Torbogen besetzt, von Säulenhallen, teils auch von Statuenreihen, umgeben. Hinter diesen Hallen lagen im Osten und Westen die sonstigen Gebäude.

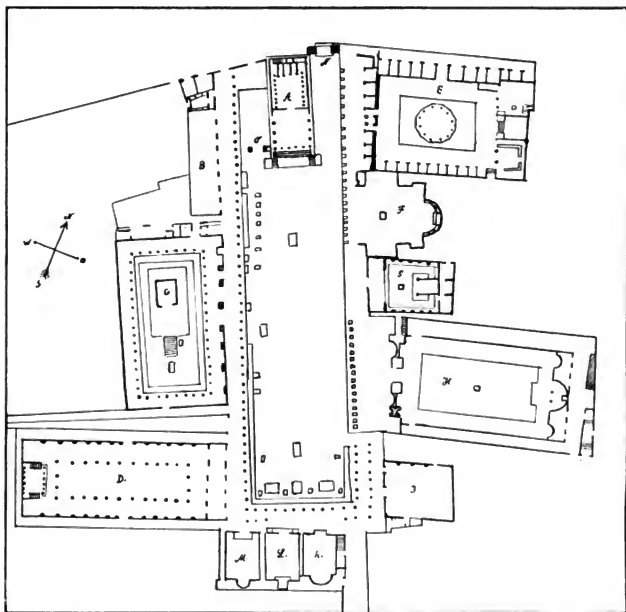
Im Osten nahe dem Jupitertempel war das *Macellum*, der Markt für die Lebensmittel des täglichen Bedarfes. Es war ein viereckiger Säulenhof, der von drei Seiten Eingänge und in Reihen angeordnete Verkaufsläden besaß. Die vierte Seite zeigte in der Mitte eine Kapelle der Kaiserfamilie, nördlich daran anstoßend einen Festsaal für den Kaisercult, und südlich eine Halle zum Verkauf von Fleisch und Fischen. In der Mitte des Marktes stand ein Kuppelbau mit einem großen Wasserbecken. An den Markt schloß sich nach Süden das Heiligtum der städtischen Laren an, ein unbedeckter hofartiger Raum, der im Hintergrunde eine Apsis mit einer Kapelle daran aufwies. Darauf folgte der Tempel Vespasians und danach die *Eumachia*, ein von Säulenhallen umgebener langer Raum mit drei Apsiden im Osten. Er diente als Markthalle für Wollstoffe. Ferner war an der südöstlichen Ecke des Forums noch ein Bau als Wahlraum oder *Comitium*.

An der westlichen Langseite lag im Süden die *Basilica*, ein prächtiger und großer gedeckter Ban mit ringsumlaufenden Säulenhallen im Innern. Die Wände dagegen waren mittels über einander gestellter und durch ein Gebäckesims getrennter Halbsäulen in zwei Stockwerke geteilt. In der Mitte des Hintergrundes war das Tribunal, ein Säulenbau mit einem Obergeschosse. Etwas weiter nördlich von der *Basilica* stand der Apollotempel, das älteste aber öfters umgebaute Bauwerk Pompeis. Auf diesen Tempel folgten weiter nach Norden wieder Markthallen, bei denen sogar eine öffentliche Bedürfnisanstalt nicht fehlte. Außer mit diesem architektonischen Schmucke war das Forum selbst und die daran anstoßenden Gebäude auch noch reichlich mit Bildsäulen geschmückt.

Das forum

Die andere Gruppe von Gebäuden steht an einem zweiten Forum und zwar an *triangulare*, dessen Ostseite anstoßend. Es ist dies das nach seiner Dreiecksform *forum triangulare*

benannte. Von Norden kommend betritt man es durch eine schöne, nun teilweise wieder neu aufgestellte, ionische Vorhalle, die nach außen und innen je eine Säulen-



A = Tempel des Jupiter, *B* = Markthallen, *C* = Tempel des Apollon, *D* = Basilica, *E* = Macellum (Viehmärkte), *F* = Heiligtum der städtischen Laren, *G* = Vespasian-Tempel, *H* = Eumachia (Wollmarkt), *I* = Comitium, *K* = Amtsraum der Duumviri, *L* = Saal des Stadtrates, *M* = Saal der Aedilen, *N* = Triumphbogen des Tiberius, *O* = Eingangstor.

Abb. 200. Das Forum von Pompeii. (S. 272.)

stellung von sechs Säulen aufweist. Zwischen dieser äußeren und inneren Reihe ist eine Wand gezogen, die zwei Türen nach dem Forum enthält. Von der inneren Säulenhalle gehen zwei weitere lange Säulenreihen ab; die der Stadtmauer zugewandete

ist der vordere Abschluß einer gedeckten Halle, die andere bildet mit einer parallel laufenden niederen Mauer eine offene Wandelbahn. Hier am Forum selbst sind aber dorische Säulen verwendet. Auf diesem Forum stand auf einem Stufenbaue ein dorischer Tempel von griechischem, nicht etruskischem Grundrisse. An die östliche Langseite anschließend lagen zwei andere wichtige Bauten, die Gladiatoren-Kaserne und das sogenannte große Theater. Die Kaserne bestand aus den in zwei Stockwerken übereinander liegenden Zellen der Gladiatoren. Diese Wohnräume umgaben einen viereckigen Säulenhof, in dem die Übungen für die Kampfspiele stattfanden. Das Theater nördlich dieser Kaserne faßte an 5000 Zuschauer und war nach der bekannten römischen Art erbaut. Südöstlich stieß dann das kleine Theater, das nur etwa 1500 Zuschauer faßte und mit einem festen Dache gedeckt war. Nördlich vom großen Theater war die Palästra, ein Säulenhof, in dem die Jugend gymnastische Übungen abhielt. Aber zwei für die Kulturgeschichte wichtige Bauten standen ebenfalls noch dort, der Tempel des Zeus Meilichios und einer der Isis. Ein einer griechischen Gottheit geweihter Tempel kann in dieser Gegend Italiens nicht Wunder nehmen, anders ist es mit dem der ägyptischen Isis geweihten. Zwar lernten wir schon ein ägyptisches Heiligtum auf Thera kennen, hier diente es aber der von den Ptolemaiern mitgebrachten fremden Garnison. In Pompeii können aber nicht so viele Fremde aus Ägypten gelebt haben, daß sie für ihren heimischen Kult einen eigenen Tempel errichteten, wir können also nur annehmen, daß eben auch hier einer der vielen aus der Fremde mitgebrachten Kulte von den Römern selbst geübt wurde, und dies wird dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß eine aufgefundene Inschrift erzählt, der Tempel sei bei dem Erdbeben des Jahres 63 n. Chr. zerstört gewesen und von den Eltern des erst sechsjährigen N. Popidius Celsinus in seinem Namen neu erbaut worden.

An drei Seiten ist Pompeii noch von Stadtmauern umgeben, durch die Tore nach den Landstraßen führten; außerhalb des nach Herculaneum führenden Tores war eine Gräberstraße angelegt, wie wir deren schon vor Rom kennen lernten. In der Stadt verteilt waren mehrere Thermen, und auch über das Leben in Pompeii werden wir vortrefflich unterrichtet durch die erhaltenen Kaufläden, durch die Werkstätten verschiedener Handwerker, unter denen Bäckereien, Tuchwalkereien, Gerbereien und Färbereien, auch eine Schusterwerkstatt noch deutlich kennbar sind, und durch mehrere Wirtshäuser mit oft recht interessanten Inschriften der Gäste an den Wänden.

Paestum.

Daß auch Städte Großgriechenlands, also hellenische Gründungen auf italischem Boden, in der äußeren Gestaltung sich zuweilen an italische Formen gehalten haben, zeigt der regelmäßig viereckige Verlauf der Stadtmauern von Paestum, die auf jeder Seite in der Mitte ein Stadttor haben. Das Stadtbild selbst ist nicht mehr zu erkennen, ehe nicht gründliche Ausgrabungen das ganze Stadtgebiet freigelegt haben. Drei Tempel ragen in noch recht gut erhaltenem Zustande über die Erde, der des Poseidon, der der Demeter und ein früher als Basilica aufgefaßter Bau, der aber nach den Forschungen Puchsteins gewiß auch als Tempel anzusprechen ist. Alle diese Tempel zeigen in der Architektur gut griechische Formen und sind auch ihrem bedeutenden Alter nach rein hellenische Bauten. Als dann im Jahre 273 v. Chr. auch eine römische Kolonie in die Stadt verlegt wurde, entstanden auch römische

Tempel hier. Von dem einen, dem sogenannten *tempio della pace*, sind noch die Fundamente erhalten, und zumindest zwei weitere, der der *Mens Bona* und der *Juno Moneta*, müssen, nach Münzschriften zu schließen, in Paestum noch bestanden haben. So mischten sich hier griechische und italische Kultur, und vielleicht dürfen wir darum den viereckigen Verlauf der Stadtmauern erst als eine spätere römische Umbildung ansehen.

Hiermit sind wir am Schlusse unserer Betrachtungen angelangt. Ein weiterer Schlußwort.
Weg war es, der uns von der einfachen Hütte und dem Zelte bis zur Entstehung und Entwicklung der großen Städte, sei es in Ägypten, Mesopotamien, Griechenland oder Italien, geführt hat, und mit Rom kamen wir schon bis tief in die nachchristlichen Jahrhunderte. Dann aber nach dem Zusammenbruche des römischen Weltreichs und dem Auftreten der Germanen, die nun die Zügel der Weltgeschichte kräftig in die Hand nahmen, begann nicht nur für die Einteilung der Weltgeschichte eine neue Zeit, das Mittelalter, auch die Entwicklung des Städtebildes schlug neue Wege ein. Die alten Städte sanken danernd oder zumindest für viele Jahrhunderte von ihrer Bedeutung und Macht herab und wurden gering an Einwohnerzahl, im germanischen Norden aber, wo bis dahin noch die alte Siedlungsart nach Sippen in kleinen Ortschaften fortbestanden hatte, entstanden zuerst um die Pfalzen der deutschen Kaiser oder an für den Handel geographisch günstig gelegenen Punkten neue Städte. Aber den veränderten historischen, kulturellen und klimatischen Bedingungen entsprechend verfolgten diese einen anderen Entwicklungsgang, wenn auch die Wurzeln für viele Erscheinungen auf Errungenschaften des Altertums zurückgehen. Darum fällt eine Betrachtung dieser Neu- und Weiterentwicklungen aus dem diesem Buche gesteckten Rahmen heraus und bedürfte der Behandlung in einem besonderen Buche über die Entwicklung des Stadtbildes im Mittelalter.

Literaturverzeichnis.

Altman, Italische Rundbauten.

Ammianus Marcellinus.

Andersen, Joseph, Scotland in early christian times.

Annual of the British School at Athens. Jahrgänge 1900—1906.

Bella, L. und O. Müller, Prähistorische Funde in der Umgebung von Ödenburg in Ungarn.
In Zeitschr. d. Anthropol. Ges. Wien, XXI, 1891.

Beloch, Griechische Geschichte

Beundorf, Griechische Giebelakroterien. In Jahreshefte des Österr. archaeol. Instituts.

Benzinger, Hebräische Archäologie.

Berichte siehe vorläufige Berichte.

Boyd, H. O., Report of the American Exploration Society's Excavations at Gurnia 1901—1903.
In University of Pennsylvania Transactions of the Departement of Archaeologie, 1904

Brückner, in den Athen. Mitteilungen 1908 über die Ausgrabungen am Dipylon.

✓ Brünnow und v. Domszewski, Die Provincia Arabia.

Buechholz, Die homerischen Realien.

Bulle, Orchomenos. In Abhandl. der bayr. Akademie der Wissenschaften, 1907.

Burrows, The discoveries in Crete. 1907.

Busolt, Griechische Staats- und Rechtsaltertümer.

Caesar, De bello gallico.

Cantina, Etruria marittima.

Cartailhac, E., in L'Anthropologie Bd. II, 1891, S. 141 ff.

Chipiez siehe Perrot et Chipiez.

Coulange siehe Fustel.

Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer.

Deecke siehe Müller, Otfried.

Delitzsch, Franz, Die Stiftshütte. In Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft, 1880.

Delitzsch, Friedr., Mehr Licht.

Dennis, The Cities and Cemeteries of Etruria.

Dibelius, Martin, Die Lade Jahwes.

Dionysios von Halikarnass, *Περὶ τῆς ἑλληνικῆς πόλεως*.

Dörpfeld, Die kretischen Paläste. In Athen. Mitteilungen, 1905 und 1907.

Dörpfeld, Troia und Ilion.

Dörpfeld und Reisch, Das griechische Theater.

v. Domszewski siehe Brünnow.

Dopsch, A., Die slavischen Haus-Kommunionen. In Österr. Rundschau, 1909.

Drerup, Homer. In Weltgeschichte in Charakterbildern.

Duhn, F. v., Geschichtliches in vorgeschichtlicher Zeit. Neue Heidelberger Jahrb., IV, 1894.

Durm, Baukunst der Griechen.

Durm, Baukunst der Römer.

Erman, Ägypten und ägyptisches Leben.

Evans über Knossos im Annual of the British School.

Evans in Archaeologia 1906.

Feldmesser, römische, siehe Schriften.

Führer durch die Ruinen von Pergamon.

Fustel de Coulange, La cité antique.

Gardener Wilkinson, British remains on Dartmoor. In Journal of the archaeological association, Vol XVIII, 1862.

Gorjanovič-Kamberger, Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien, XXXV, 1905.

Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer.

Gunkel, Die Lade Jahves ein Thronszitz. In Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. 1906.

Hall, Oldest civilisation of Greece.

Heberdey, Ausgrabungsberichte von Ephesos in den Jahreshften des Österr. archäol. Instituts.

Helbig, Italiker in der Poebene.

Hermann, Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. I. Staatsaltertümer, davon 6. Auflage von V. Thumser.

Herodot.

Heyne, M., Das Deutsche Wohnungswesen. Bd. I von „Fünf Bücher Deutscher Hausaltertümer“.

Hiller von Gärtringen, Thera.

Hilprecht, Explorations in Bible Lands.

Hirschfeld, Zur Typologie griech. Ansiedlungen im Altertum. In Festschrift für Curtius.

Hirschfeld, Entwicklung des Stadtbildes in „Aus dem Orient“

Hirt, A., Der Tempel Salomonis. Berlin 1809.

Hirt, A., Geschichte der Baukunst. 1821—1827.

Hirt, Die Indogermanen.

Hörnes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa.

Holzinger, Genesis.

Holzmann, Germanische Altertümer.

Hommel, Grundriss der Geographie und Geschichte des alten Orients.

Humann, Magnesia am Maeander. Berichte über die Ergebnisse der Ausgrabungen der Jahre 1891—1893. Kgl. Museen zu Berlin.

Humann und andere, Altertümer von Hierapolis. Ergänzungsheft 4 des Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen archäol. Instituts.

Jeremias, Alfred, Das alte Testament im Lichte des alten Orients.

Judeich, Topographie von Athen. Bd. III, Abt. II von Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft.

Kamberger, siehe Gorjanovič.

Kaulen, Assyrien und Babylonien.

Keller, Pfahlbauberichte.

Klostermann, Der Pentateuch. Neue Folge 1907.

- Klinge, Th., Studien zur Topographie von Pästum. In *Classical Philology*, Vol. IV, Heft I.
- Kohl, Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen.
- Koldewey, siehe Puchstein.
- Koner, siehe Guhl.
- Kornemann, Zur Stadtentstehung in den ehemals keltischen und germanischen Gebieten des Römerreichs. Ein Beitrag zum römischen Städtewesen.
- Kornemann, πόλις und urbs. In *Verhandlungen der 47. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S.*
- Kornemann, Polis und Urbs. In *Klio* V, 1905.
- Kuhn, Über die Entstehung der Städte der Alten. Komenverfassung und Synoikismos.
- Krause, Geographie von Alt-Griechenland. In *Griechenland geographisch, geschichtlich und kulturhistorisch dargestellt*. Sonderabdruck aus *Ersch und Gruber, Allgemeine Encyclopädie*.
- Lagrange**, La Crète ancienne.
- Layard, Nineveh.
- Lelwel, J., (herausgegeben von Straszewicz) Pytheas und die Geographie seiner Zeit.
- v. Lichtenberg, Das Porträt an Grabdenkmälern.
- v. Lichtenberg, Beiträge zur ältesten Geschichte von Kypros. *Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft*, 1906.
- v. Lichtenberg, Die ionische Säule.
- v. Lichtenberg, Einige Grundsätze für das Bühnenbild. In *Richard-Wagner-Jahrbuch*, 1907.
- Lindl, Cyrus.
- Lipsius siehe Schönmann.
- Lisch, Über Hausurnen. In *den Jahrbüchern für Mecklenburgische Geschichte*, 1856.
- Mackenzie**, Duncan, im *Annual of the British School at Athens*, XI und XII.
- Mackenzie, Duncan, The tombs of the Giants and the Nuraghi of Sardinia in their West-European Relations. In *Memnen* II, 3.
- Marquardt, Römische Staatsverwaltung, III².
- Man, Führer durch Pompeii.
- Mau, Pompeii in Leben und Kunst.
- Mayr, A., Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. In *Mitteilung der I. Klasse der Kgl. Academie der Wissenschaften zu München*, XXI.
- Memnon, Zeitschrift für die Kunst- und Culturgeschichte des alten Orients I—III in den Ausgrabungsberichten.
- Menard et Sauvageot, La vie privée des anciens.
- Meyer, Eduard, Geschichte des Altertums.
- Meyer, Deutsche Volkskunde.
- Milchhöfer, Anfänge der Kunst.
- Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 1906—1909.
- Montelius, O., Der Orient und Europa.
- Montelius, O., La civilisation primitive en Italie.
- Montelius, O., Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa. In *Archiv für Anthropologie*, Bd. 23, 1895.
- Montelius, O., Findet man in Schweden Reste von einem Kupferalter? In *Archiv für Anthropologie*, Bd. 23, 1895.
- Mosso, The Palaces of Crete and their builders.
- Much, Mathäus, in *Mitteilungen der anthropol. Ges. Wien*, Bd. VII, 1878.
- Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde.
- Müller, Otfried, Die Etrusker. Die Neubearbeitung dieses Werkes durch Deecke.
- Müller, O., siehe L. Bella.

- Müller, Sophus, Nordische Altertumskunde.
 Müller, Sophus, Urgeschichte Europas.
 Müller, Sophus, Die nordische Bronzezeit und ihre Periodenteilung.
 Museen, Kgl., zu Berlin, Altertümer von Pergamon.

- de Neyer**, Geo., On the remains of ancient stone-built fortresses and habitations occuring to the west of Dingle, country Kerry. In the archaeological journal. Vol. XV. 1858.
Nissardi, siehe Taramelli.
Nissen, Das Templum.
Nissen, Italische Landeskunde.
Nissen, Pompeianische Studien.
Noack, Homerische Paläste.
Noack, Ovalhaus und Palast in Kreta. 1908

- Oberhammer**, Der Stadtplan, seine Entwicklung und geographische Bedeutung. ¹
 Ohnefalsch-Richter, Kypros, Homer und die Bibel.
 Overbeck, Pompeii in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken.

- Parazzi** im *Bulletino di paleologia italiana*, Bd. 17, 1891.
Pernier, Lavori eseguiti dalla Missione archeologica italiana in Creta. In *Rendiconti della R. Accademia dei Lincei*, 1907.
Petersen, Vom alten Rom.
Perrot et chipiez, *Histoires de l'art dans l'antiquité*.
Pfuhl, Zur Geschichte der Kurvenbauten. In *Athen. Mittheilungen*, 1905.
Piette, Ed., in *L'Anthropologie*, Bd. VI, 1895.
Pigorini, La terramara Castelazzo di Fontanellato. In *Monumenti Antichi della Accademia dei Lincei*, 1, 1889.
Pigorini über Terramara Colombare di Bessano. In *Rendiconti della R. Accademia dei Lincei*, II.
Plutarch, *Vitae parallelae*.
Pöhlmann, R., *Grundriss der griechischen Geschichte*.
Pollack, *Hippodromica*.
Puchstein, Die ionische Säule.
Puchstein und Koldewey, *Antike Tempel in Unteritalien und Sicilien*.
Pyl, Die griechischen Rundbauten.

- Rammée**, D., *Histoire de architecture*.
Reber, Fr., *Des Vitruvius zehn Bücher über Architektur*. Übersetzt und durch Anmerkungen und Risse erläutert. Stuttgart 1865.
Reinhardt, *Der Mensch zur Eiszeit in Europa*. 2. Aufl.
Reisch, *Griechische Weihgeschenke*.
Reisch siehe Dörpfeld.
Richter, O., *Topographie von Rom*.
Richter siehe Ohnefalsch-Richter.
Ridgeway, *Early age of Greece*.
Riehm, *Handwörterbuch des biblischen Alterthums*.
Riggenbach, *Die mosaische Stiftshütte*.
Riggenbach in *Realencyclopaedie für protestantische Theologie und Kirche*. 2. Aufl. Bd. XIV.
Rubino, *Vorgeschichte Italiens*.

- Sauvageot** siehe Menard.
Schick, *Die Stiftshütte*.
Schliemann, *Ilios*.

- Schneider, Artur, Das alte Rom.
 Schönmann, Griechische Altertümer. 4. Aufl. von Lipsius.
 Schrader, H. siehe Wiegand.
 Schrader, Otto, Sprachvergleichung und Urgeschichte.
 Schrader, Otto, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde.
 Schriften der römischen Feldmesser. Herausgegeben und erläutert von F. Blume, K. Lachmann und O. Rudorff.
 Schuchardt, Die Ausgrabungen Schliemanns im Lichte der heutigen Wissenschaft.
 Schuchardt, Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen. In Neue Jahrbücher für klass. Altertumskunde, 1908.
 Schuhmacher, Tell El-Mutesellim.
 Schwally, Semitische Kriegeraltertümer.
 Sellin, Profan oder Sacral? In Memnon II, 3.
 Sergi, Ari e Italei.
 Servius, In Vergilium commentarii. ed. Thilo de Hagen.
 Steindorff, S., Die Blütezeit des Pharaonenreiches. Bd. 10 von Monographien zur Weltgeschichte.
 Strabo.
 Strack und Zöckler, Kommentar zu den Heiligen Schriften. Altes Testament. Bd. I.

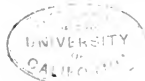
Tacitus, Germania.
 Taramelli, A. und Nissardi, Filippo, L'altipiano della Giarra di Gesturi in Sardegna ed i suoi monumenti preistorici. In Monumenti antichi della R. Accademia dei Lincei, Vol. XVIII, 1907.
 Taramelli, A., I problemi archeologici della Sardegna. In Memnon II, 1.
 Thomae, Petraeische Kunst. In Memnon III, 1.
 Thukydides.

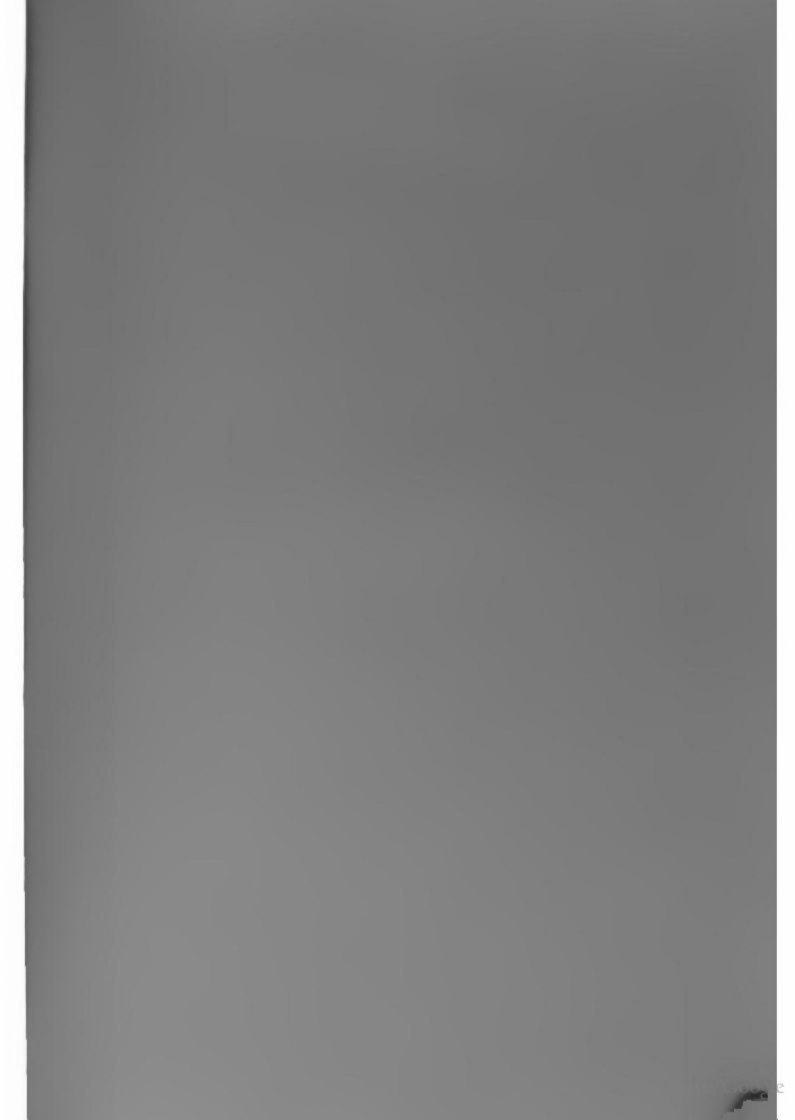
Ussing, I. L., Pergamos, seine Geschichte und Monumente.

Varro, De lingua latina.
 Vitruvius, De architectura libri decem.
 Vitruvius siehe auch Reber.
 Vorläufige Berichte über die Ausgrabungen zu Milet. In den Veröffentlichungen der Kgl. Museen zu Berlin.
 Vorläufige Berichte über die Ausgrabungen zu Pergamon in den Athenischen Mitteilungen.

Wecklein im Hermes VI, 1872.
 Weissbach, Das Stadtbild von Babylon. In Der alte Orient V, 4.
 Wiegand und Schrader, Priene.
 Wilkinson siehe Gardner.
 Wimmer, Historische Landschaftskunde. Innsbruck 1885.
 Winkler, A., Die Wohnhäuser der Hellenen.
 Wörman, K., Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Bd. I.
 Woldfich, I. N., in Mitteilungen der anthropol. Ges. Wien, Bd. XX, 1890.

Ziebarth, Kulturbilder aus griech. Städten. Bd. 131 von „Aus Natur und Geisteswelt“.
 Zöckler siehe Strack.





14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

13 JUL '64 HK

~~35-5 LD~~

~~13 JUL '65 10 AM~~

*Topic of
Release*

INTER-LIBRARY
LOAN

LD 21A-60m-4 '64
(E4555a10)47011

General Library
University of California
Berkeley

YE 03273



